P
Paed. Pr.
672

Clemens

~~7418.~~

Preis 6 f

Clemens

W.B.

DER SCHUTZENGEL

Zum

Namenstag.

Ein

Festgeschenk

für

die katholische Jugend.

Von

Th. K. Clemens.

Mit einem Stahlstich.

Mainz,
Verlag von Florian Kupferberg.

1847.

Zum

Namenstag.

Ein

Festgeschenk

für

die katholische Jugend.

Von

Chr. K. Clemens.

Mit einem Stahlstich.

Mainz,

Verlag von Florian Kupferberg.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Gar oft, wenn nicht meistens, befinden sich Eltern, welche ihren lieben Kindern ein Buch zum Namenstage schenken wollen, wegen der Auswahl eines solchen in großer Verlegenheit. So ein Buch sollte angenehme Unterhaltung und nicht minder auch passende Belehrung gewähren, und zwar in möglichst reicher Mannichfaltigkeit; dabei sollte es, was gewissenhafte Eltern ganz besonders berücksichtigen, keine Anschauungen und Ansichten enthalten, welche dem heiligen katholischen Glauben entgegen oder in sittlicher Beziehung anstößig sind. Indem ich nun an die zahlreichen Mißgriffe dachte, die in dieser Hinsicht aus Unkenntniß schon gemacht worden sind, und noch gemacht werden, entstand in mir der Entschluß: eine Schrift auszuarbeiten, welche den obigen Anforderungen entspräche und namentlich die Förderung religiös-sittlichen Lebens sich zur Aufgabe setzte. Es soll mich freuen, wenn verständige Eltern, Lehrer und Jugendfreunde dieser Arbeit ihren Beifall schenken und sie für geeignet erachten, unter unserer Jugend recht viel Gutes zu stiften; zum größten Vergnügen aber würde es mir gereichen, wenn meine jungen Leser diese mit Lust und Liebe für sie ausgearbeitete Gabe lieb gewännen und die mancherlei ernsten Wahrheiten und wohlwollenden Ermahnungen, die sich darin befinden, recht schön beherzigten. Eine besondere Altersklasse der Jugend habe ich nicht im Auge gehabt, sondern im Allgemeinen die ganze lesefähige Jugend, so daß, wenn ein jüngeres Kind dieses Buch zum Geschenk

erhalten sollte, auch seine älteren Geschwister und Kameraden mit Vergnügen und Nutzen darin lesen möchten, und umgekehrt. Was die Anordnung des Stoffes anbelangt, so habe ich völlige Zwanglosigkeit herrschen lassen, und nur darauf Bedacht genommen, daß in dem Ganzen die so beliebte Abwechslung nicht vermißt werde. Eine derartige Behandlung solcher Jugendschriften findet, wie mich die Erfahrung mehrfach gelehrt hat, am meisten Anklang. Mit Ausnahme einiger weniger Stücke, die ich um des Planes willen aus fremden Werken entlehnte, und deren Quelle ich stets angab, ist alles meine eigene Arbeit. Für die Abschnitte über das Leben und die Aussprüche der Heiligen habe ich benutzt: „Bedae Venerabilis scintillae," Silberts „Legenden, fromme Sagen u. s. w.," L'Homond's „kleine Kirchengeschichte," Schweizer Legende, Leben der Heiligen von Pater Martin von Cochem, Herbst's Beispielesammlung und Schumachers „Zeugen des Herrn," bevorwortet von M. A. Nickel u. a. m. Kleinigkeiten, wie: einige Räthsel und Denksprüche ꝛc. habe ich nicht angeführt.

Gerne gestehe ich zum Schlusse, daß ich, wenn dieses Namenstagsgeschenk bei der katholischen Jugend und ihren Freunden gute Aufnahme findet, unter anderm Titel ein zweites und drittes Bändchen solcher Jugendlectüre unter Mitwirkung tüchtiger katholischer Lehrer folgen lassen werde, so daß dadurch nach und nach eine ganze Bibliothek passender Jugendschriften, woran wir, aufrichtig gesagt, noch immer keinen Ueberfluß haben, gebildet wird.

Mainz, den 1. März 1847.

Der Verfasser.

Inhalt.

Nro.		Seite
1.	Der heilige Schutzengel	1
2.	Warum wir den Namenstag feiern	3
3.	Thautropfen	6
4.	Friedrich Händel	15
5.	Der Faulpelz	23
6.	Bruno von Bassa	24
7.	Stammbuchverse	37
8.	Schulanekdote	40
9.	Charade	41
10.	Die drei Blicke	41
11.	Die drei Brüder	42
12.	Das Glück	82
13.	Eine furchtbare Lage	83
14.	Logogryph	85
15.	Zur Warnung	86
16.	Denkspruch	87
17.	Wie eine Mutter ihren Sohn bekehrt	87
18.	Schulanekdote	88
19.	Das Veilchen	89
20.	Die Bienen	89
21.	Der Pfefferkuchen	90
22.	Denkspruch	93
23.	Gesellschaft und Einsamkeit	93
24.	Denkspruch	98
25.	Auch mit Wenigem kann man allmählig reich werden	98
26.	Räthsel	99
27.	Die Laufbahn eines Leichtsinnigen	100
28.	Charade	114
29.	Denkspruch	115

Nro.		Seite
30.	Wohlfeile Heilung	115
31.	Ein Pfiffikus	119
32.	Gottes Finger	120
33.	Die Negerfamilie	121
34.	Denkspruch	133
35.	Scherzhaftes Allerlei	133
36.	Der Schwanensee	136
37.	Männertrutz	162
38.	Denkspruch	163
39.	Was man an einem Gärtchen lernen kann	164
40.	Zwei starkmüthige Knaben	168
41.	Räthsel	171
42.	Leitsterne	171
43.	Joseph	188
44.	Echo	211
45.	Rathschläge und Regeln für das Schulleben	212
46.	Schlauköpfchen	217
47.	Schulanekdote	233
48.	Das Herz	234
49.	Anton Thomas	235
50.	Denkzettel	253
51.	Eine merkwürdige Bekehrung	259
52.	Denkspruch	264
53.	William Gerway	264
54.	Das Kreuz im Walde	275
55.	Wie du mir, so ich dir	276
56.	Schulanekdote	277
57.	Gutes Deutsch	278
58.	Gefahr des Schweißes	278
59.	Man muß die Gelegenheit benützen	279
60.	Denkspruch	281
61.	Barbaren lehren Dankbarkeit	282
62.	Auflösung der Räthsel	282

1.

Der heilige Schutzengel.

Gott hat für unsre Lebensreise
Durch die gefahrenreiche Welt,
Nach liebevoller Vaterweise,
Uns einen treuen Freund bestellt.
Dein Auge kann ihn zwar nicht schauen,
Weil er ein himmlisch Wesen ist;
Doch kannst du sicher darauf bauen:
Er ist dir nah zu jeder Frist.

Er ruft in früher Morgenstunde
Dich wach mit einem sanften Gruß,
Und mahnet dich mit frommem Munde
Zu heiligem Gebetserguß.
Er spornt dich an zu regem Streben
Und zur Erfüllung deiner Pflicht,
Und schützet dein bedrohtes Leben,
Wo Menschenhülfe oft gebricht.

Weinst du vielleicht in stiller Kammer, —
O so verzage nicht im Schmerz!
Es hat für deinen tiefen Jammer
Dein Freund ein zärtlich fühlend Herz.

Er höret alle deine Klagen,
Wenn sonst auch Niemand um dich weilt,
Und hilft dein Leid in Liebe tragen,
Bis deine Wunden sind geheilt.

Hat dich an deine Lagerstätte
Gefesselt körperliche Pein, —
Er steht getreu an deinem Bette
Und spricht dir Muth und Hoffnung ein.
Er führt dir freundlich zu Gemüthe:
Still zu bereuen deine Schuld,
Und wandelt voller Himmelsgüte
Die herbe Trübsal in Geduld.

Und wann nach überstand'nem Leide
Des Glückes Stern dir wieder lacht,
Steht er dir abermals zur Seite
Und hat auf deine Seele Acht.
Er prägt, nach seinem heil'gen Wesen,
Dir Mäßigung und Demuth ein;
War gottverklärt dein Schmerz gewesen,
So soll es auch die Freude sein.

Er folget dir auf jedem Schritte,
Nur sorgend für dein wahres Heil;
Dir wird auf seine fromme Bitte
Vom Himmel manches Glück zu Theil.
Denn er ist rein von allen Mängeln
Und sieht, wie Jesus selber spricht,

Als einer von den sel'gen Engeln
Stets Gottes heil'ges Angesicht.

O möchtest du ihn nie betrüben,
Den treuen Freund, den Gott dir gab!
O möchtest du ihn innig lieben
Von deiner Wiege bis an's Grab! —
Das aber ist die ächte Liebe:
Daß du sein heilig Antlitz scheust,
Ihn ehrst durch Pflege reiner Triebe
Und ihn durch frommes Thun erfreust.

2.

Warum wir den Namenstag feiern.

Es ist in unserer heiligen Kirche von jeher Sitte gewesen: nicht den Geburtstag, sondern den Namenstag in festlicher Weise zu begehen. Der Geburtstag erinnert uns nur an den Tag unserer irdischen Geburt, d. i. an das Erscheinen eines mit der Erbsünde behafteten Menschen auf der Welt; der Namenstag aber erinnert uns an unsere himmlische Geburt, die heilige Taufe, und außerdem noch an den Gedächtnißtag desjenigen Heiligen, dessen Name uns in der heiligen Taufe beigelegt wurde.

Ihr werdet euch, meine jungen Leser, in euerem Religionsunterrichte wohl tief eingeprägt haben, in welch feierlicher Weise unser Herr und Heiland das heilige Sacrament der Taufe eingesetzt hat. „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes!" sprach er zu seinen Jüngern und ertheilte ihnen somit Auftrag und Vollmacht, zu taufen. Und welche Bekräf-

tigung fügt der Herr diesem Auftrage hinzu, indem er sagt: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, der kann nicht in das Reich Gottes eingehen.“ Joh. III. 5. Ebenso werdet ihr wissen, mit welchem Ernste die heiligen Apostel den Auftrag ihres Meisters vollzogen. Beispielsweise erinnere ich euch nur an nachfolgende Stellen aus ihren Schriften: „Gott hat uns selig gemacht durch das Bad der Wiedergeburt und die Erneuerung des heiligen Geistes. Timoth. III. 5. — „So viel euer getauft sind, die haben Christum angezogen.“ Galat. III. 26. — „Die Taufe ist nicht bloß eine äußerliche Abwaschung von der Unreinigkeit des Fleisches, sondern der Bund eines guten Gewissens mit Gott durch die Auferstehung Jesu Christi.“ Hierbei möget ihr ferner erwägen, daß wir durch unsere leibliche Geburt blos Namen und Vermögen unserer Eltern erben; durch unsere Wiedergeburt in der heiligen Taufe aber den christlichen Namen, bei welchem uns die Kirche nennt, empfangen und Erben des Himmelreichs werden. Die Taufe verpflichtet uns Alle, die wir auf Christum Jesum getaufet sind, das Fleisch sammt den Lüsten und Begierden zu kreuzigen und uns mit Ihm zu begraben durch die Taufe; Röm. VI. 3. Galat. V. 24. und auf das Engste mit Ihm verbunden, Ihn anzuziehen und ein neues Leben zu führen und diesen Taufbund oft zu erneuern; zu geloben, das gute Gewissen zu bewahren und uns als Tempel Gottes heilig zu halten; Galat. III. 27. Röm. VI. 4, 5.; 1 Petr. III. 21. Röm. VI. 6.; 1 Korinth. III. 16, 17.; 1 Petr. II. 1. Dieses ist der Bund, welchen wir mit Gott selbst geschlossen haben, den die Engel in das Buch des Lebens eingeschrieben; von dem wir an jenem Gerichtstage die genaueste Rechenschaft werden geben müssen, wo wir aus unsern eigenen Worten entweder werden gerechtfertiget oder als Treulose verdammt werden. Matth. XII. 37.

Durch den christlichen Namen treten wir in die Gemeinschaft der Heiligen; er soll uns ermuntern: in unserm Lebenswandel und in unsern Gesinnungen namentlich dem Heiligen recht ähnlich zu werden, nach welchem wir benannt

worden sind. Wie traurig ist es, Menschen zu sehen, welche die Namen des heiligen Petrus oder Paulus oder Johannes oder Ignatius oder Vincentius und andrer Heiligen Gottes tragen, durch ein gleichgültiges oder sündhaftes Leben aber sich derselben höchst unwürdig zeigen! Ferner werden wir durch Beilegung des christlichen Namens dem besondern Schutze eines Heiligen empfohlen und erinnert, denselben recht oft um seine Fürbitte anzurufen. Wir nennen deßhalb diesen Heiligen unsern Patron, d. h. unsern Beschützer.

Endlich liegt in dem uns verliehenen Namen selbst gewöhnlich eine sehr schöne Bedeutung, welche für uns eine Aufforderung mehr ist, uns eines tugendhaften, Gott wohlgefälligen Wandels zu befleißigen oder uns an so manche heilsame Wahrheit zu erinnern. So bedeutet Petrus ein Fels; Johannes: ein von Gott Gesegneter; Christoph: ein Christusträger; Stephan: ein Gekrönter; Friedrich: ein an Frieden reicher; Adam: ein aus Erde Gebildeter; Christina: eine Christin; Katharina: die Reine; Margaretha: die Perle; Dorothea: eine Gottesgabe. In frühern Zeiten wurde dem Kinde der Name desjenigen Heiligen, dessen Gedächtniß gerade auf den Tauftag fiel, beigelegt; heutzutage wählen die Eltern die Namen und fügen noch den Namen des Pathen hinzu, bei welchem das Kind alsdann auch meist gerufen wird. Der Pathe hat, wie er in Beziehung auf den Täufling elterliche Pflichten übernimmt, auch das Recht, demselben einen seiner Namen zu geben.

Ueberblicket ihr das, was ich bisher euch gesagt habe — welche vielfältige Veranlassung und Aufforderung findet ihr da, euren Namenstag zu feiern! Ja, der Tag, der euch an das Bad der Wiedergeburt, an euren Taufbund mit Gott, an den Eintritt in die Gemeinschaft der Heiligen und zugleich an die Güte Gottes erinnert, welcher euch wiederum ein Jahr eures Lebens geschenkt hat; der Tag, der euch ermahnt: eures heiligen Schutzpatrons in dankbarer Verehrung zu gedenken; der euch ganz besonders darauf hinweiset, eurem christlichen Namen Ehre zu machen, sowohl in Hinblick auf Denjenigen, der diesen Namen geheiligt hat, als auch in

Erwägung der ernsten Bedeutung, welche derselbe in sich trägt; der euch die liebevollen Sorgen eurer Eltern und Pathen ins Gedächtniß ruft und nach allem Diesem euch zu frommen Entschließungen und Vorsätzen bewegt; — dieser Tag, sage ich, ist allerdings würdig, jedes Jahr von euch mit dankbarer Freude und mit heilsamen Betrachtungen gefeiert zu werden. —

Seht, eure Eltern, Verwandten, Pathen und Freunde beeilen sich, euch Geschenke und herzliche Glückwünsche darzubringen; sie wollen auf eine angenehme Weise euch an die Wichtigkeit dieses Tages erinnern und zugleich das Band der Liebe befestigen, welches sie und euch umschlingt. Was werdet ihr nun thun? —

3.

Thautropfen.

Als du geboren wurdest, weintest du, und die Umstehenden freuten sich; lebe so, daß, wenn du stirbst, die Umstehenden weinen und du dich freuen kannst.

Wie lieblich ist es, an einem heitern Frühlingsmorgen hinauszuwandeln in die freie Natur, wann der junge Tag auf den Flügeln der Morgenröthe leise daherschwebt! Welch reicher Thau liegt allenthalben auf der Flur! Tausende von Tropfen funkeln im Strahle der aufgehenden Sonne; wie farbige Feuerfunken sind sie dahingesäet. Die einen blitzen ein röthliches Licht von sich, andere erscheinen blau oder grün, wieder andere gewähren den Anblick schmelzenden Goldes und noch andere sind anzuschauen wie Tropfen des reinsten Silbers. Betrachtet man sie aber genauer, so spiegelt ein jedes dieser Thautröpfchen doch nur das Bild der einen, herrlichen Sonne ab, die mit Majestät über ihnen leuchtet, und es ist, als habe sich ein ganzes Heer kleiner Sonnen über unsere Erde hin ergossen.

In vollster Frische stehen die Sträucher und Pflanzen da; der himmlische Segen, der des Nachts über sie kam, hat sie erquickt und nun trinken sie begierig

noch die klaren Brünnlein in sich hinein, damit sie des Tages Hitze und Staub rüstig ertragen mögen. Wie frisch sie sich dabei befinden! Man sieht es ihnen an. Freudig erhebt die Blume ihre erschlossene Krone; die jugendlichen Knospen dehnen, im Gefühle der empfangenen Stärkung, ihre zarten Blättchen kräftig aus, um zur prächtigen Blüthe sich zu entfalten und die Blätter der Gesträuche, und die schlanken Grashälmchen erzittern, als wäre ihnen Angst: die schalkhafte Morgenluft könnte ihnen ihr Labetrünklein muthwillig auf den Boden schütteln.

Dieses freundliche Naturbild wollte ich dir, mein liebes Kind, vorführen, um deinen Geist auf einen noch schönern, tiefern Gedanken hinzulenken. Bei dem begrünten, blumenreichen Naturgefilde, das wir mit Recht einen Garten Gottes nennen, habe ich an einen viel schönern Gottesgarten gedacht. An die Jugendwelt, an die vielen muntern und lieben Kinder dachte ich, die in dem Schooße ihrer Familien und unter den Augen Gottes alljährlich heranwachsen. Ich verglich sie mit dem zarten Grün und mit den Blumen der Flur; denn mir fiel ein, daß auch sie, wie jene, eines himmlischen Thaues bedürfen, wenn sie des Tages Hitze und Staub rüstig ertragen sollen. „Jetzt, ihr Kinder!" so sagte ich bei mir selbst, „jetzt steht ihr noch am Morgen eures Lebens und habt noch die Aussicht einer schönen, erfreulichen Lebensentwickelung vor euch. Zehn Jahre später! — wer weiß wie es da mit euch aussieht; das menschliche Leben gestaltet sich gar vielfach. Aber nur nicht erschrocken oder gar verzagt! Wir wollen ja gern das Beste hoffen, und damit wir mit Recht das Beste hoffen dürfen, so wollen wir das Beste thun, d. h. himmlischen Thau in unsere Gemüther aufnehmen, damit wir in des Tages Hitze und Staub nicht dahinwelken." Unter der Hitze und dem Staube des Tages verstehe ich das ernste Leben mit seinen Schicksalen und Berufsmühen; diesen kannst du nicht entgehen, wofern dir Gott ein langes Leben schenkt.

Es werden Zeiten der Betrübniß, der Gefahr und des Schmerzes über dich kommen oder doch ganz nahe an dir vorübergehen; mach' daß du sie ruhig kannst

kommen sehen und daß du stark bist, sie zu ertragen. Darum ergreife denn das sicherste Schutzmittel: nimm den himmlischen Thau göttlicher Wahrheiten in dein Herz auf und du wirst fest stehen, ob auch Stürme dich umtoben. Die Seele, welche fest in Gott gewurzelt ist, steht auf sicherem Grunde; sie kann von des Schicksals Sturm und Hitze wohl gebeugt, aber nicht zu Boden gedrückt werden.

In wenigen Jahren wirst du einen Beruf ergreifen müssen, und da beginnen Tage des Staubes. Was du werden sollst, ist vielleicht noch ungewiß; es mag aber sein, was es will: mag Bücherstaub oder Actenstaub, Waarenstaub oder Erdenstaub in deinem Berufe vorkommen — siehe zu, daß dieser Staub dir den Blick nach Oben nicht verhülle, d. h. daß du über dem irdischen Berufe das himmlische Ziel nicht vergessest; und damit es dir an innerer Frische niemals fehle, so stärke du dich ohne Unterlaß mit dem Thau des geoffenbarten göttlichen Wortes, bewahre denselben in deinem Gemüthe, daß er Gutes wirke und laß ihn dir nicht abschütteln im Umgange mit leichtsinnigen Genossen! Bedenke die Wichtigkeit der ersten Eindrücke in der Jugend: hegest du schon frühzeitig edle Grundsätze, so sicherst du dir einen Segen für das ganze Leben; nimmst du aber nichts Edles in dich auf oder gestattest gar dem Unreinen Eintritt in dein Gemüth, so erschwerst du dir den Weg zur Vollkommenheit und geräthst vielleicht ganz in die Herrschaft der Sünde.

Siehe! wie auf den Fluren reichlicher Thau liegt und kein Gräschen, auch das kleinste nicht, leer ausgeht; so reich und noch viel reicher ist unsere heilige Kirche an göttlichen Heilswahrheiten. Da ist kein Stand, kein Verhältniß und kein Alter des Lebens vergessen; es ist für Alle und für Alles gesorgt. Und so verschieden diese einzelnen Wahrheiten auch nach Form und Inhalt sein mögen, eine jede trägt doch, — wie das einzelne Thautröpfchen das Bild der Sonne, — den Ausdruck des göttlichen Willens in sich.

Solche Wahrheiten habe ich eben aus den Schriften erleuchteter und frommer Männer gesammelt und theile sie dir hier um so lieber mit, da es dir an deinem

Namenstage ganz besonders wohl ansteht, gute Vorsätze zu fassen. Es sind im Ganzen zwei und fünfzig Sprüche, für jede Woche des Jahres einer; überdenke sie oft und präge sie tief in deinem Herzen ein, damit sie für dich das werden, was sie schon gar vielen Menschen vor uns gewesen sind: himmlische Thautropfen, welche die Seele stärken zu wahrhaft edlem, Gott wohlgefälligem Thun.

1.

Reinigkeit und Einfalt des Herzens ist der angenehmste Wohnsitz des heiligen Geistes. Franciscus Xaverius.

2.

Laß keinen Tag vorübergehen, ohne göttliche Wahrheiten zu betrachten und dein Gewissen zu erforschen! Franciscus Xaverius.

3.

Was nützet es dir, wenn du den katholischen Glauben hast, dabei aber ein heidnisches Leben führest! Petrus Damiani.

4.

Die Gnade Gottes, die in Andern schon so mächtig gewesen ist, wird auch dich mit ihrer Kraft erfüllen; laß du nur das Vertrauen auf Gott nicht sinken. Nähre den Funken, Gott wird ihn zur Flamme anfachen; streue du das Saamenkorn aus, Gott wird das Gedeihen geben. Ignatius.

5.

Verbanne jegliches Laster aus deiner Seele, auf daß du Tugenden des Herzens erlangen mögest! Hieronymus.

6.

So wie ein Mensch Gott untreu wird, fällt er in die Gewalt des Lasters. Isidorus.

7.

Derjenige nur entsagt vollkommen der Sünde, welcher die Gelegenheit meidet: in der Sünde zu beharren. Isidorus.

8.

Es taugt nichts: die Tugend in Worten zur Schau zu tragen, durch Thaten aber die Wahrheit mit Füßen zu treten. Cyprianus.

9.

Wo der Neid herrscht, da kann die Bruderliebe nicht wohnen.
Augustinus.

10.

Groß ist der Mensch, wenn er den Neid durch Demuth überwindet.
Hieronymus.

11.

Wo die Liebe zu Gott nicht wohnet, da herrscht die Lust des Fleisches.
Augustinus.

12.

Wer sanft und mild ist, der ist ein Nachahmer des himmlischen Vaters.
Cyprianus.

13.

Groß ist deine Tugend, wenn du Denjenigen, von welchem du gekränkt worden bist, nicht wieder kränkest, und noch größer ist sie, wenn du ihm die Beleidigungen verzeihest. Isidorus.

14.

Nicht wer Schmach erduldet, sondern wer Schmach anthut, gilt bei den Christen für erbärmlich. Hieronymus.

15.

Wenn du nicht demüthig und friedfertig bist, kannst du in dir nicht haben die Gnade des heiligen Geistes. Origenes.

16.

Auf den Gipfel der Tugenden gelangt man nicht durch Macht, sondern durch Demuth. Hieronymus.

17.

Ist der Stolze auch schon von Angesicht, so ist er doch häßlich in seinem Thun. **Basilius.**

18.

Wer keine Reue fühlt, hat kein reines Gebet. Wahre Reue ist ein Reichthum und eine unaussprechliche Wonne der Seele. **Augustinus.**

19.

Reue ist Gesundheit und Erleuchtung der Seele; Reue erlangt Vergebung der Sünden; Reue ruft den heiligen Geist auf uns hernieder; Reue macht, daß der eingeborene Sohn Gottes, Jesus Christus, in uns wohnet. Reuethränen erwecken allezeit Gottvertrauen, und wo Reuethränen reichlich fließen, da müssen unreine Gedanken fern bleiben. **Ephraem.**

20.

Wie es dem Krieger nicht ansteht, ohne Waffen in den Kampf zu ziehen, so will es dem Christen nicht geziemen, etwas zu beginnen ohne Gebet.

Hieronymus.

21.

Das Gebet ist eine Sache des Herzens, nicht der Lippen; denn Gott hört nicht auf die Worte des Flehenden, sondern er schaut auf sein Herz. Besser ist es, in der Stille des Herzens zu beten, als nur mit Worten, ohne Erhebung des Geistes. **Isidorus.**

22.

Derjenige bittet wahrhaft im Namen des Heilandes, der um Das bittet, was zu seinem wahren Heile dienet. **Gregorius.**

23.

Thue Buße, nicht mit Worten, sondern mit Werken! **Isidorus.**

24.

Das Bekenntniß aller Sünden ist der Anfang aller guten Werke.

Augustinus.

25.

Wer seine Sünden bekennt und sich seiner Missethaten anklagt, schließt Frieden mit Gott. Augustinus.

26.

Demjenigen, welcher seine Wunde verbirgt, kann kein Heilmittel gereicht werden. Ambrosius.

27.

Lächerlich ist es: bei gebrechlichem und ganz zerrüttetem Körper nur geringe Wunden zu zeigen. Hieronymus.

28.

Wir können nicht wohl über uns wachen, wann der Leib mit Speisen überladen ist. Basilius.

29.

Gott fürchten heißt: keine Gelegenheit zum Gutesthun vorübergehen lassen. Gregorius.

30.

Wisse, zu welcher Zeit du redest, und überlege wann du sprichst. Zur rechten Zeit rede, und zur rechten Zeit schweige. Ein unwissender Mensch ist geschwätzig; ein Weiser dagegen redet nur wenig. Viel schwatzen ist Thorheit. Bestrebe dich, mehr zu hören, als zu reden. Isidorus.

31.

Halte dich nicht für so gar gut, wenn du gut genannt wirst. Hieronymus.

32.

Wer Gutes zu thun scheint und dadurch nicht Gott, sondern den Menschen zu gefallen trachtet, arbeitet vergebens. Gregorius.

33.

So oft wir eine gute That uns selber zurechnen und Gott nicht die Ehre geben, betrügen wir Gott. Isidorus.

34.

Hüten wir uns, daß nicht das Edelste in uns der Sünde anheimfalle.

Das ganze Leben des Weisen ist ein Erwägen des Todes.

Gott hält uns unser letztes Stündlein verborgen, auf daß wir es stets uns nahe glauben und uns, während wir es nicht kennen, ohne Unterlaß darauf vorbereiten. Hieronymus.

35.

Nichts ist schlimmer, als Thorheit, nichts verderblicher, als Unwissenheit, und nichts schändlicher, als Faulheit. Isidorus.

36.

Die Habsucht kennt kein Maaß, und ob sie auch Alles verzehret, sie weiß nicht, wann sie satt ist. Hieronymus.

37.

Die Geldgier unterjocht die Herzen der sterblichen Menschen und tödtet die Nächstenliebe. Eusebius.

38.

Was hilft es dir, du Gottloser, wenn du Gott mit der Stimme anrufest, ihn aber mit den Werken verleugnest? Hieronymus.

39.

Derjenige glaubt wahrhaft, der, was er glaubt, auch durch die That zeigt; an diesem Glauben werden wir von dem allmächtigen Gotte erkannt.

Was nützet es uns, wenn wir mit unserm Erlöser durch den Glauben verbunden sind, durch unser Thun aber von ihm getrennt werden?

Gregorius.

40.

Selig ist, wer bei dem wahren Glauben tugendhaft lebt und bei tugendhaftem Wandel den wahren Glauben bewahrt! Isidorus.

41.

Wenn Derjenige gerecht ist, welcher nach dem Glauben lebt, so ist Der un-

gerecht, welcher keinen Glauben hat. Der Glaube ist etwas Großes, aber er kann nichts helfen, wenn er die Liebe nicht hat.

42.

Sei wahrhaftig in deinen Worten, auf daß du Niemand betrügest. Alles, was von der Wahrheit abweicht, ist Unrecht. Rede nicht anders, als wie du denkst. Isidorus.

43.

Die Lügner bringen es dahin, daß ihnen auch ihre wahren Worte nicht geglaubt werden. Hieronymus.

44.

Niemand kann die Barmherzigkeit Gottes erlangen, der nicht selber barmherzig ist. Cyprianus.

45.

Was du nicht willst, das dir zustoße, das sollst du auch deinem Nächsten nicht wünschen! Basilius.

46.

Der Weise sieht nicht auf Schönheit des Körpers, sondern auf Schönheit der Seele. Basilius.

47.

Diejenigen, welche ein Verlangen nach dem himmlischen Vaterlande haben, sollen nicht blos die Handlungen der Bösen meiden, sondern auch ihre Gesellschaft. Isidorus.

48.

Verschließ deine Ohren vor bösen Reden, fliehe unbesonnene Worte. Ein unlauteres Gespräch befleckt schnell das Gemüth. Isidorus.

49.

Wann Zorn in dir aufsteigt, so kämpfe ihn nieder. Hieronymus.

50.

Des ganzen Lebens Glückseligkeit besteht darin, daß jeder Augenblick unserer Zeit und unseres Thuns allein auf Gottes Ehre gerichtet sei. Ignatius.

51.

Wer seinen Bruder liebt, in dessen Herzen wohnet Friede; wer aber seinen Bruder haßt, der wird von Sturm umtobt. Basilius.

52.

Vielen scheint es ein hartes Wort zu sein: „Verleugne dich selbst, nimm dein Kreuz auf dich, und folge mir nach;“ aber viel härter wird es sein, jenes Wort hören zu müssen: „Entfernet euch von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!“ Thomas v. Kempis.

5.

Friedrich Händel.

Ein Bild aus dem Schulleben.

Ein Wunder will ich euch erzählen, meine jungen Leser; ein Wunder, das sich unter meinen eigenen Augen zugetragen hat. Friedrich Händel, der Sohn eines reichen Kaufmannes, war ein Faulpelz erster Classe, der weit und breit in den Schulen wohl vergebens seines Gleichen suchte.

„Nun? das wird doch kein Wunder sein sollen!“ mag der Eine oder Andere von euch im Stillen bei sich denken. „Faulpelze sind in Schulen eben nichts gar Seltsames, und wenn jener Fritz in der Faulheit seines Gleichen suchte, so hätte er sich nur einmal in unserer Classe umsehen dürfen; wahrscheinlich würde er da seinen Meister gefunden haben.“

„Mag sein!“ geb' ich darauf zur Antwort. „Aber das verdient doch wohl ein Wunder genannt zu werden, wenn ein erzfaules Bürschchen in kurzer Zeit ein fleißiger Schüler wird und eine ganze Classe zum erfreulichsten Wetteifer anspornt. So etwas ereignet sich wenigstens nicht alle Tage. Hört einmal an, wie das zuging!“

Als ich im Jahre 1843 in der höhern Bürgerschule zu G. den Unterricht in den deutschen Aufsätzen übernahm, bemerkte ich mit Betrübniß, daß sämmtliche Schüler der dritten Classe theils faule, theils unreinliche Kerls waren. „O weh!" dachte ich; „da wirds hart halten, einen bessern Geist einzuführen!" Unter allen Knaben war aber, wie schon gesagt, Friedrich Händel der trägste und zugleich der unreinlichste. Wenn er wöchentlich einen Aufsatz lieferte, der obendrein noch recht flüchtig, kurz und geistlos war, glaubte er seiner Pflicht vollkommen genügt zu haben. Du liebe Zeit, wie sah sein Heft aus! Es war locker und ungleich zusammengenäht und auf jeder Blattseite sah man wenigstens einen Finger in erdbrauner oder tintenschwarzer Farbe abgedruckt. Friedrich hatte nämlich die unvergleichliche Gewohnheit: nach dem Spielen im Freien niemals seine Hände zu waschen; und da er auch auf Fließblätter nichts hielt, so mußte das arme Heft annehmen, was von Erde oder Tinte noch an seinen Fingern hängen blieb. Daß auch eine ganz ordentliche Anzahl Tintenkleckse das Heft verunzierte, kann man sich leicht denken.

Was sollte ich nun anfangen, um diese Faulen und Unordentlichen zu bessern? Ich probirte es zuerst mit Ermahnungen. Die Kinder hörten mir mit vieler Aufmerksamkeit zu, gestanden auch, daß sie einsähen, was ich ihnen sagte; aber so wie die Stunde aus war, hatten sie die Ermahnung rein vergessen. Ich wandte nun Drohungen an und schritt sogar zu Strafen; — es wollte Alles nichts helfen. Endlich kam ich auf das rechte Mittel, und das wirkte wie Zauber.

Ich dachte nämlich: „Gott hat doch in eines jeden Menschen Brust das Gefühl für Ehre, Schicklichkeit und Edles gepflanzt; sollten denn in Kindern, die doch bis jetzt noch verschont geblieben sind vor den mancherlei Verderbnissen der Welt, diese göttlichen Keime schon erstickt sein? Unmöglich! Also will ich die Kinder einmal von dieser Seite packen; der Beschämung werden sie nicht widerstehen können. Sie wird die edleren Triebe in ihnen aus dem Schlummer wecken und sie anfeuern zu erfreulichem Fleiße."

Gedacht, gethan. Als des Nachmittags die Schule aus war, sagte ich dem Friedrich leise ins Ohr: „Komm nachher einmal auf mein Zimmer!" Der Knabe wurde abwechselnd blaß und roth und mochte nichts Gutes ahnen. Als er nun vor mir stand und vor Verlegenheit nicht wußte, in welche Ecke er gucken sollte, sagte ich freundlich zu ihm: „Fritz, ich habe mir etwas recht Schönes für dich ausgedacht; aber du mußt mir die Hand darauf geben, daß du Niemanden ein Wort davon sagst, bis ich dir's erlaube!" Da wurde es dem Knaben wieder wohl um's Herz und er versprach mir, was ich von ihm verlangte, mit heiterem Gesichte. „Wir wollen nämlich," fuhr ich fort, „ein Heft miteinander anlegen, mit welchem wir die ganze Classe beschämen und das uns an der nächsten Prüfung die größte Ehre bringt. Du sollst einmal sehen, was Die von der dritten Classe für Augen machen, und wie sich deine übrigen Lehrer und deine Eltern verwundern werden! Willst du?"

„Ja!" sagte Fritz, und ich konnte ihm deutlich anmerken, daß er die größte Lust hatte, seinen Mitschülern, Lehrern und Eltern diese Ueberraschung zu bereiten.

„Nun, dann komm jeden Nachmittag eine Stunde zu mir, und wir werden es bald zu etwas Tüchtigem bringen," begann ich wieder. „Aber daß du mir ja Niemanden Etwas von unserm Plane sagst! Hörst du?"

„Ich sage gewiß Niemanden was davon!"

„Nun gut; machst du deine Sache brav, so sage ich dir nach ein paar Tagen noch mehr."

Wir gingen sogleich ans Werk. Aus einer Schublade nahm ich vier feine weiße Bogen Schreibpapier, faltete sie sorgfältig, ließ oben und unten und an der Seite passende Ränder, desgleichen schmale Rändchen an der Bruchseite, wo das Papier geheftet wird und zog nun schöne, gerade, doch blasse Linien. Hierauf foderte ich den Knaben auf, so schön zu schreiben, daß er sagen müsse: „ich kann's nicht besser!" und die größte Reinlichkeit zu beob-

achten; denn in diesem Prachthefte dürfe auch nicht das winzigste Schmutzfleckchen vorkommen.

Nachdem Fritz vor allen Dingen seine Hände gewaschen und sich ein Blatt zum Auflegen der Hand und zugleich zum Bedecken des Heftes genommen hatte, fing er an zu schreiben. Vier ganz vortrefflich geschnittene Federn lagen vor ihm, so daß er nach Nothwendigkeit sogleich wechseln konnte, und ich setzte mich neben ihn, jeden Zug seiner Hand, so wie seine ganze Haltung genau beobachtend. Eine halbe Seite fiel ganz gut aus; da wollte er die Feder ins Tintenfaß tauchen und — verwischte mit dem Aermel die so eben geschriebene Zeile. „Ratsch!" riß ich das Blatt mitten durch, sagte jedoch dabei ganz gelassen: „Potz Tausend! das darf nicht vorkommen, sonst mißlingt unser Plan ganz und gar!" Die Arbeit ging nun wieder von vorne an und gerieth jetzt so, daß die Schrift sehr schön wurde und auch nicht ein Fleckchen zu sehen war.

Als die Stunde zu Ende war, ließ ich Fritz nach Hause gehen, gab ihm aber das neue Aufsatzheft nicht mit, weil er es schwerlich sorgfältig genug aufbewahrt hätte; sondern ich schloß es in mein Pult ein. So kam Fritz jeden Nachmittag eine Stunde zu mir, wo er die Aufsätze, die ich ihm in den Unterrichtsstunden verbessert hatte, unter meiner genauen Aufsicht fleißig abschrieb. Nach ein paar Tagen, als zwei Bogen recht gut gelungen waren, zeigte ich ihm ein Blatt mit schönen gothischen Buchstaben und sagte: „Wenn du die zwei nächsten Bogen eben so brav durchführst, schreibe ich dir mit solchen Buchstaben Titel und Namen auf das Heft und zeige dir auch, wie man regelmäßig und dauerhaft aneinander heftet. Gefällt dir das?

Versteht sich, daß es ihm gefiel; die zwei Bogen wurden so, daß man seine Freude daran haben mußte, und daß Leute, die Fritzens Schrift noch vor acht Tagen gesehen hätten, ausgerufen haben würden: „Nein, das kann Fritz nicht geschrieben haben; das übersteigt bei Weitem seine Fähigkeiten!" Und doch hatte es seine Kräfte nicht überstiegen. Ich hielt nun aber auch

mein Versprechen, heftete die Bogen genau aneinander und bald prangten in gothischer Schrift, wie in Kupfer gestochen, auf dem weißen Umschlage die Worte: „Aufsätze von Friedrich Händel." Der Knabe betrachtete sein Heft von Außen und von Innen mit unbeschreiblichem Vergnügen und rief aus: „Das hätte ich nicht für möglich gehalten!"

Von nun an brauchte ich ihm nicht mehr so genau auf die Finger zu sehen; denn er hatte jetzt einen solchen Trieb, seine Sache fortwährend sauber durchzuführen, daß er bitterlich geweint haben würde, wenn ihm etwa auf die eine oder andere Blattseite ein Fleckchen gekommen wäre. In einigen Wochen hatte Fritz ein zehn Bogen starkes Aufsatzheft, rein, schön, gut von Innen und von Außen, kurz: untadelig in jeder Beziehung, und — was mir noch an ihm gefiel: — er hatte den ganzen Plan auch recht geheim gehalten, so daß Niemand etwas von der Sache ahnete. Jetzt kommt das Wunder.

Den andern Morgen, kurz bevor der Unterricht begann, nahm ich Fritzens Heft mit in die dritte Classe und sagte zu den Schülern scherzend: „Wollt ihr etwas Schönes sehen?"

„Ja, ja, ja, ja!" riefen Alle und umringten mich. Als ich sie so gestellt hatte, daß Jeder auch ordentlich sehen konnte, nahm ich das Umschlagpapier von dem Hefte und ließ die Titelschrift schauen, worauf ich langsam Blatt für Blatt umwendete. Allgemeines Staunen! Laute Verwunderung! „Hat das der Fritz Händel geschrieben?" riefen Einige. „Nicht möglich!" meinten Andere; „das ist viel zu schön für den!" Da trat Fritz mit seinen Büchern unterm Arm in das Zimmer und wünschte „Guten Morgen!" Die Kinder dachten aber nicht daran, den Gruß zu erwiedern, sondern riefen ihm wie mit einer Stimme entgegen: „Fritz, ist's denn wahr, hast du das wirklich geschrieben; wir glauben, der Lehrer macht nur Spaß!" Als der Eintretende sie nun aber fest versicherte, daß das seine Arbeit sei, und noch mehr: als sie die Schriftzüge genau betrachtet hatten, da überzeugten sie sich, daß ich

keinen Scherz mit ihnen getrieben, obwohl es anfangs fast den Anschein haben mochte. Sie schauten einander ganz sonderbar an, und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten.

„Schaut noch einmal her!" sagte ich hierauf. „Wer mir Fleckchen in diesem Hefte nachweisen kann, oder sonstige Nachlässigkeiten, sie mögen nun so klein sein als sie wollen, der bekommt für jedes einen Kreuzer!" Und die Augen musterten und musterten, konnten aber nichts Unrechtes entdecken. „Seht," fuhr ich fort, „der Fritz war, wie ihr wißt, lange Zeit der Faulste unter euch; endlich aber ist es ihm verleidet und er hat sein Möglichstes gethan, daß es anders würde. Wie es jetzt mit ihm steht, habt ihr vor Augen. Was meint ihr? Ich glaube nicht, daß Einer von euch im Stande ist, es ihm nachzuthun!"

„O warum nicht gar!" riefen Mehrere. „Was der Fritz kann, können wir gewiß auch und vielleicht noch besser, als er."

„Das bezweifle ich sehr; ihr mögt wohl den guten Willen haben, aber zu etwas so Ordentlichem, wie dieses Heft da ist, bringt ihr es nicht. Ich kenne euch."

„Doch, doch! Wir können es eben so gut machen, ja noch viel besser; das ist sicher!" so ertönte es abermals aus vielen Kehlen und zwar so laut, daß ich Stille gebieten mußte. „Ich will euch was sagen," begann ich, als es ruhig war, „wenn man etwas Löbliches thun will, muß man sich schnell dazu entschließen und den Entschluß hernach auch mit Ausdauer und Sorgfalt durchführen. Wir wollen gleich sehen, wer etwas auf sich hält; wer von nun an ein ordentliches, schönes Heft, wie das vorliegende Muster, haben will, hebe die Hand in die Höhe!"

Da zappelten die Hände sämmtlicher Schüler über den Köpfen und Alle riefen dazu: „Ich, ich, ich, ich, ich, ich!"

„Dann müßt ihr aber auch schönes weißes Papier anwenden und — was die Hauptsache ist: Fleiß und Sorgfalt!"

„Ja, ja, ja, ja, ja!"

„Und müßt mehr Aufsätze liefern in der Woche, als seither."

„Ja, ja, ja, ja, ja!"

„Wenn ihr dann acht Bogen völlig tadellos geschrieben habt, werde ich euch Titel und Namen ebenfalls mit gothischen Buchstaben auf das vordere Blatt setzen, wie dem Fritz. Ist euch das recht? Wollt ihr das genau halten?"

Abermals lautes und vielstimmiges „Ja!"

„Nun gut, jetzt wird sichs zeigen, wer zu etwas Tüchtigem fähig ist. Das sage ich euch aber: wer ein einziges Fleckchen auf dem Blatte hat oder schlecht schreibt oder Fehler macht, dem wird das Blatt zerrissen. Eure Arbeit muß in jeder Beziehung brav sein, sonst ist es nichts damit. Ich werde dann einem Jeden von euch zeigen, wie er es anzufangen hat, daß das Heft regelmäßig und nett wird, und am Ende jeder Stunde gebt ihr mir's zum Aufbewahren."

Der beginnende Unterricht machte dem Tumulte, der über der Heft-Angelegenheit durch den erwachenden Wetteifer der Schüler entstanden war, ein Ende. Ich hatte meine Absicht vollkommen erreicht; in weniger als vier Wochen hatten alle Schüler der dritten Classe neue Hefte von blankem, schönem Papier, arbeiteten mit dem löblichsten Fleiße, um ihre Sache recht gut zu machen und leisteten weit mehr, als ich erwartete. Natürlich gab es von jetzt an auch bessere Zeugnisse, was nicht wenig zur Vermehrung des Eifers beitrug.

Was diese Kinder vorher mit großer Nachlässigkeit betrieben hatten, wurde ihnen jetzt Lieblingssache, so daß sie fast jeden Tag eine Stunde länger im Schulzimmer blieben, um nur mit ihrer Arbeit, die bei der jetzigen Gesinnung den gedeihlichsten Fortgang hatte, recht vorwärts zu kommen. Dieser Eifer wirkte wieder sehr fördernd auf das Entwerfen von Aufsätzen; denn wenn Alles abgeschrieben war, mußte doch wieder Neues ausgearbeitet werden. So

kam es denn bald dahin, daß ich vollauf zu thun bekam; nicht nur, daß ich täglich eine Masse Federn mehr zu schneiden hatte, als sonst, oder Titelschriften verfertigen mußte, was früher nur sehr einfach und kurz abgethan worden war; — nein, ich hatte auch viel mehr Aufsätze zu corrigiren. Von einer Zwangsforderung: daß jeder Schüler wöchentlich mindestens so und so viel zu liefern habe, war jetzt keine Rede mehr; im Gegentheil: jetzt trieben mich die Schüler an, ihnen mehr Aufgaben zu dictiren, und mehrere von ihnen gingen sogar so weit, daß sie zu mir auf mein Wohnzimmer kamen, um sich neue Aufgaben zu holen, damit sie ihre Mitschüler in Leistungen heimlich überbieten könnten. Mußte ich nun auch meine Mühe und Aufmerksamkeit verdoppeln, ich that es herzlich gern; ja, meine Freude über den guten Geist, der von da an in der dritten Classe herrschte, kann ich mit Worten nicht ausdrücken. So oft ich daran denke, erfüllt mich innige Freude, und soll ich diese so bezeichnend als nur möglich schildern, so muß ich bekennen, daß jene Erinnerung eine der angenehmsten in meinem erzieherischen Berufsleben ist.

Das Schlußergebniß war, daß ich mit meinen Schülern an der nächsten Prüfung glänzende Parade machte und daß namentlich die Eltern ihre größte Freude über die vorgelegten Arbeiten bezeugten. So wandelte also wirklich ein anfänglich erzfauler Schüler eine ganze Classe von Nachlässigen und Trägen in Eifrige um.

Meine jungen Leser werden nun freilich sagen, das Wunderhafte an der Geschichte sei jetzt dahin, da ich euch ausführlich erzählt habe, wie sichs damit verhielt; gut, ich will euch das zugeben. Aber Etwas könnt ihr euch aus dieser Erzählung doch noch abnehmen und hinter die Ohren schreiben, nämlich Folgendes:

1) Es war von dem Fritz Händel jedenfalls schön, daß er, wenn er auch nicht aus ganz freiem, eigenem Antriebe sich zum Bessern wendete, doch wenigstens meinen Anleitungen redlich Folge leistete und sichs ordentliche Mühe kosten ließ, ein besserer Schüler zu werden. Auf wie viele Kinder verwendet

der Lehrer eine unendliche Sorgfalt — und doch will es nicht vorwärts gehen mit ihnen! Das macht: solche Kinder stumpfen durch Leichtsinn und Faulheit ihr Pflichtgefühl und überhaupt ihr Gefühl für das Bessere ab, so daß zuletzt kaum mehr auf sie eingewirkt werden kann.

2) Wenn man eine Arbeit macht, so muß man sie nicht so vollbringen, daß sie nur eben äußerlich oder dem Anscheine nach dasteht, gleichviel, wie sie im Einzelnen ausfällt; — nein, man muß die Sache gleich von Anfang an so angreifen, daß nichts Wichtiges dabei außer Acht gelassen wird; mit andern Worten: man muß nicht oberflächlich, sondern gründlich bei seinen Arbeiten zu Werke gehen. Nur so kann man ihnen den Character der Vollendung und möglichster Vollkommenheit geben.

Was nun die Faulpelze betrifft, die es allenthalben in Familien und Schulen gibt, so habe ich für diese ein Lied hier bereitet, von welchem ich wünschte, daß es die Fleißigen ihnen recht oft vorsagen möchten.

Der Faulpelz.

Ei, seht mir doch den Faulpelz an,
Der aus dem Bett nicht kommen kann!
Schon dreimal rief man laut ihn wach;
Er aber thut nur ganz gemach.
Ei, seht mir doch den Faulpelz an,
Der seine Schulpflicht nicht gethan!
Bei allen Kindern geht es frisch,
Nur er sitzt tief beschämt am Tisch.
Ei, seht mir doch den Faulpelz an!
Er taugt zu keinem guten Plan:

Schickt ihn der Vater einmal aus,
So kommt er ewig nicht nach Haus.
  Ei, seht mir doch den Faulpelz an!
  Bei'm Spiel selbst ist er hintendran;
  Regt sich auch Alles voller Spaß, —
  Er streckt bequem sich in das Gras.
Wart' nur, du alter Faulpelz du,
Wie weit du kommst mit träger Ruh!
Mach', daß du muntern Fleiß erlernst,
Eh' dich das Leben treibt mit Ernst!

6.

Bruno von Bassa.

Eine spanische Sage.

Den Hochmüthigen widerstrebt Gott; aber den Demüthigen gibt er Gnade.

I.

Auf einer kühnen Felsenspitze der Pyrenäen, unfern der Stadt Pampeluna, thronte vor uralten Zeiten das majestätische Schloß der Ritter von Bassa. Der Erbauer dieser Burg und Stammvater des Rittergeschlechtes, welches daselbst Jahrhunderte hindurch haus'te, hieß Venasco und stammte aus einer ganz armen Hirtenfamilie des Thales Bassa, durch dessen reizende Gefilde sich der Fluß Gallego schlängelt. Als Jüngling von achtzehn Jahren soll Venasco in Kriegsdienst getreten sein und mit erstaunlicher Tapferkeit gegen die Mauren, welche damals (im Jahre 779) in Spanien durch Waffengewalt die Herrschaft errungen hatten, gestritten haben. Sonst ist von ihm nichts weiter bekannt, als daß er nach Eroberung eines prachtvollen maurischen

Palastes, welchen er erstürmen half, mit reicher Beute in die felsigen Pyrenäen sich zurückzog und an dem vorhin bezeichneten Orte eine Burg erbaute. Diese Burg nannte er, nach seinem Heimathsthale, Bassa, und er selbst führte den Namen Venasco de Bassa. Fortwährend wußten die Ritter dieses Felsschlosses sich gegen feindliche Ueberfälle glänzend zu behaupten und häuften Reichthümer auf Reichthümer. An den Bewohnern der umliegenden Thäler und überhaupt des alten Reichs Navarra fanden sie treue Bundesgenossen, welche ihnen zu Zeiten des Krieges die tapferste Hülfe leisteten. Dafür schützten aber auch die Ritter von Bassa allezeit die Rechte und das Eigenthum ihrer Verbündeten und ließen es sich gerne gefallen, daß diese ihnen dann und wann Geschenke an Wein, Feldfrüchten, edlen Rossen und Maulthieren als Zeichen der Dankbarkeit zubrachten.

Mit der Zeit wurde das anders. Was anfänglich guter Wille der Thalbewohner war, stempelten spätere Nachkommen der Bassa's zu Pflichten und erzwangen sich von ihnen beliebige Abgaben, als wenn sie ein Recht dazu gehabt hätten. So verwandelte sich das Verhältniß der Freundschaft allmählig in eine drückende Zwingherrschaft. Unter keinem Ritter war aber der Reichthum des Schlosses glänzender und die Tyrannei zugleich entsetzlicher, als unter dem Ritter Bruno von Bassa, welcher etwa 250 Jahre nach Venasco auf der Burg haus'te.

Seine Rüstung, sein Schwert und Schild, ja selbst das Geschirr seines Rosses, flimmerte und blitzte von Gold, Silber und Edelsteinen. Er war von kurzem, gedrungenem Wuchse, breitschulterig, stämmig und dabei stark wie ein Riese. Schwarzes, glänzendes Haupthaar rollte in langen Locken über seinen Nacken hinab; seine Gesichtsfarbe war gelbbraun; ein langer, dunkler Bart zog sich über seine Lippen hin und fiel vom Kinn herab bis auf die Brust. Der Blick seines Auges war schrecklich; düsteres Feuer funkelte daraus hervor und wenn er im Zorne die buschigen Augenbraunen hernieder zog,

mochte er dem Löwen der Wüste gleichen, der, von Mordlust durchzuckt, eben einen kühnen Angriff wagen will.

Bruno betrachtete die am Fuße seiner Burg gelegene Gegend als eine ihm verfallene Beute, mit welcher er anfangen könne, was er wolle. Die armen, unglücklichen Einwohner konnten nicht sagen: „Das ist mein und das da sollen meine Kinder erben!“ Der Wütherich nahm überall das Beste als Eigenthum auf sein Schloß, und den geringsten Widerspruch bestrafte er mit Tod oder ewigem Gefängniß. Wenn die Leute nur die Hufe seines Rosses schallen hörten, zitterten sie schon; denn selten ritt Bruno aus, ohne eine Gräuelthat zu verüben. Er war vermählt; ob jedoch seine Gemahlin noch lebte oder gestorben war, das wußte Niemand. Undurchdringliches Geheimniß umhüllte das grausige Felsschloß; wer einmal über seine Zugbrücke geschritten war, kam nie wieder ins Thal hernieder. Es ist begreiflich, daß dieser Mensch auch keinen Funken Religion im Herzen hatte. Für ihn läuteten die Kirchenglocken des nahen Benedictinerklosters von Santa Maria vergebens, an Sonntagen wie an Werktagen; er besuchte nie die heil. Messe. Hielt er sich nun auch von allem religiösen Leben fern, weil er demselben abgeneigt war, so zerstörte er wenigstens die Kirchlein des Landes nicht, that auch den Mönchen von Santa Maria nichts zu Leide, und das war, wenn ich so sagen soll, die einzige Spur von Religiosität, die er an sich trug.

Lange hatten die unglücklichen Bewohner des Reiches Navarra die Bedrückungen und Gräuelthaten Bruno's mit Ergebung ertragen, als eines Tages der Abt des Klosters, Namens Pedro, den Entschluß faßte, sich auf das Schloß des Tyrannen zu begeben und ihm sein abscheuliches Leben vorzuhalten, besonders aber ihn an das furchtbare Strafgericht Gottes am jüngsten Tage zu erinnern. Als die Hirten und Landleute den frommen Mönch den Weg nach dem unheimlichen Schlosse einschlagen sahen, eilten sie zu ihm und beschworen ihn auf den Knieen und unter Thränen: doch seines theuern Lebens zu schonen. „Laßt mich ruhig ziehen!“ sagte Pedro

gerührt von der Liebe seiner Beichtkinder; „ich bin in Gottes Hand, welche stärker ist, als alle Arme der Mächtigen dieser Erde. Ich kann es nicht länger mit ansehen, wie dieser grimmige Raubwolf meine friedliche Heerde verwüstet; das Herz möchte mir brechen, wenn ich all das Elend sehe, was er unter euch anrichtet und mich jammert seiner armen Seele, wenn ich an die gräßliche Verantwortung denke, die er sich durch seine ruchlosen Thaten aufs Gewissen ladet."

Die Vorstellungen und Bitten der biedern Thalbewohner fruchteten gar nichts bei dem geliebten Abte. „Wenn ich mein Leben auch lassen muß," sprach er mit andächtig erhobenen Blicken, „was schadet es? Ich habe mein Leben ja doch einmal Gott zum Opfer dargebracht, ob ich dieses Opfer nun jetzt schon oder erst später vollende; daran ist wenig gelegen. Aber daran liegt viel, daß ich meine zweifach heilige Pflicht, die ich euch und dem Ritter Bruno zu leisten schuldig bin, erfülle. Wollt ihr mir eine Liebe erzeigen, so betet für mich, und wenn es dem Allmächtigen gefallen sollte, meine Seele heute zu sich zu nehmen, so will auch ich für euch bitten bei Gott und für unsern Feind."

Weinend stürzten die armen Leute vor dem Abte auf die Kniee, um seinen Segen zu empfangen; darauf schritt Pedro muthig den Berganhang hinan. Dies geschah etwa um zehn Uhr Morgens. An diesem Tage sah man die Thalbewohner überall in den Hütten und vor den Kreuzen des Erlösers auf den Fluren in tiefster Andacht beten. Männer, Weiber, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und schwache, zitternde Greise — Alles nahm Antheil.

Der Tag entschwand den Hirten und Landbauern in düsterer, beklommener Gemüthsstimmung und traurig senkte sich der Abend auf die blühenden Gefilde von Navarra. Das Abendglöcklein des Klosters läutete zum Ave Maria; aber Pedro war noch nicht zurück. Da stiegen bange Ahnungen in den Herzen der Bewohner auf und sie strömten schaarenweise in die Klosterkirche, wo die Mönche ihre Gebete hielten. Die Sonne sank mit pur-

purner Pracht hinter den dunkelbewaldeten Berggipfeln hinab und Pedro kam noch nicht.

Endlich, als die Sterne anfingen zu funkeln und der Mond am tiefblauen Himmel daherzog, kam Botschaft — aber welche! Gütiger Gott! Ein Knabe, der noch spät am Fuße des Bergschlosses nach einer verirrten Ziege seiner Heerde gesucht, hatte unter dem steilsten Felsen den ehrwürdigen Abt gefunden — blutig, zerschmettert, todt. Der Wütherich hatte den frommen Mann vom Felsen herabgestürzt. Der Schmerz und das Wehklagen der Thalbewohner ist Niemand zu schildern im Stande. Es wurden sogleich einige Männer abgeschickt, den Leichnam des frommen Mönches zu holen, damit er in der Kirche seines Klosters bestattet werden könne. Und sie begruben ihn allda und weihten ihm Thränen und Gebete, wie Kinder, die ihren treuesten, besten Vater verloren haben.

II.

Der Abend war mild und klar; laue Lüfte, von dem Dufte unzähliger Blüthen gewürzt, wehten erquickend über die herrliche Landschaft, die von dem blassen Mondlichte übergossen, einen eigenthümlichen, zauberischen Anblick gewährte. Droben an der Brüstung des Schlosses lehnte Bruno von Bassa, ganz einsam und in tiefes Nachdenken versunken. Er hatte den Edelknaben, der sonst fast immer um ihn war, zu Bette geschickt. Seine finstern Blicke waren starr auf das Gelände der Tiefe geheftet und es schien, als wäre es das Kloster, auf welches er seine Augen gerichtet hielt. Man kann nicht sagen, daß es gerade Nachdenken war, was ihn in dieser Einsamkeit beschäftigte und ihm diese unbewegliche Stellung gab; dumpfes Hinbrüten war es vielmehr, welches meist im Gefolge eines bösen Gewissens sich befindet. Da schlug es an der Klosterglocke eilf Uhr und die Abendwinde trugen diese

Klänge vor des Ritters Ohr. Er richtete sich auf, streckte sich und schritt langsam über den Hof, seinem Schlafgemache zu. Hier entkleidete er sich alsbald, warf sich ins Bett und löschte die Wachskerze. Aber obschon er die Augen schloß, wollte doch kein Schlaf über ihn kommen. Er zündete also die Wachskerze wieder an und betrachtete der Reihe nach die Bilder, die an den Wänden hingen, — meist Jagdstücke und wilde Kriegsscenen, mit ziemlich kunstlosem Pinsel ausgeführt. Die Zeit verging ihm langsam, furchtbar langsam; er wähnte, der Tag müsse bald grauen und doch schlug es erst Mitternacht. Ungeduldig warf er sich auf dem Lager hin und her — da klopft es. Den Ritter erfaßt ein Beben, er weiß nicht wie es kommt. Da klopft es zum zweiten Mal; Bruno ergrimmt über sich selbst, daß er, der Nachkomme des tapferen Venasco, so zaghaft ist und ruft, in der Meinung, sein Edelknabe sei draußen: „Herein in's Teufels Namen!"

Die Thüre öffnet sich und eine lange weiße Gestalt tritt leise herein. Bruno erschrickt, daß er am ganzen Leibe bebt und schreit dazu aus vollster Kehle: „Wer bist du? Wer erlaubt dir, mir diesen Possen zu spielen? Hinweg!" — — —

Die Gestalt schreitet langsam dem Bette zu . . . Den Ritter überläuft ein furchtbarer Schauder, seine Kinnladen klappern, kalter Schweiß benetzt seine Stirn, welche bleich ist, wie ein Leichentuch, und mit verdoppelter Kraft der Stimme brüllt er: „Hinweg von hier!"

Die weiße Erscheinung tritt dicht vor sein Bett . . . . Da greift Bruno nach dem langen, scharfen Schwerte, das über seinem Lager an der Wand hängt, reißt es herunter und will der Gestalt damit einen verzweifelten Schlag versetzen; in demselben Augenblicke aber zieht die lange Figur das weiße Tuch vom Gesichte und — ein häßlicher, dunkelbrauner Todtenschädel mit großen, rollenden Augen und blendend weißen Zähnen grins't den Ritter an und spricht mit hohler Stimme zu ihm: „Kennst du mich?"

Da erstarrt dem Ritter das Blut in den Adern, sein Haar sträubt sich, Leichenblässe färbt sein Angesicht, das Schwert entsinkt seinen Händen, und mit dem Rufe: „Herr Gott!“ fällt er ohnmächtig auf sein Kissen zurück . . . . .

Als Bruno die Besinnung wieder erhielt, fühlte er sich äußerst erschöpft; das Erste war, daß er nach der Todtengestalt blickte. Diese stand noch ruhig an der nämlichen Stelle und hub jetzt an zu sprechen: „Ich bin ein Diener des Allerhöchsten und mein ist das weite Reich der Schatten. Ich wohne da, wo auch die frischesten Rosenwangen ein Raub der Würmer werden; wo Augen, die kurz zuvor noch voller Gluth und Lebensmuth flammten, in Fäulniß zergehen; wo Herzen, die unlängst noch in kühner Hoffnung schlugen, zu Asche zerstieben; wo nervige Arme und markige Beine in Staub sich auflösen und wo Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering, Gut und Böse, Kräftig und Schwach — zu langem, stillem Schlafe sich versammeln. Meine Heerde ist groß, aber sie muß noch größer werden. Sage, bist du bereit, mir zu folgen?“

„Ach Gott!“ seufzte der Ritter mit flehentlicher Gebehrde; „ist denn meine Lebenszeit wirklich schon vollendet?“

„Du wirst es erfahren; sage mir, ob du bereit bist, diese Welt zu verlassen!“

„Ach nein . . . nein . . . nein! . . . Ich will noch nicht; ich kann nicht!“

„Wie hast du gelebt?“

Bruno schwieg.

„Wie du gelebt hast!?“ wiederholte der Knochenmann mit einer dumpfen Stimme, die dem Ritter aufs Neue Entsetzen einjagte. Bruno wagte nicht zu antworten.

„Nun so laß sehen, wie du den heutigen Tag zugebracht hast; das Andere wird sich finden. Hast du gebetet vor dem Schlafengehen?“

„Nein!“ antwortete der Ritter leise und mit geschlossenen Augen.

„So steig gleich aus dem Bette, knie hier auf den Boden nieder und bete!“ sprach die weiße Gestalt mit kaltem Ernste.

Bruno gehorchte unter heftigem Zittern und Beben; er faltete seine Hände und wollte beten, aber er konnte das Vaterunser nicht einmal.

„Hast du vor dem Schlafengehen dein Gewissen erforscht?“

„Nein!“ lautete in zaghaftem Tone die Antwort.

„Warum nicht?!“

„Nun so laß uns Gewissenserforschung halten!“ Der Tod legte hierauf dem knienden Rittersmanne verschiedene Fragen vor:

Hast du diesen Tag mit Gebet begonnen?

Hast du die Armen, Kranken und Bedrückten nicht hartherzig von deiner Thüre gewiesen, sondern liebreich gespeist, getränkt, bekleidet?

Hast du deine Zeit weise eingetheilt und in nützlicher Arbeit vollbracht?

Hast du nicht ungerechtes Gut an dich gerissen oder verdienten Lohn zurückgehalten?

Hast du deine Untergebenen nicht mit Härte behandelt?

Hast du ihnen stets ein gutes Beispiel gegeben?

Hast du den Tag über mehrmals deine Gedanken zu Gott gerichtet?

Hast du nichts vernachlässiget, was du hättest thun können und sollen?

Hast du deine Reichthümer edel anzuwenden gesucht?

Diese und noch mehrere andere Fragen richtete der Tod an Bruno, der aber auch nicht eine einzige zu beantworten wagte, sondern mit dem Blicke eines Verzweifelnden zu Boden starrte. Als der Tod an die Frage kam: „Hast du Niemand an Leib oder Seele Schaden zugefügt?“ da warf sich der Ritter auf sein Angesicht, zerraufte sich das Haar und weinte laut.

„Siehe!“ fuhr das Gerippe fort; „du hast mir diesen Morgen einen Mönch zugeschickt; dieser läßt dich grüßen und bittet dich, ihm Gesellschaft zu leisten.“ Mit diesen Worten streckte die lange, weiße Gestalt ihre dürren, braunen Knochenhände aus und riß beide Fensterflügel auf.

„Gott der Barmherzigkeit, erbarme dich meiner!“ schrie Bruno außer sich. „Ich will ja gerne Buße thun für meine Sünden. Hilf mir, o Jesu! Ich bereue Alles! Ach, nur noch ein Jahr laß mich leben!“

Der Knochenmann aber achtete seines Schreiens nicht, sondern hob den Ritter mit Leichtigkeit auf seine Arme und schleppte ihn an das offene Fenster. Dunkeles, schauerliches Schwarz drohte ihm da aus schwindlichter Tiefe entgegen; schroffe, kahle Felsen mit klaffenden Ritzen und Löchern zeigten sich seinen Blicken und das Grün der Bäume und Sträucher, welche unten am Fuße dieser Felsen standen, war ganz mit dem Dunkel der Nacht verschwommen. Der Mond hatte sich versteckt, die Sternlein waren verschwunden und graue gespenstige Wolkenmassen jagten, wie Heerden unseliger Geister, am Himmel dahin. Bruno, der von den Armen des Todes eben über die gräßliche Tiefe hinausgehalten wurde, bemerkte mit Schrecken und Entsetzen weiter unten die Stelle, wo er den Mönch herabgestürzt hatte. Er that einen lauten Schrei; darüber erschreckt, flog eine Eule auf, welche dicht unter'm Fenster in einer Felsspalte gesessen und schlug im bestürzten Vorbeihuschen mit ihren Flügeln an Bruno's Gesicht. Da that Bruno abermals einen Schrei und — die Besinnung verließ ihn. Er stürzte . . . . . . —

* *
*

Was die Sage uns hier in einem etwas schauerlichen Bilde vorführt, bei welchem die Einmischung der Dichtung nicht zu verkennen ist, braucht darum noch nicht in das Bereich des Unmöglichen oder gar Unwahren verwiesen zu werden. Gar oft kommt es eben vor, daß Menschen nicht eher sich Rechenschaft geben von ihrem Thun und Lassen und nicht eher sich um ihr Seelenheil bekümmern, als bis es mit ihnen zum Sterben kommt. Alsdann glauben sie Alles noch gut machen zu können, eingedenk des Sprichwortes: „Ende gut, Alles gut.“ Ein reumüthiger Tod ist freilich besser, als ein unbußfertiger; allein wir sind nicht angewiesen, etwa nur die letzten

Lebensaugenblicke fromm zu sein, sondern es soll der Tod der Beschluß eines segensreichen, edlen Wirkens sein. Was hilft es ihnen, wenn sie alsdann in der Angst ihres Herzens ausrufen: „Herr, Herr!" Der Heiland erklärte sich ausdrücklich hierüber, indem er sprach: „Es werden nicht Alle, die zu mir sagen „Herr! Herr!" in das Himmelreich eingehen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel thun."

III.

Bisweilen geht der Tod an dem Menschen vorüber; d. h. er zeigt ihm seine entfleischte, dürre, schreckhafte Gestalt, ohne ihn zugleich abzufordern für sein kühles Schattenreich. Alsdann bleibt dem Menschen noch Zeit zur Buße. So erging es dem Ritter Bruno von Bassa. Der Tod stürzte ihn nicht von der Felsenburg hinunter in die gräßliche Tiefe, sondern ließ ihn rücklings ins Zimmer fallen und verschwand.

Der Edelknabe, von dem lauten Geschrei seines Herrn aufgeschreckt, kleidete sich in der Angst nur halb an und rannte was er konnte nach dem Schlafgemache seines Herrn. Da fand er den Ritter vor dem offenen Fenster am Boden in tiefer Ohnmacht. Die Dienerschaft ward sogleich geweckt und der Schloßarzt herbeigerufen, daß er den Bewußtlosen ins Leben zurückbrächte. Der Arzt erschien alsbald und seine Bemühungen] hatten den besten Erfolg; Bruno schlug die Augen auf. Aber seine Blicke waren entsetzlich; er stierte wie ein Wahnsinniger die Umstehenden an.

„Ist er fort?" fragte er mit matter, dumpfer Stimme.

„Wer?" fragte dagegen der Arzt.

„Der Tod . . . der leibhaftige Tod . . . . . Hu! . . . dort stand er ja!"

„Beruhiget Euch, edler Herr! Ihr liegt ganz wohl und sicher in Eurem

Bette und Niemand thut Euch was zu Leide. Laßt mich Euren Puls fühlen, wenn's beliebt!"

Bei der Untersuchung des Arztes ergab sich, daß der Ritter einen heftigen Fieberanfall hatte und nicht lange währte es, so redete er irre und phantasierte immerfort von Tod, Mönch, Vaterunser, Nachteule, Gewissenserforschung und Abgrund — Alles durch einander. „Den hat Gott gezüchtiget!" sagte eine der Dienerinnen im Hinweggehen leise vor sich hin und fügte seufzend hinzu: „Gott gebe nur, daß er sich jetzt auch endlich einmal bekehre!" Andere von der Dienerschaft hatten dagegen ihren Spott mit ihm uud sagten lächelnd zu einander: „Wenn er auch zu Grunde geht, was thut's? Es ist nicht Schade um ihn!" Aus diesen Aeußerungen kann man schon ohngefähr sehen, daß Bruno bei seinen Leuten keineswegs beliebt war. Mehrere Wochen lang dauerte seine Krankheit, mit der es abwechselnd bald schlimmer, bald besser war; endlich erhielt er die Gesundheit wieder.

Aber welche Veränderung zeigte sich an ihm! Das war der kräftig-trotzige, hohnlachende und gräueldurstige Ritter nicht mehr. Sein Auge strahlte in sanfter Wehmuth, in seinen Gesichtszügen lag ein milder Ernst, wie Reue und Demuth ihn malen, und nie verzogen sich seine Lippen auch nur zu einem Lächeln. Ein großer Gedanke schien seinen Geist zu beschäftigen und jene Unruhe zu bewirken, die man in seinem ganzen Wesen wahrnahm. Die in ihm arbeitenden Gedanken brachten denn auch bald einen Entschluß zur Reife.

Eines Morgens versammelte er alle seine Untergebenen in dem großen Rittersaale, wo der Stammbaum und die Bilder seiner Ahnen hingen, und redete jene nach einer kurzen aber wohlwollenden Begrüßung also an: „Meine liebwerthen Untergebenen . . . !"

Die Leute stutzten und konnten sich über diese Anrede nicht genug wundern, da sie sonst aus seinem Munde keine andern Titel vernahmen, als: „Ihr

Lumpenpack! Ihr Hunde! Erbärmliches Gesindel! Teufelsbrut!" und dergleichen. Mit um so größerer Aufmerksamkeit lauschten sie seinen Worten.

„Ich darf euch nicht länger verhehlen," fuhr Bruno fort, „daß der Herr Großes an mir gethan hat. Seine gewaltige Hand hat an mein ..... Herz geschlagen, daß ich aus meinem Zustande der Verblendung und des Verderbens erwacht bin. Mir ist etwas Furchtbares begegnet ..... ich bin zur Besinnung gekommen .... es muß Alles anders werden. Wisset denn zuerst: ihr seid frei und zu euerm lebenslänglichen Unterhalte werde ich meine liegenden Güter an euch vertheilen und Jedem so viel noch dazu geben, als er zu seiner Einrichtung bedarf. Ihr habt von Stund' an aufgehört, Leibeigene zu sein und werdet jetzt freie Bewohner des Thales ....!"

Unbeschreibliche Freude leuchtete, blitzte aus den Augen der Diener; viele wischten sich Thränen ab.

„Alle Gefangenen sind frei," fuhr er fort, „und haben Antheil an meinen Gütern. Gehet hin und laßt sie aus ihren Kerkern. Das ist für jetzt genug; was ich ferner verfügen werde, will ich euch später mittheilen .....!"

Mehr konnte Bruno aber auch wirklich jetzt nicht reden. Thränen der tiefsten, innigsten Reue rannen über die gebräunten Wangen Desjenigen, in welchem noch vor Kurzem alles bessere Gefühl völlig todt zu sein schien. Als die Diener und Dienerinnen die furchtbare Zerknirschung wahrnahmen, die in seinem Herzen wühlte und nun in einem Thränenstrome zum Ausbruche kam, da blieb kein Auge unbefeuchtet; sie nahten ihm in Liebe und Dankbarkeit, warfen sich vor ihm auf die Kniee und küßten ihm die Hand. Bruno aber duldete dies nicht, sondern hob sie liebreich auf und sprach: „Ich bitt' euch, laßt das gut sein! das gebührt mir nicht; wollt ihr mir Liebe erzeigen, so betet für mich. Ich bin ein großer Sünder und bedarf des Gebets und der Fürbitte."

Hierauf bat er Alle um Verzeihung wegen der übeln Behandlung, die er ihnen oft habe widerfahren lassen und wegen des schlechten Beispiels, das er ihnen seither stets gegeben, und reichte einem Jeden die Hand. Darnach entließ er sie.

Die Kunde von dem Vorgefallenen verbreitete sich mit Windeseile über die ganze Umgegend und erweckte allgemeine Freude. Die Thalbewohner athmeten jetzt frei auf, da eine freundliche Zukunft nunmehr für sie anbrach, und in allen Hütten und Wohnungen gab es Scenen der herzlichsten Freude und des Dankes gegen Gott. „Der Herr hat die Gebete erhört, die wir und besonders der fromme Pedro Ihm für unsern Feind darbrachten; nun hat sich der Böse zum Guten gewendet und ist unser Freund geworden!" So sprachen die biedern Leute des Thales.

Und Bruno von Bassa hielt, was er versprochen hatte; alle seine ehemaligen Untergebenen und Gefangenen wurden auf das Beste versorgt. Er vermachte außerdem dem Kloster von Santa Maria eine bedeutende Summe, wovon er einen großen Theil zu Seelenmessen für sich bestimmte, gab alles ungerecht erworbene Gut den rechtmäßigen Eigenthümern zurück, vertheilte viel Geld unter die Armen der Umgegend und erbaute unweit des Klosters ein großes Armen- und Krankenhaus, bei welchem Bau er selbst mit die härtesten Arbeiten verrichtete. Als er dies vollbracht hatte, verließ er seine Burg, um nie mehr darin zu wohnen, weil, wie er selbst sagte: der Fluch des Himmels auf ihr laste. Als er sein sämmtliches Vermögen und Besitzthum auf die christlichste Weise zum Wohle seiner Mitmenschen verwendet hatte, so daß ihm gar nichts mehr übrig blieb, entsagte er auch noch den Bequemlichkeiten und Genüssen, die selbst Arme in der Regel nicht entbehren. Mit einem häärenen, braunen Gewande angethan, zog er in das Armen- und Krankenhaus, wo er unter den größten Entbehrungen ein eifriger Verpfleger aller Unglücklichen wurde. Hier, im Dienste der leidenden Menschheit, wollte er sterben; da er aber an seinen Körperkräften keine Abnahme

fühlte und also auf ein längeres Leben hoffen durfte, zog er sich nach mehrjährigem Krankendienste in die Einsamkeit des Gebirges zurück, baute sich unter einem hohen, überhängenden Felsen eine Einsiedlerzelle und lebte da ganz und gar der Reue, Buße, dem Gebete und frommen Betrachtungen, bis ihn in seinem siebenzigsten Jahre der Tod aus diesem Leben abrief. —

* * *

Das Felsenschloß Bruno's von Bassa ist längst in morsche Trümmer zerfallen; üppige Gesträucher, Epheu und grünes Moos wuchern jetzt über dem Gesteine, welches vor grauen Zeiten einen großen Missethäter mit vielen Unglücklichen umschloß. Auch von Bruno's Einsiedelei sieht man nichts weiter mehr, als den gewaltigen Felsen, unter welchem sie gestanden; — aber seine Lebensgeschichte hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert forterhalten im Munde des Volks und oft noch erzählen in den lauen Sommernächten, die unter dem Himmel Spaniens von besonderer Pracht und Annehmlichkeit sind, die Bewohner des Landes ihren Kindern im Freien diese Geschichte, damit sie die hohe Wahrheit sich tief einprägen mögen: „daß Gott den Hochmüthigen widersteht, den Demüthigen aber Gnade gibt.“ —

7.

Stammbuchverse.

1.

Nur die verstehn der Freundschaft Werth zu schätzen,
Die ihr Bestehn in Schmeichelei nicht setzen;
Nur wer die Wahrheit sagt dem Freund,
Von dem sagt man, daß er es redlich meint.

Dies hab' ich stets nach Kräften und Gewissen
An dir gethan, du wirst's bekennen müssen; —
So oft du nun dies lies'st, dann denke du:
„Dies ruft ein wahrer, treuer Freund dir zu!"

2.

Stets eifrig, guten Rath zu hören,
Stets willig, Andrer Glück zu mehren,
Stets edel, Feinden zu verzeihn,
Stets fest, dein Herz nie zu entweihn; —
Dies mög', o Freund, dein Wahlspruch sein.

3.

Wie die hüpfende Welle, von bunten Kieseln getragen,
Heiter die Quelle verläßt und rein in den Strom sich ergießt;
Also sollen von dir auch, o Theurer, die Menschen einst sagen:
„Heiter begann er den Lauf, und glücklich, wer so ihn beschließt.

4.

Was soll ich lange Verse schreiben
Von Liebe und Empfindsamkeit! —
Du weißt, daß wir die alten bleiben
Für unsre ganze Lebenszeit.

5.

Wie die Tritte des Wanderers auf dem Schnee sei dein Leben;
Sie bezeichnen die Spur, aber beflecken sie nicht.

6.

Nicht zu vergessen den liebenden Freund, auch in der Entfernung,
Schenkte der gütige Gott uns der Erinnerung Lust.

7.

Nur frisch gewagt!
Nur nie verzagt!
Der Kühne reißt sich aus der Noth,
Denn wer sich hilft, dem hilft auch Gott.

8.

Welch' Gut von allen Lebensgütern
Hat wohl den allerbesten Klang?
Gibt Reichthum Frieden den Gemüthern?
Beseligt Würde, Pracht und Rang?
Ach nein! Beim kurzen Lauf des Lebens
Sind sie nicht werth des höchsten Strebens;
Was schwinden kann mit einem Schlag,
Das ist es nicht, was frommen mag.

Der Glaube ist die beste Gabe;
Er weicht von dem Getreuen nicht,
Wenn sonst auch alle andre Habe,
Wenn selbst der Leib in Scherben bricht.
Wer sich bewahrt den heil'gen Glauben,
Dem kann kein Sturm den Frieden rauben,
Und wohl ist es mit ihm bestellt
In dieser und in jener Welt!

9.

Durch seine Thaten malt sich der Mensch.

10.

L'amitiè, passion du sage,
Résiste au temps qui nous détruit;
C'est un abri pendant l'orage,
C'est un flambeau pendant la nuit.

11.

Nulla possessio, nulla vis auri et argenti,
Pluris, quam virtus, aestimanda est. Cic. parad. VI. 2.
Quae pauca amicissimo tibi animo scripsit
in sempiternam memoriam .... N. N.

12.

Sei vergnügt und leutselig im Kreise deiner Freunde und Bekannten; doch nicht Alles, was du denkst und weißt, gib ihnen zum Besten! Denn Freude gereicht oft zum Leide und Scherz zum bitteren Schmerz.

8.

Schulanekdote.

Ein Lehrer schrieb nachstehenden Satz an die Tafel: „Bartholomäus Schwarz, ein Deutscher, erfand zu Anfang des XIII. Jahrhunderts das Schießpulver;" und forderte seine Schüler auf, diesen Satz auf andere Weise auszudrücken. Als er sich die Schiefertafeln zum Nachsehen reichen ließ, fand er bei einem Knaben folgenden wunderlich gestalteten Satz: „Ein schwarzer Deutscher erfand in seinem dreizehnten Jahre das Schießpulver mit Namen Bartholomäus."

9.

Charade.
(Viersylbig.)

Wer die Letzten durch sein Handeln,
Wer den Schmerz in fremder Brust
In die Ersten kann verwandeln,
Dem wird meines Ganzen Lust.

10.

Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt: woher es komme, daß er, trotz allen Drangsalen des Lebens, doch solchen Gleichmuth in sich bewahren könne? — Er antwortete: „das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in Acht nehme; denn alles Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute.“ Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge: Erstens erhebe ich sie gen Himmel und erinnere mich, daß mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens dort oben sei. Zweitens senk' ich sie zur Erde, und bedenke wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden. Drittens endlich schaue ich um mich und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer ergeht als mir. Auf diese Art getröste ich mich alles Leides und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott. (Erzähler.)

11.

Die drei Brüder.

Ein Mährchen.

Weit drinnen im asiatischen Reiche lag, vor vieler Menschen Gedenken, eine prachtvolle Stadt; die war eines mächtigen Königs Residenz. Wie diese Stadt und wie der König geheißen, das weiß ich nicht, kommt auch auf die Namen nicht sonderlich viel an. In selbiger Stadt wohnte aber ein armer Schneider, der sich und seine drei Söhne gar kümmerlich nährte. Früher, da seine Frau noch lebte, war es besser gegangen, denn sie hatte ihm bei der Arbeit sehr fleißig geholfen; nun aber ward es ihm sehr sauer, zumal seine Söhne noch zu jung waren, um in der Schneiderkunst schon etwas Ordentliches zu leisten. Dieser Schneider hieß Aldomir und seine drei Söhne Haran, Rahim und Kaph; davon war Haran der Aelteste und zählte zwölf Jahre, Rahim eilf und Kaph erst zehn Jahre.

„Ich will zum Könige gehen," sprach Aldomir eines Tages, indem er rasch von seinem Sitz aufstand, „und will dem Könige meine Dienste anbieten. Ein König zahlt gut und wenn das Jahr herum ist und ich meine Arbeit recht gut gemacht habe, gibts auch wohl noch eine schöne Belohnung dazu."

Er sprach's, zog sein bestes Gewand an und schritt nach dem Palaste des Königs. Als er durch mehrere Straßen gegangen war und eben wieder um eine Ecke biegen wollte, kam in wildem Lauf ein Wagen daher gerasselt, dessen Pferde scheu waren. Aldomir fiel ihnen in die Zügel, um sie zum Stehen zu bringen, ward aber von der Gewalt der Thiere zu Boden gerissen, so daß er unter die Räder gerieth und unter furchtbaren Schmerzen den Geist aufgab. Unterdessen harrten die drei Söhne von Stunde zu Stunde und von Minute zu Minute der Rückkehr des Vaters; aber er kam nicht. Endlich brachten ihn zwei Männer auf einer Tragbahre todt vor's Haus und fragten:

„Ist das euer Vater? Wir haben schon fast in der ganzen Stadt Umfrage gehalten, wem dieser Todte angehören möchte, konnten's aber nicht erforschen, denn Niemand will dieses Angesicht kennen.“ Aldomirs Antlitz war auch wirklich von dem erlittenen Unglücke jämmerlich entstellt. Die drei Söhne aber erkannten ihn sogleich an dem Anzuge und sprachen unter schmerzlichen Thränen: „Ja, das ist unser Vater!“ Darauf entfernten sich die Männer.

Als nun die drei Knaben des andern Morgens vor der Leiche ihres geliebten Vaters saßen und bitterlich weinten, kamen abermals zwei Männer: ein vornehmer Beamter des Königs und ein Soldat. „Ist das die Wohnung des Schneiders Aldomir?“ fragte der Beamte in barschem Tone. „Das ist sie,“ antworteten seufzend die drei Söhne. „Nun so wollen wir gleich an's Werk gehen!“ fuhr der königliche Beamte fort, „denn wir haben Auftrag, das Vermögen des Schneiders einzuziehen und sein Häuschen zu verkaufen, weil seiner Schulden so viele sind.

Das war ein neuer schwerer Schlag für die drei armen Waisen, und mit lautem Jammern und tiefem Herzeleid fielen sie dem Beamten zu Füßen und riefen: „Ach gestrenger Herr, nehmt uns doch nur die väterliche Wohnung nicht; wir haben ja sonst keine Heimath mehr.“ Darauf entgegnete aber der Beamte kalt: „Was kümmert mich das! Ich muß meinen Auftrag vollziehen!“ Und abermals flehten die drei Söhne: „Ach verstoßt uns doch nicht aus unserem Häuschen; wir wollen ja gerne Alles bezahlen, wann wir größer sind und was verdienen können!“ Aber auch dieses war vergebens. „Nichts da!“ schrie der königliche Beamte und drang mit dem Soldaten ins Haus, versiegelte Alles, schloß die Hausthüre und jagte die Knaben fort.

Da irrten nun die armen, unglücklichen Knaben weinend durch die Stadt und baten von Thür zu Thüre um Schutz und Aufnahme; aber da war Niemand, der sich ihrer erbarmen wollte. So kamen sie vor das Thor und setzten sich im Schatten eines großen Feigenbaums nieder, um miteinander

zu berathen, was jetzt zu thun wäre. „Mir fällt was ein," sprach Haran, der Aelteste. „Ich will mich aufmachen und zum Könige gehen; vielleicht hat er Erbarmen mit uns!" — „Ja, thue das!" sprachen die beiden andern und Haran ging. Als er an die Schloßpforte kam, stand ein Soldat mit blank gezogenem Säbel da, welcher Wache hielt. Der fragte Haran: „Zu wem willst du?" — „Zum Könige!" antwortete der Knabe. „Zum Könige kannst du jetzt nicht kommen; er sitzt an der Tafel. Komm morgen wieder!" Die Kinder brachten die Nacht unter dem Feigenbaume zu und als es Morgen geworden war, ging Haran wieder nach dem königlichen Palaste. Der Soldat fragte wie gestern: „Zu wem willst du?" — „Zum Könige!" erhielt er zur Antwort. „Das kann nicht sein," sprach der Soldat, „denn der König schläft noch! Komm morgen wieder."

Am dritten Tage ging Haran nochmals vors Schloß und der Soldat fragte wiederum, wie die beiden ersten Male: „Zu wem willst du?" — „Zum Könige will ich," sprach Haran verdrießlich, „du weißt es ja!" — „Und ich sage dir, daß du nicht zu ihm kommst, denn der König hat Besuch!" Da weinte der arme Knabe vor Schmerz, daß sein Bemühen immer vergeblich sein sollte und wehklagete laut. Das hörte der König, sah zum Fenster heraus und rief: „Was gibts?"

„Großmächtiger König, zu Euch will ich!" antwortete Haran, „denn ich habe nothwendig mit Euch zu reden." „Komm herauf!" hieß es, und Haran erschien vor dem Könige. Als er nun erzählt hatte, wie es ihm und seinen Brüdern so hart ergangen wäre und wie er sich freuen wollte, wenn ihnen Hülfe zu Theil würde, sagte der König mit Achselzucken: „Was meine Beamten anordnen, kann ich nicht ändern; zudem kann ich dich auch noch nicht brauchen, da du zu jung bist. Geh' du erst hin und lerne was; dann wollen wir weiter sehen!"

Traurig verließ Haran den königlichen Palast, schritt langsam hinaus vor das Thor, wo seine Brüder unter dem Feigenbaum saßen und erzählte

ihnen, was er so eben erfahren hatte. „Was ist da zu machen?" begann jetzt Rahim, der Zweitälteste. „Verhungern können wir doch nicht. Auf! laßt uns nach dem großen Palmenwalde ziehen, der sieben Meilen von hier anfängt; dort bauen wir uns ein Hüttchen und ernähren uns von Früchten und Vogeleiern." — „Dein Rath ist sonst gut," sprach Kaph, der Jüngste, „nur soll es in dem Palmenwalde nicht recht geheuer sein; man erzählt sich Allerlei davon." Nachdem die drei Knaben noch eine Weile so hin und her berathen hatten, fanden sie, daß ihnen doch nichts weiter zu thun übrig bliebe, als nach dem großen Walde zu wandern.

Da stiegen sie auf einen Hügel, wo man die Stadt gut überschauen konnte, blickten mit thränenden Augen noch einmal nach der väterlichen Wohnung und nach der Gegend, wo ihr Vater begraben lag, nahmen in ihren Herzen von der Heimath Abschied und traten nun die Wanderung nach dem Walde an. Ihre Reise war, was das Gepäck anbelangt, gar nicht beschwerlich, denn sie hatten keins; aber an Kummer trugen sie eine ganze Last mit sich. Doch sie ergaben sich in ihr Schicksal mit rühmlicher Standhaftigkeit, da sie von ihrem Vater frühzeitig in der Tugend und Gottesfurcht unterrichtet worden waren und jene guten Lehren nicht zu dem einen Ohre hinein und zu dem andern wieder herausgelassen hatten.

Es war schon beinahe Nacht, als sie den Saum des Palmenwaldes erreichten und hatten großen Hunger. Indessen hinderte sie die Dunkelheit doch nicht, sich noch einen Vorrath von Datteln zu brechen, die hier in großer Menge wuchsen. Um sich vor den wilden Thieren zu sichern, zündeten sie ein großes Feuer an, bedeckten sich der kühlen Nachtluft wegen mit starkbelaubten Baumzweigen und schliefen in Gottes Namen ein. Noch nicht lange hatten sie im Schlummer gelegen, als ein starkes Geräusch sie aufweckte. In der Tiefe des Waldes hörten sie ein Rauschen wie von Zweigen, die zurückgebogen werden, und ein Knistern und Knacken, als träte Jemand auf dürre Aestchen. Kaph, der Jüngste, erbebte sogleich vor Schrecken und

sagte halblaut zu seinen Brüdern: „Das ist gewiß ein wildes Thier.“ Rahim stimmte seinem Bruder bei, aber Haran sprach in beherztem Tone: „Was seid ihr doch für Furchthaasen! Wißt ihr nicht, daß sich in den Palmenwäldern Affen aufhalten, die manchmal noch Nachts umherklettern? Weiter wird's nichts sein, als so ein Affe; da wollt' ich d'rauf wetten!“ Haran's Rede klang gar beherzt; es war ihm aber doch nicht recht wohl dabei zu Muthe. Indessen kam das Rauschen und Knistern immer näher. Die drei Brüder erhoben sich jetzt von ihrem Lager und warfen mehr Holz auf das Feuer, dazu auch die Aeste, womit sie sich bedeckt hatten; denn sie dachten: wenn ein wildes Thier im Anzuge ist, wird es sich wohl hüten, dem Feuer zu nahen. Aber das Knistern und Rauschen kam immer näher. Als nun eben die Flamme von dem vermehrten Brennstoff hoch in die Höhe schlug und einen lichten Schein um sich verbreitete, erkannten sie in geringer Entfernung einen alten, schwächlichen Mann, der, über seinen Stab gebückt, nur langsam vorwärts kommen konnte.

Die drei Brüder ließen ihn gehen, um zu sehen, ob er sich dem Feuer nähern werde — und richtig! er kam d'rauf zu. Obschon sie nun sahen, daß es ein alter, schwacher Mann war, erschracken sie dennoch, als er sie begrüßte und um die Erlaubniß bat, sich an dem Feuer niederlassen zu dürfen. „Wer seid Ihr?“ unterbrach endlich Haran das schüchterne Schweigen. „Ein armer kränklicher Mensch,“ versetzte mit zitternder Stimme der Greis, „der aus der Stadt gejagt worden ist, weil er gebettelt hat, und der sich nun in dem Walde dürftig ernährt!“ Haran, durch dieses Geständniß beherzter geworden, fragte ihn weiter: „Habt Ihr Hunger?“ — „Ach ja!“ sagte der Alte, ich bin hungrig und müde und mich friert's.“ — „Nun so laßt Euch am Feuer nieder!“ fuhr der Aelteste der Brüder fort, wir wollen sehen, wie wir Euch helfen!“ Alle drei beeiferten sich jetzt, dem armen hungrigen Greise etwas zu essen zu verschaffen; jeder von ihnen nahm einen großen Brand aus dem Feuer und leuchtete damit vor sich her in die Gebüsche hinein, um

daselbst, so gut es gehen wollte, Datteln zu suchen. Es verging auch keine Viertelstunde, so hatten die drei Brüder eine ziemliche Menge derselben gesammelt, die sie nun dem Greise auf den Schooß legten. Dieser dankte ihnen gerührt für ihre liebevolle Theilnahme und aß mit guter Eßlust.

Unterdessen betrachteten sich die drei Waisen den alten Mann etwas genauer. Er trug ein langes graues Gewand von grobem Stoffe, welches in der Mitte des Leibes von einem ledernen Gürtel zusammengehalten wurde. Sein Haupt war fast ganz kahl, nur an den Schläfen noch mit einigen ganz weißen Haaren besetzt; und ein langer, ebenfalls weißer Bart fiel ihm bis weit über die Mitte der Brust, fast bis auf den Gürtel herab. An den Füßen trug er Sandalen.

„Nun, habt Ihr Euch gesättigt, lieber Alter?" sagte Rahim treuherzig, als er sah, daß der Greis die Datteln verzehrt hatte. „Ja, Gott sei Dank! Ich bin satt!" sprach dieser und danke euch, meine Kinder, für eure Liebe." — „Das haben wir gern gethan!" riefen alle drei, und Kaph fügte hinzu: „Wir wissen recht gut, wie bitter das Elend ist. Wir sind selber arme Kinder, die in der Stadt kein Mitleid fanden und nun, wie Ihr, den großen Palmenwald zur Heimath haben!"

„Du mein Gott!" seufzte der Greis wehmüthig. „So jung noch und schon so verlassen! Ihr verdientet wohl ein besseres Loos!" Bei diesen Worten legte er sein Haupt auf beide Kniee, die er an sich gezogen hatte und schien nachzudenken. Mit Erstaunen bemerkten da die Knaben, daß er immer mehr zusammenschrumpfte und, als sie meinten: nun müsse er bald ganz verschwinden, stand er plötzlich zu einem rüstigen, schönen Jünglinge umgewandelt, vor ihnen. Die Knaben fielen vor Schrecken zu Boden. Fürchtet euch nicht, lieben Kinder! redete der Jüngling sie freundlich an. „Ich sah euere Noth und eilte, euch zu helfen; doch zuvor wollte ich eure Gesinnung auf eine kleine Probe stellen. Ihr habt sie gut bestanden und nun will ich eurem Elende ein Ende machen!" Es vergingen jedoch mehrere Augenblicke, bis die Kinder

aufzustehen und mit dem freundlichen Jünglinge zu reden wagten; als er ihnen aber so gar gütig zuredete und sie einlud, ihm zu folgen, da legte sich ihre Furcht und sie gingen mit ihm. Dieser Jüngling trug ein hellblaues, schönes Gewand, welches reichlich mit Sternchen von Silber und Gold besetzt war. Hellbraunes Haar flatterte in zierlichen Locken ihm um den Nacken und sein Angesicht war anzuschauen wie Lilien und Rosen, so rein und frisch. Eine blauseidene Schnur diente ihm statt des Gürtels und an den Füßen trug er ganz neue Sandalen.

„Wer seid Ihr wohl? wunderbarer Jüngling!“ fragten die Brüder ihn, als sie ihm eine Weile schweigend gefolgt waren. „Ich bin der mächtigste Herrscher im ganzen asiatischen Reiche, entgegnete er, denn mein ist Alles, was auf der Oberfläche des Landes zu sehen ist; mein ist auch Alles, was der Schooß der Gebirge in sich schließt. Wisset — ich bin der gewaltige Zauberfürst El Reddin!“ Die Knaben erblaßten und es wandelte sie von Neuem eine gräßliche Furcht an. Aber der Zauberfürst, der es merkte, tröstete sie mit den Worten: „Seid doch gutes Muthes, liebe Kinder! Ich habe euch ja gesagt, daß euch nichts zu Leide geschehen wird; im Gegentheile, recht gut sollt ihr es von nun an haben. Ich strafe nur die Bösen, die Guten aber belohne ich und wo ich Arme, Verfolgte und Nothleidende sehe, die um ihrer Tugend willen ein besseres Schicksal verdienen, denen eile ich mit Rath und That zu Hülfe.“

Die Knaben mußten dem Zauberfürsten jetzt ausführlich erzählen, wie sie in diese große Noth gerathen wären, und sie thaten es mit aller Offenheit. Unter diesen Gesprächen waren sie in der Tiefe des Waldes angelangt. Bald warf das Morgenroth sein goldenes Licht in die Nacht des Palmenwaldes hinein und überall wurden die Thiere lebendig. Prächtige Papageien flatterten mit lautem Geschrei von Baum zu Baum; auf den Gipfeln schlanker, junger Palmen schaukelten sich possirliche Aeffchen, und gar nicht weit von den Gehenden trabten stattliche Löwen, Tiger und Elephanten vorbei. Aber sie sahen jetzt gar nicht darnach aus, als könnten sie Menschen gefährlich werden, sondern

schauten sich blos einmal neugierig um und gingen friedlich ihres Wegs. Sie scheuten sich vor dem Zauberfürsten; daher ihre scheinbare Zahmheit.

„Wir sind am Ziele!“ sprach jetzt El Reddin, indem er mit der rechten Hand auf eine großartige Felsenhöhle deutete, vor welcher sie angelangt waren, und winkte den drei Brüdern, ihm nachzufolgen. Eine Zeit lang tappten sie im Dunkeln fort, dann aber ward es von oben her heller, und als sie noch ein Weilchen gegangen waren, standen sie am Eingange zu einem prachtvollen Garten. Blumen von den mannichfaltigsten Formen und herrlichsten Farben wucherten hier in lieblicher Mischung üppig empor und hauchten die köstlichsten Wohlgerüche aus. Riesenhafte Baumstämme mit ungeheuren Laubkronen sah man da und dort aus dem Gedränge der edelsten Obstbäume emporragen; Alles hing voll Blüthen, Früchte und Knospen. Vögel von der verschiedensten Größe und von dem glänzendsten Gefieder bewohnten diese wunderschönen Bäume und heimlichen Gebüsche und sangen allda ihre lustigsten und anmuthigsten Lieder. Von Bewunderung ganz hingerissen, folgten die drei Knaben dem Zauberfürsten nach und konnten sich an der Pracht des Gartens gar nicht satt sehen. Bald kamen sie an malerischen Ruinen vorbei, auf deren Thürmen sich eine reizende Aussicht erwarten ließ; bald kamen sie an große See'n mit dunkelgrünen Wasserspiegeln, auf welchen majestätische Schwäne und sonst allerlei schöne Wasservögel umherruderten; bald waren es wieder niedliche Gartenhäuschen mit kunstvollen Verzierungen und Malereien, welche ihre Blicke fesselten. Baumhohe Springbrunnen gab es hier in Menge; aus silbernen oder goldenen Röhren spritzten ihre klaren Wasserstrahlen in die Höhe und fielen mit melodischem Geplätscher in edel geformte Becken von Crystall oder Marmor nieder. Auf einigen jener See'n sah man reizende Inseln mit jungen Citronenwäldchen, in deren Schatten freundliche Landhäuschen standen; zu diesen Inseln konnte man auf schön geschmückten Kähnen gelangen.

An unzähligen Herrlichkeiten aller Art vorüber, kamen sie endlich, wie es schien, an El Reddin's Palast. Aber diesen zu beschreiben, gehört geradezu ins Bereich der Unmöglichkeit; denn wenn man hundert der geschicktesten Schreiber und Maler mit sich nähme und ließe sie hundert Jahre lang aus Leibeskräften da aufschreiben und malen, so würde man doch meinen, sie hätten erst angefangen. Gold, Silber, Edelsteine, Diamanten, Crystall, Perlemutter — kurzum: alle Stoffe, die nur immer edel genannt werden und sich zu glanzvollem Ausschmücken verwenden lassen, waren hier an diesem stolzen Palaste mit reichster Verschwendung angebracht. Eine einzige Säule an diesem Palaste übertraf schon bei Weitem den Werth des ganzen königlichen Schlosses in der Vaterstadt der drei Knaben, und jenes Schloß war doch wahrhaftig auch kein Erdhügel, sondern erregte weit und breit Verwunderung. Jetzt kann man sich einen Begriff machen!

„O!... Ach!.... Ei!.... Herrlich!.... Köstlich!....." Das war Alles, was die Knaben im Garten des Zauberfürsten beim Anblick aller dieser Reichthümer zu stammeln vermochten. El Reddin aber lächelte dazu und sagte: „Ihr guten Kinder, das da ist Alles noch nichts; wir sind erst auf dem Vorplatze zu meinem Reiche. Was ihr gesehen habt, ist gar nicht zu vergleichen mit dem, was ich euch noch zeigen könnte; wir wollen aber vorläufig hier bleiben. Das große Gebäude, welches ihr da sehet und welches ihr für einen Palast haltet, ist blos ein Pferdestall, an welchen eine einfache Wohnung angebaut ist. Laßt sehen, wie es euch da gefällt!"

El Reddin führte nun die drei Waisen durch den von unbeschreiblicher Pracht strahlenden Säulengang und alsdann in ein Gemach. Dieses Gemach übertraf an Herrlichkeit Alles, was sie bis dahin gesehen hatten. Sie mußten sogleich auf einem weichen, duftenden Polster Platz nehmen und als das geschehen war, sagte der Zauberfürst: „Jetzt könnet ihr zwar ausruhen, aber ihr werdet auch hungrig sein; aber wartet, ich will gleich für Speisen sorgen." Bei diesen Worten stand El Reddin vom Polster auf, näherte

sich einem ausgezeichnet schönen Marmortische, der in der Mitte des Gemaches stand, und strich mit der flachen Hand über die Platte — da war der Tisch gedeckt. El Reddin schlug jetzt ein wenig mit der Faust auf den Tisch — da kamen Teller, Messer und Gabeln anspaziert nebst Weinflaschen und Gläsern. Hierauf erschien eine gebratene Gans und eine Suppenschüssel und nahmen Platz auf dem Tische, der wunderbarerweise mit jeder Minute größer wurde und für die hinzukommenden Speisen immer Raum genug bot. Endlich bedeckte sich der noch übrige Raum des Tisches mit Melonen, Apfelsinen, Pfirsichen, Trauben, Aepfeln, Birnen, Kirschen, Ananas . . . kurz mit dem feinsten und schmackhaftesten Obste und noch dazu mit allerhand leckerhaftem Zuckerzeug.

Die drei Brüder erstaunten über die Maaßen, als sie den Zauberfürsten auf so sonderbare Weise den Tisch decken und mit Speisen besetzen sahen, und drückten in lauten Ausrufungen ihre Verwunderung darüber aus. Darauf sagte El Reddin freundlich: „Nun, meine Lieben, wenn's gefällig ist! Es steht ein einfaches Mahl für euch bereit; ihr müßt aber mit dem Wenigen fürlieb nehmen!" Da lachten die Knaben darüber, daß das ein „einfaches Mahl" sein sollte und setzten sich fröhlich zu Tische. „Seht!" fuhr El Reddin fort, „im Walde habt ihr mich bewirthet; jetzt bewirthe ich euch. Nun langt frisch zu und laßt euch nicht nöthigen!"

Das ließen sich die drei Brüder denn auch nicht zweimal sagen, und aßen und tranken ganz gehörig. Als sie vollkommen satt waren, stampfte El Reddin mit dem einen Fuße ein wenig auf den Boden und kaum war das geschehen, so erschien ein sehr zahlreicher Chor von Jünglingen und Jungfrauen in weißen und blauen Gewändern, welche die herrlichsten Gesänge und die schönsten Musikstücke aufführten. Man kann sich denken, wie diese ausgezeichnete Musik unsere Knaben entzückte, oder nein: man kann sich's nicht denken, denn sie war gar zu schön. Während der Musik verschwand eine Speise nach der andern und noch ehe der letzte Ton verklungen war, da war von den herr-

lichen Gemüsen, Braten und Früchten nichts mehr zu sehen und der Marmortisch war wieder glatt wie zuvor. Jetzt führte der Zauberfürst seine junger Gäste wieder durch den Säulengang zurück und zeigte ihnen seinen Pferdestall. Der war viel schöner als mancher Fürstensaal und in einer langen Reihe standen da die vorzüglichsten Pferde von der verschiedensten Größe, Gestalt und Farbe. Was den Knaben am meisten auffiel, das waren Pferde, welche Flügel hatten. El Reddin fragte die Kinder: „Wollen wir mal eins spaziren reiten auf diesen fliegenden Rossen? Nach Tische wird so eine Bewegung gut thun!“ Die Knaben waren mit Freuden dazu bereit; es wurde aufgesessen, der Zauberfürst ritt voran und nun ging es mit Windesschnelle von dannen, über Wald und Feld und Berg und Thal. Von der hohen Luft aus gesehen, erschienen die größten Städte nur wie Häuflein Schneckenhäuser und die Wälder wie niedriges Moos.

In anderthalb Stunden hatten sie fast ganz Asien gesehen und ritten nun wieder nach dem herrlichen Stallgebäude zurück. Hier wurden die geflügelten Pferde an ihre Plätze gestellt und El Reddin führte seine Gäste nach dem schon bekannten Gemache. „Wie gefällt es euch hier bei mir, meine Lieben?“ fragte er jetzt in gütigem Tone. „O hier ist es allerliebst! Hier möchten wir unser Lebtag sein!“ lautete die Antwort.

„Nun, das freut mich, daß euch mein Reich gefällt,“ fuhr El Reddin fort; „ihr sollt auch bei mir wohnen, und nicht blos in diesem Theile meines Gebietes, welches, wie ich euch schon gesagt habe, nur der Vorplatz zu meinem eigentlichen Reiche ist; sondern in diesem selbst. Das wird euch ja recht sein!“

„O gewiß! gewiß!“ jubelten die Knaben.

„Nun dann werdet ihr auch wohl gerne erfüllen, was ich jetzt von euch verlangen werde. Es ist nicht schwer!“

„Und wenn es auch schwer wäre,“ riefen sie voller Freude, „so

wollten wir es doch gern thun, um einen so unbeschreiblich schönen Aufenthalt zu erlangen."

„Gut!" sprach El Reddin weiter, „so will ich es euch sagen. Ihr wißt, daß ich nur die Guten belohne, die Bösen aber bestrafe. Wollt ihr nun in meinem schönen Reiche wohnen, so könnt ihr es nur dann, wann ihr euch desselben würdig macht. Zwar habt ihr vor Kurzem in dem großen Palmenwalde schon eine Prüfung euerer Gesinnung sehr löblich bestanden — ich fordere aber mehr: ihr müßt euch ein ganzes Jahr lang so betragen, daß euch ein bedeutendes Abirren vom Pfade der Tugend nicht zur Last gelegt werden kann. Seid ihr dazu bereit?"

„Mit Freuden!"

„Ihr wißt doch, was recht und unrecht ist?"

„Ja!"

„Wenigstens haben eure verstorbenen Eltern Alles gethan, um euch in der Frömmigkeit und Tugend zu unterweisen. Damit ihr aber niemals in Zweifel gerathet, ob eine Handlung gut oder böse sei, so schenk' ich einem jeden von euch einen Gürtel; den schnallt euch um den Leib. So lange ihr brav seid, werdet ihr den Gürtel gar nicht spüren; so wie ihr aber in Versuchung kommt, etwas Böses zu thun, wird er sich zusammenziehen und euch drücken. Ihr wißt dann, woran ihr seid und müßt das, was ihr zu thun im Begriffe stehet, augenblicklich unterlassen. Versteht ihr mich?"

„Wir verstehen es ganz wohl."

„Wohlan, so richtet euch auch darnach! Und was ich euch nun noch dringend ans Herz legen möchte, ist: daß mir ja keiner von euch seinen Gürtel verliert. Ihr fühlt aber wohl selbst, wie wichtig euch derselbe ist. Wer mir nach Ablauf des Jahres den Gürtel nicht vorzeigen kann, hat nicht nur keinen Zutritt in mein Reich, sondern zieht sich überdies noch eine schwere Strafe zu. Merkt euch das wohl!"

Die Knaben versprachen dem Zauberfürsten, auf Alles wohl zu achten,

was er ihnen anbefehle und baten ihn, den Ort jetzt zu bestimmen, wo sie nach Ablauf des Probejahrs sich einfinden sollten. El Reddin nannte ihnen die Höhle im Palmenwalde und fügte im ernsten Tone hinzu: „Haltet nur ja, was ihr mir so eben versprochen habt, denn es sollte mir sehr leid thun, wenn ich den einen oder andern von euch wegen Verletzung der Tugend bestrafen müßte. Wo sich ein Uebelthäter auch befinden mag, ich weiß ihn gewiß zu finden, denn ich habe meine geheimen Boten und Diener überall. Ich werde euch die Folgen der Uebertretungen zwar nicht nennen; aber ihr werdet sie empfinden, wenn ihr ungehorsam seid. Hütet euch daher; hütet euch!"

Die drei Brüder waren über diese letztern Reden El Reddin's ganz ernst geworden und es kam nicht eher wieder ein Strahl von Heiterkeit in ihre Gesichtszüge, als bis der Zauberfürst einen Wandschrank öffnete, um jetzt, wie er sagte, ihrer Noth ein Ende zu machen. Zuerst langte er drei schwarze lederne Gürtel heraus, welche die Knaben sogleich umthun mußten. Dann fragte er einen Jeden, was er zu treiben gedenke; denn in der Welt müsse jeder Mensch seine Beschäftigung haben. „Mir gefällt die Schneiderei am besten," sprach Haran. „Und mir gefällt die Malerei sehr gut," meinte Rahim, und Kaph rief: „Ich will ein Baumeister werden."

„Eure Wünsche seien erfüllt!" sprach der Zauberfürst mit Wohlwollen und gab dem Haran eine goldene Nadel. Was er mit dieser Nadel nähen würde, das sollte äußerst schön ausfallen und unglaublich geschwind fertig werden; also daß er sich viel zu verdienen im Stande sei. Dem Rahim gab er einen Pinsel. Was er damit malen würde, sollte alle Kunstfertigkeit, die noch je erlebt worden wäre, übertreffen. Dem kleinen Kaph endlich gab er einen Maaßstab; mit diesem sollte er die erstaunlichsten, kunstvollsten Bauwerke in kürzester Zeit ausführen können.

Da bedankten sich die Knaben recht schön für die gütigen Geschenke und wollten gehen; El Reddin sagte aber: „Halt! Noch Eins! Ich will euch jetzt auch eure Datteln wiedergeben, die ihr mir des Nachts im Palmenwalde

gesucht habt; denn unterwegs könntet ihr Hunger bekommen.“ Bei diesen Worten schüttelte El Reddin aus einem Säcklein eine ganze Menge Datteln auf das Polster; als die Knaben sie aber näher betrachteten, da waren sie vom reinsten Golde und Silber. Jeder erhielt deren hundert Stück, von jeder Sorte gleichviel. „Mit diesen Datteln,“ fuhr der Zauberfürst fort, „könnet ihr ein ganzes Jahr lang auskommen, wenn ihr nicht verschwenderisch seid; denn wenn ihr an einer silbernen Dattel drückt, springen zehn Silberstücke heraus und drückt ihr an einer goldenen, so fallen euch zehn Goldstücke auf die Hand, also daß Jeder von euch das Jahr hindurch 500 Silberstücke und 500 Goldstücke zu verzehren hat. Ihr sehet nun, daß eure Noth ein Ende hat; geht euch auch das Geld aus, so ernährt doch einen Jeden seine Kunst.“

Da hätte Einer den Jubel und die Freude sehen sollen, welche jetzt die drei kurz zuvor noch armen Knaben an den Tag legten! Sie drückten El Reddin mehrmals die Hände und hüpften und sprangen, und sangen fröhliche Lieder. Darauf küßte sie der Zauberfürst zum Abschiede, hob einen Jeden auf ein geflügeltes Roß und husch! — fort waren sie. An dem Saume des Palmenwaldes, wo die Kinder sich ehedem ein Feuer angemacht und den Zauberfürsten El Reddin in Gestalt eines Greises kennen gelernt hatten, ließen sich die geflügelten Thiere nieder, gestatteten ihren kleinen Reitern abzusteigen und jagten im sausenden Galopp wieder durch die Lüfte dahin.

Jetzt saßen die drei Knaben wieder an ihren alten Plätzen im Walde, an der Seite des ausgeglühten Aschenhaufens und schauten einander verwundert an und wußten gar nicht, was sie zu allen den wunderbaren Begebnissen sagen sollten. „Hatt' ichs euch nicht gesagt, daß es im Palmenwalde nicht recht geheuer wäre?“ sprach Kaph zu seinen Brüdern und fügte hernach lächelnd hinzu: „die Sache ist aber doch ganz herrlich abgelaufen!“ — „Der Meinung bin ich auch!“ versetzte Rahim, „wir wollen nur machen, daß auch unser Probejahr recht gut abläuft, dann heißts: „Ende gut, Alles gut!“ Noch

ganz erfüllt von den schönen und zum Theil auch ernsten Erinnerungen, die sie aus El Reddin's Reiche sich mitgenommen, faßten die drei Brüder jetzt die besten Vorsätze: nie im Geringsten vom Wege der Tugend abzuweichen, damit sie nach Ablauf ihres Probejahrs miteinander in jenem herrlichen Garten leben könnten. Sie gaben einander die Hände darauf und legten sich, da sie müde waren und auch die Nacht hereinbrach, zum Schlafen nieder. Versteht sich, daß zuvor das Feuer von Neuem recht angeschürt wurde.

Als sie erwachten, leuchtete ihnen das prachtvollste Morgenroth in die Augen. Frisch und gestärkt erhoben sie sich von ihrem Lager und beschlossen zunächst nach ihrer Vaterstadt zurückzukehren, um zu sehen, ob es ihnen da wieder gefallen könne. Als sie die Thürme der Residenz erblickten, ward ihnen gar sonderbar zu Muthe. Alle die traurigen Tage, die sie daselbst verlebt hatten, traten ihnen wieder vor den Geist; doch die Freude über ihr neues Glück erhielt die Oberhand. „Wenn nur unser lieber Vater und unsere gute Mutter noch lebten!“ seufzten sie bisweilen: „Wie wollten wir ihnen das Leben jetzt so angenehm machen!“ Dann betrachteten sie wechselseitig die Geschenke, die sie von El Reddin erhalten hatten und probirten einmal ihre Datteln. Und siehe da! so wie Einer eine silberne Dattel zu drücken begann, sprangen zehn blanke Silberstücke heraus und bei einer goldenen, zehn funkelnagelneue Goldstücke; die übrigen Geschenke sahen ganz unscheinbar aus, — Harans Nadel etwa ausgenommen, die im reinsten Golde blitzte. An die schwarzen Ledergürtel dachten sie jetzt gar nicht; sie saßen so bequem am Leibe, daß sie von ihnen gar nichts spürten.

Da sie erst Abends spät ihre Vaterstadt erreichten, legten sie sich, nach eingenommenem Abendessen, in der Herberge bald zur Ruhe und schliefen von den Anstrengungen der Reise ordentlich aus. Des andern Morgens wurden sie einig, miteinander zum Könige zu gehen und ihm ihre Dienste anzubieten; von den Geschenken El Reddins aber wollten sie nie einem

Menschen was sagen, weil sonst einer darüber neidig werden und sie ihnen mit List oder Gewalt entreißen könnte. Gedacht, gethan; sie gingen zum Könige. An der Schloßpforte stand jetzt ein anderer Soldat, der nicht so anmaßend war als sein Vorgänger, sondern die drei Brüder gleich passiren ließ. Als sie im Vorsaale sich bei dem Bedienten meldeten, hieß es: der König sei jetzt ganz gut zu sprechen, sie möchten nur, einer nach dem andern, hineingehen. Haran, als der Aelteste, erschien zuerst vor dem Könige, der ihn sehr huldvoll empfing. „Wie stehts, junger Freund?" redete der König ihn an. „Hast du in der kurzen Zeit schon was gelernt? Laß hören, was willst du?"

„Ich möchte Euer Hofschneider werden, großmächtiger König; wenn ich dieser hohen Gunst würdig befunden würde!" sagte Haran; „ich habe in der kurzen Zeit mir eine nicht unbedeutende Kunstfertigkeit erworben und hoffe Euch gänzlich zufrieden zu stellen." Der König lächelte ein wenig spöttisch bei Haran's Vortrag, sagte jedoch ganz freundlich zu ihm: „Obschon es mir fast nicht glaublich vorkommt, daß du so schnell Etwas gelernt haben solltest, will ich doch einen Versuch mit dir machen. Fällt dieser Versuch gut aus, so sollst du wirklich Hofschneider werden; denn da mein bisheriger Schneider vorige Nacht gestorben ist, muß ich einen andern haben. In drei Tagen wirst du deine Probearbeit bekommen."

Mit Freude strahlendem Gesichte verkündete Haran draußen seinen Brüdern, daß er Hoffnung habe, Hofschneider zu werden; ja es werde wohl nicht fehlen. Darauf ging Rahim hinein in des Königs Gemach und äußerte, als er um sein Anliegen befragt wurde, den Wunsch Hofmaler werden zu können.

„Du und Hofmaler!?" lachte höhnisch der König, „Du wärst mir der Rechte! Du siehst mir ganz darnach aus! Geh, schäm' dich: mit so einem unsinnigen Einfalle zu mir zu kommen! Wenn ich jetzt auch wirklich einen Maler brauchen könnte, möchte ich auf keinen Fall so einen einfältigen Lehrbuben dazu machen!" Der arme Rahim stand wie versteinert da, machte eine

steife Verbeugung und schritt zum Gemache hinaus. Traurig erzählte er seinen Brüdern, wie es ihm beim Könige ergangen war und ermahnte den kleinen Kaph: nur ja nicht hineinzugehen, denn es sei jedenfalls umsonst; der König verlange keine Proben von Kunst, sondern schaue blos auf Größe und Alter. Demungeachtet trat der kleine Kaph vor den König.

„Du suchst gewiß auch eine Stelle an meinem Hofe, du kleiner Knirps!“ lachte der König, als Kaph hereintrat. „So ist es, großmächtiger König!“ sprach der Knabe unerschrocken. „Ich bin Baumeister und kann sagen, daß ich meine Kunst verstehe!“

„Eigenlob ist nichtsnutz! Merk dir das, du kleiner Kobolt! Meinst du, ich wäre ein Narr, daß ich dich geschwind für einen Baumeister hielte? Nein, so haben wir nicht gewettet! Du kannst marschiren so weit der Himmel blau ist, da habe ich nichts dagegen; — aber Baumeister wirst du mir so schnell nicht.“ Verdrießlich kehrte Kaph zu seinen Brüdern zurück und berichtete ihnen, wie der König ihn habe abfahren lassen. „Ich sagte dir's ja voraus!“ bemerkte Rahim und nun gingen die drei Brüder miteinander in die Stadt zurück. Rahim und Kaph sahen sich jetzt anderwärts in der Residenz nach Arbeit um; da ihnen aber Niemand wegen ihrer allzu zarten Jugend Aufträge geben wollte, beschlossen sie abzureisen. Doch vorher wollten sie noch abwarten, ob ihr Bruder wirklich Hofschneider würde.

Nach drei Tagen trat ein königlicher Bedienter zu Haran, brachte ihm kostbare Stoffe und befahl ihm im Namen des Königs, einen stolzen Mantel daraus zu verfertigen. Der junge Schneider machte sich sogleich an die Arbeit, holte seine goldene Nadel hervor und nähte damit so vortrefflich und geschwind, daß das Kleid schon in einer Stunde fix und fertig und zum Verwundern schön gelungen war. Seine beiden Brüder, die ihm dabei zuschauten, konnten nicht genug ihr Erstaunen darüber ausdrücken. Noch denselben Vormittag überbrachte Haran dem Könige den Mantel, ließ ihn anprobiren und erhielt folgenden Bescheid: „Du bist ja ein Tausendsassa! So etwas ist

mir meiner Lebtag noch nicht vorgekommen, der Mantel sitzt vortrefflich, ist, wie ich sehe, zierlich und fest genäht und unglaublich schnell fertig geworden. Wahrhaftig, ich muß dich loben; ich habe schon bei vielen Schneidern arbeiten lassen, aber solche Geschicklichkeit habe ich noch nirgends angetroffen; du sollst also mein Hofschneider sein!" Haran verließ freudetrunken das Schloß, machte seine Brüder mit seinem Glücke bekannt und empfing ihre herzlichen Glückwünsche. Den andern Tag verließen Rahim und Kaph, nachdem sie ihrem Bruder noch gesagt hatten, daß sie ihn nach Ablauf des Probejahrs hier in der Residenz abholen wollten, die Stadt und zogen in die weite Welt hinaus. —

Da Haran seine Probearbeit so gut ausgeführt hatte, erhielt er sogleich noch mehrere Arbeiten für den König und vollendete sie mit derselben Musterhaftigkeit und Geschwindigkeit. Das hörten kaum die Hofleute und andere Vornehmen der Stadt, als auch sie dem neuen Hofschneider ihre Aufträge ertheilten. So hatte Haran in kurzer Zeit für alle Reichen und Großen der Stadt zu thun und wurde, da er sich sehr gut bezahlen ließ, bald recht wohlhabend. Darüber freute er sich über die Maaßen, zog auf der Stelle in eine schönere Wohnung, kaufte sich feine Hausgeräthe, schaffte sich vornehme Kleider an und hörte es für sein Leben gerne, wenn ihn Jemand „Herr Hofschneider" titulirte. Daß er, bei seinem wachsenden Wohlstande, gegen die Armen besonders wohlthätig gewesen wäre, hörte man ihm nirgends nachrühmen; wohl aber hieß es allgemein, daß er viel Aufwand mache. Eines Abends kommt ein Arbeitsmann zu ihm und bittet ihn um eine kleine Unterstützung, da er eine zahlreiche Familie zu ernähren und nur wenig zu verdienen habe. Haran thut, als höre er's nicht. Als aber der Arbeitsmann nicht nachläßt zu bitten, spricht er: „Da hätt' ich wohl viel zu thun, wenn ich jeglichem hergelaufenen Gesindel mein schönes Geld anhängen wollte." Indem der Hofschneider diese Worte aussprach, fühlte er, daß ihn sein Gürtel drückte. Er griff ihn an, um ihn durch Ziehen zu erweitern; so wie er aber die Hände

losließ, drückte der Gürtel wie zuvor und ließ sich von seiner Enge durchaus nichts nehmen. Indessen stand der arme Mann immer noch da, gekränkt durch jenes harte Wort. Lange suchte er seinen Unmuth zu bemeistern; allein da eine Kränkung, die einem Armen widerfährt, doppelten Stachel hat, so konnte der Arbeitsmann seinen Groll nicht länger zurückhalten, sondern sprach zu Haran: „Ich will Euch was sagen, Herr Hofschneider; hergelaufenes Gesindel lasse ich mich nicht schimpfen. Wenn Armuth eine Schande ist, dann seid Ihr auch einmal ein schandbarer Mensch gewesen!"

„Wie? Was? Ich — ein schandbarer Mensch?" fuhr Haran zornig auf und wurde roth übers ganze Gesicht. „Wie kannst du so frech sein und mir so etwas sagen!"

„Oho! Nur nicht so hitzig!" versetzte der Arme. „Man weiß recht gut, welcher Abkunft Ihr seid. War nicht der Schneider Aldomir, der unter den Rädern eines Wagens verunglückte, Euer Vater? He?"

„Du lügst!" schrie Haran außer sich vor Zorn. „Ich will Euch sagen wer lügt — ich bin einer der beiden Männer, die Euern todten Vater nach Hause trugen; erinnert Euch nur, es ist noch nicht so gar lange her. Drum dächte ich, Ihr müßtet mich noch kennen!"

Haran schwieg und zerrte an seinem schwarzen Gürtel, denn der drückte ihn ganz gewaltig.

„Schande über den Sohn, der seinen braven Vater verläugnen mag!" fuhr der Arbeitsmann fort. „Ihr habt blutwenig von den Tugenden Eures Vaters geerbt, obschon er es nie an gutem Beispiel und guter Lehre hat fehlen lassen. Als wir den guten Aldomir vor Euer Haus brachten, da waret Ihr niedergeschlagen und sehr kleinlaut, und noch mehr, als Ihr aus dem väterlichen Hause gejagt wurdet; aber jetzt, da es Euch wohl geht, wißt Ihr nicht mehr wie bitter die Armuth schmeckt und helft den Armen nicht nur nicht, sondern beschimpfet sie auch noch." Nach diesen Worten verließ der

Arbeitsmann brummend das Zimmer und ging seiner Wege. Haran aber saß da wie verdonnert und konnte vor Beklemmung kein Wort erwiedern.

„Holla!“ dachte er, „du hast gefehlt; darum drückt dich der Gürtel so stark. Jetzt gilts, den Fehler wieder gut zu machen! Und hastig eilte er dem armen Manne nach, bat ihn um Verzeihung und bot ihm mehrere Thaler zum Geschenke an.“

„Laßt es nur gut sein!“ gab dieser bitter zur Antwort. „Ich will von Euch nichts; es wäre Schade, wenn Ihr darum einen feinen Sessel oder ein schönes Kleid weniger haben solltet! Geht nur ruhig wieder nach Hause! Nach dem, was vorgefallen ist, kann ich von Euch nichts annehmen!“ Haran aber steckte dem Armen das Geld gewaltsam in den Sack und rannte, was er konnte, seiner Wohnung zu. Es war ihm jetzt etwas leichter um's Herz geworden; allein der Gürtel drückte ihn noch immer ziemlich stark. Um sich wegen dieser Unruhe zu zerstreuen, beschloß er in Gesellschaft zu gehen, machte Licht an und trat alsbald fein angekleidet vor den Spiegel.

Die Kleidung saß ihm ganz prächtig; aber wie erschrack er, als er auf seiner Stirne in großen schwarzen Buchstaben die Worte las: „Ich bin ein Lügner.“ Unwillkührlich wischte er mit der Hand darüber hin; aber es ging nicht ab. Er nahm einen Lappen Tuch und rieb sich damit die Stirne; — vergebens. Er holte Salz, Asche, Seife, Essig, Branntwein — kurz: Alles, was man sonst nur zum Wegputzen gebraucht — es half aber nichts; die schwarze Schrift war wie eingebrannt. Gelähmt von Gram und Zorn warf sich Haran in einen gepolsterten Lehnsessel, bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht und blieb so in stummem, thränenlosem Schmerz bis um Mitternacht sitzen. Endlich legte er sich zu Bette und suchte im Schlummer Erleichterung, was ihm denn auch halb und halb gelang.

Den andern Morgen, er war kaum aufgestanden, kam ein Bedienter des Königs und meldete dem Hofschneider, er solle augenblicklich ins Schloß kommen, um dem Kronprinzen eine neue Kleidung anzumessen, denn er wolle eine

Reise nach einem fremden Hofe machen. Hurtig zog Haran bei der Erscheinung des Bedienten die Schlafmütze bis an die Augenbraunen herab, damit Jener keine Ahnung von der schwarzen Schrift bekäme und sagte höflich: „Entschuldiget mich, daß ich noch so im Morgenanzug erscheine und die Schlafmütze so weit heruntergezogen habe; ich bin so eben erst aufgestanden, und da ich die ganze Nacht Kopfweh hatte, so muß ich den Oberkopf bedeckt halten. Ich zweifle sehr, daß ich jetzt zum Könige kommen kann... ich kann kaum aus den Augen gucken, so sticht und zwickt mir's im Kopfe."

„Nun, so bindet Euch ein Tuch um den Kopf, Herr Hofschneider, denn kommen müßt Ihr; da ist kein Ausweg," sagte der Bediente.

Haran legte also eine Binde um seine Stirn, setzte einen weiten Turban darüber auf und folgte dem Bedienten nach dem Schlosse. Als sie durch den langen Gang nach dem Gemache des Königs sich begaben, hüpfte ein allerliebstes, possirliches Aeffchen vor ihnen her, welches zu den drolligsten Sprüngen die lächerlichsten Grimassen schnitt. „Wem gehört das hübsche Thierchen?" fragte der Hofschneider, „ich habe es noch nie zuvor im Schlosse gesehen!" — „Es ist uns auch erst gestern zugelaufen," versetzte der Bediente, „und da der König seinen Spaß an dem muntern Geschöpfe hat, so will er es behalten." Jetzt schritten sie in das Gemach des Kronprinzen, welches neben dem des Königs war; das Aeffchen hüpfte voraus. Kaum war aber die Thüre hinter ihnen zu, so gebehrdete sich das Aeffchen wie unsinnig; es machte merkwürdige Sprünge, fast so hoch als die Zimmerdecke und langte dabei mit den Pfötchen nach den Köpfen der Anwesenden. Der Kronprinz und der Bediente lachten darüber aus vollem Halse, hatten übrigens ihre liebe Noth, sich den kleinen Zudringlichen vom Leibe zu halten. Dem Hofschneider ward es dagegen himmelangst bei der Geschichte; er drehte sich flink im Kreis herum und wehrte nach allen Seiten. Allein — wupp dich! — eh' er sichs versah, flog ihm der Turban sammt der Stirnbinde vom Kopfe und die verhängnißvolle Schrift ward dem Kronprinzen und dem Bedienten sichtbar.

Anfangs lachten Beide über diese Sonderbarkeit, denn sie glaubten, Haran habe einen Witz machen wollen und sagten zu ihm: „Wie in aller Welt, kommt Ihr dazu, Herr Hofschneider, Euch selbst dermaßen anzuschwärzen? Ihr seid ein wunderlicher Kauz mit Euren Einfällen!“ Als sie aber merkten, daß Haran im höchsten Grade über das Vorgefallene bestürzt war, kam ihnen die Sache bedenklich vor. Sie forderten ihn auf, sich von dieser schmählichen Aufschrift zu reinigen, und da dies jetzt so wenig gelingen wollte, als das erste Mal, wurden sie von Mißtrauen und Verachtung gegen den Hofschneider erfüllt. Während sie noch darüber hin- und herredeten, trat der König ins Gemach und gewahrte ebenfalls mit Erstaunen die sonderbare, aber nicht eben ehrenhafte Inschrift auf Haran's Stirne. Haran wurde aufs Neue mit Fragen überhäuft, wie er zu dieser Schrift komme; allein er antwortete immer: „Ich weiß nicht!“ Und merkwürdig: je mehr und öfter er leugnete, desto größer und deutlicher wurden die schwarzen Buchstaben auf seiner Stirne. Jetzt wurde es den Anwesenden klar, daß Haran bezaubert wäre, und drangen in ihn, sich zu entfernen. Der König hatte noch am meisten Erbarmen mit ihm und sagte zu ihm beim Fortgehen: „Ich will dir drei Tage Zeit schenken; vermagst du dich bis dahin von dieser abscheulichen Brandmarkung der Zauberei zu reinigen, so ists gut, — wo nicht, so bist du die längste Zeit Hofschneider gewesen und kommst in den Thurm.“

Mit verstörtem Angesichte und tief in dem Innersten erschüttert, verließ der Hofschneider, nachdem er Haupt und Stirne wieder bedeckt hatte, das königliche Schloß. Kaum hatte er jedoch die Gangthüre geöffnet, so huschte das Aeffchen, das sich bis daher in einem Winkel verborgen gehalten hatte, hinaus und verschwand. Als Haran über die Hauptstraße nach seiner Wohnung gehen wollte, sah er das Aeffchen wieder, welches bei einem Hause stand und auf ihn zu warten schien. Haran merkte es und wollte umkehren; aber im Nu war das Thierchen bei ihm, zerrte ihm Turban und Binde vom Kopfe und gab ihn abermals der Schande und dem Gelächter der Leute preis.

Das Aeffchen rannte mit dem gestohlenen Kopfputze pfeilschnell davon. Nun sammelten sich immer mehr Leute um den kahlköpfigen Schneider, so daß ihrer zuletzt eine ungeheuer Menge beisammen waren. Diese wogten hinter und neben ihm her die Straße entlang bis nach seiner Wohnung, und die Gassenbuben und neidischen Schneidergesellen jauchzten und riefen ohne Unterlaß: „Haran ist ein Lügner! Seht Haran, den Lügner!“ In kaltem Angstschweiß gebadet und von seinem Gürtel furchtbar gewürgt, schritt der Hofschneider in der Mitte der ausgelassenen Volksmasse gesenkten Blicks einher und war froh, als er endlich seine Wohnung erreicht hatte, und Niemand ihm weiter folgte.

Erschöpft warf er sich auf einem kostbaren Sopha nieder, ließ durch das geöffnete Fenster die frische Luft hereinströmen und hoffte sich so durch einige Ruhe allmählig wieder zu stärken. Er hatte noch nicht lange gelegen, da flatterte etwas am Fenster; er schaute hin und — ein Papagey von dem prachtvollsten Gefieder saß da und schüttelte seine Flügel. Haran, der nichts Arges ahnete, ließ den Vogel ruhig sitzen und ergötzte sich an seinem schönen Anblick. Wie erschrack er aber, als der Papagey mit einem Male auf das Nähtischchen flog, die goldene Nadel mit dem Schnabel packte und damit davoneilte. Gräßlich war jetzt seine Bestürzung: er hatte das Kleid des Kronprinzen noch nicht gemacht und war desjenigen Werkzeuges beraubt, in welchem seine ganze Kunst steckte. Mit finsterem Unmuthe fluchte er da der Stunde, wo er den Zauberfürsten El Reddin kennen gelernt hatte und sprach: „Hat er meine Stirne so fürchterlich gezeichnet und mein Kunstkleinod mir so schmählich stehlen lassen, so soll er auch seine andern Geschenke wieder haben!“ Bei diesen Worten warf er den Gürtel von sich und wollte eben auch nach den goldenen und silbernen Datteln langen, um sie zum Fenster hinauszuwerfen — da bemerkte er zu neuem Aerger, daß sie sich in Kieselsteinchen verwandelt hatten. Die Haare standen ihm zu Berge.....

„Was soll ich jetzt machen?“ sprach Haran tief betrübt. „Mein Geld

ist zu Ende, mit meiner Kunst ists aus, verdienen kann ich nichts mehr und zu betteln schäm' ich mich; rund um mich her erfahr' ich nur Spott und Schande und bald wird der Kronprinz nach seinem Kleide fragen. Hab' ich das nicht fertig und kann ich mich bis zum dritten Tage von dieser schrecklichen Aufschrift nicht reinigen, so werd' ich vom Könige in den Thurm gesperrt. Was soll ich da machen? Mir bleibt nur Eins übrig — die Flucht. Ich will meine Brüder aufsuchen und mich von ihnen ernähren lassen!"

Diesen Gedanken hielt er fest, und als es Nacht geworden war, verließ er heimlich die Stadt und legte in der Dunkelheit noch vier Meilen zurück. Er war gegen Morgen in einem kleinen Städtchen angelangt und konnte nicht mehr weiter; so hungrig, müde und krank war er. Da bat er den Wirth der ersten Herberge: er möge ihm doch etwas zu essen geben, denn es hungre ihn; dieser antwortete ihm aber: „du lügst." Haran bat um ein Bett, denn er sei müde; aber der Wirth wiederholte die Worte: „du lügst!" — Haran fuhr fort zu flehen und sprach: „Ich bin ein armer Schneider und fühle mich sehr krank." Es half ihm aber all' sein Bitten nichts, denn immer hieß es wieder von Neuem: „du lügst!" Nachdem Haran auch bei den andern Wirthen und selbst bei Privatleuten um Mitleiden gebeten, aber keins gefunden hatte, schlich er matt und traurig dem nahen Walde zu. Auf dem Wege dahin vernahm er in der Luft mit einem Male ein heftiges Gebraus. Er blickt auf und sieht ein geflügeltes Pferd daher kommen, welches bald vor ihm stehen bleibt. Schrecken über Schrecken bemächtigen sich da seiner; das Thier aber hebt ihn mit einem Ruck seiner Flügel auf den Rücken und saust mit ihm durch die Lüfte davon. — —

Rahim und Kaph waren miteinander nach der Residenzstadt eines andern Königs gezogen, der im Rufe eines großen Kunstliebhabers stand. Diesem machten beide Brüder alsbald ihre Aufwartung. „Wer seid ihr?" fragte sie der König freundlich. „Ich bin ein Maler," sagte Rahim, „und mein Bruder da ist ein Baumeister."

Sprach der König weiter: „Was wäre euer Begehren?" „Daß wir an Euerm Hofe, großmächtiger König, möchten angestellt werden, denn mit unserer Geschicklichkeit würdet Ihr gewiß zufrieden sein."

„Ich habe blos einen Hofmaler nöthig. Uebrigens stelle ich Niemand eher an, als bis ich Proben seiner Geschicklichkeit gesehen habe; das merke dir, Rahim! Kannst du etwas Ordentliches leisten in deiner Kunst, so will ich dein knabenhaftes Alter nicht ansehen, sondern dir die Hofmalerstelle übertragen. Und du, kleiner Kaph, thust wohl, wenn du weiter ziehst; denn bei uns gibts sehr wenig zu bauen, und sollte sich ja etwas finden, so haben wir Baumeister genug. Damit du aber nicht ganz vergeblich bei mir gewesen seiest, will ich dir ein schönes Reitpferd schenken, welches dir auf der Reise treffliche Dienste leisten wird." Beide Brüder verneigten sich vor dem Könige ehrfurchtsvoll und kehrten vergnügt in ihre Herberge zurück.

„Wenn ich auch weiter ziehen muß," sprach der kleine Kaph, „so freut es mich doch, daß du wenigstens zu einer Anstellung gelangt bist; denn daß du wirklich Hofmaler werden wirst, daran zweifle ich keinen Augenblick. Auch ist mir recht lieb, daß der König so freundlich war und mir ein Reitpferd geschenkt hat; von jetzt an fällt mir das Reisen nicht mehr schwer. Ich will nun noch bei dir bleiben, bis du die Stelle am Hofe bekommen hast und ich mein Pferd, — dann will ich getrost weiter ziehen."

Den andern Morgen brachte der Bediente des Königs dem kleinen Kaph ein wunderschönes braunes Pferd in die Herberge und richtete zugleich an Rahim folgenden Befehl aus: „Du sollst das königliche Schloß sammt Garten da drüben vom Hügel aus malen, so daß die hohen, bläulichen Gebirge dort in den Hintergrund kommen; auch sollst du nicht vergessen Abendbeleuchtung zu wählen." Damit entfernte sich der Bediente. Rahim kaufte sich nun sogleich Farben und Leinwand und stieg in Begleitung seines Bruders auf den Hügel. Mit leichten Pinselstrichen hatte er unglaublich schnell und treffend die Umrisse vollendet und ehe zwei Stunden vergingen, war das Gemälde

fix und fertig und zwar ganz prachtvoll. Die Abendbeleuchtung namentlich war so schön gerathen, daß man die purpurnen Strahlen der untergehenden Sonne auf den Fensterscheiben des königlichen Schlosses ordentlich flimmern und blitzen sah. Als Rahim merkte, daß es ihm so schnell von der Hand gehe, verfertigte er den folgenden Tag noch drei andere Gemälde; denn er wollte die Stelle als Hofmaler gern auf die glanzvollste, rühmlichste Weise sich erwerben. Auf dem ersten Bilde malte er den König auf dem Throne, mit Scepter, Krone und Purpurmantel geschmückt; auf dem zweiten malte er den König, „wie er im Walde auf der Jagd eben einen grimmigen Tiger erlegt hat,“ und auf dem dritten malte er den König „wie er durch seine Tapferkeit eine mörderische Schlacht gewinnt.“ Obschon Rahim den König erst ein einziges Mal gesehen hatte, so hatte er dessen Züge doch dermaßen ähnlich dargestellt, daß man den König leibhaftig vor sich zu sehen glaubte. Mit diesen vier Bildern ging er des andern Tages zu guter Zeit zum Könige, welcher ihn sehr gnädig empfing und fragte, ob er denn schon fertig wäre. Als Rahim dies bejahte, erstaunte der König außerordentlich, denn er hatte für die Vollendung des Gemäldes wenigstens einen Monat gerechnet. Noch größer ward aber des Königs Erstaunen, als er das über alle Beschreibung herrliche Bild in Augenschein nahm; er war vor Entzücken fast außer sich. Da enthüllte Rahim das zweite Gemälde, und als der König sich so gut getroffen und überhaupt so schön gemalt sah, schloß er den jungen Künstler in seine Arme und küßte ihn. Jetzt enthüllte Rahim das dritte Gemälde, wo der König auf der Jagd ist, und es war merkwürdig zu sehen, wie sich der König in seiner Freude gebehrdete. Nachdem er auf die lebhafteste Weise seine Zufriedenheit geäußert hatte, zog er seinen kostbaren Diamantenring vom Finger und schenkte ihn dem Rahim. Dieser nahm ihn mit frohem Danke an und enthüllte das vierte Gemälde, das mit der Schlacht. Nunmehr wußte der entzückte König aber gar nicht mehr, was er thun sollte um seine hohe Zufriedenheit recht an den Tag zu legen; mit vor Freude leuchtenden Blicken rief er:

„Du bist und bleibst mein lieber, guter Hofmaler; ja du bist mir noch mehr: wie einen Sohn will ich dich halten und dir in meinem Schlosse die besten Zimmer einräumen lassen!“ Darauf befahl er seinem Herolde, daß man Rahim auf sein schönstes Pferd setze, ihn im Triumphe durch die Hauptstraßen der Stadt führe und zum Hofmaler feierlich ausrufe, was denn auch sofort geschah. So hatte Rahim schnell sein Glück gemacht und Kaph setzte, nachdem er mit seinem Bruder noch verabredet hatte, ihn nach Verfluß des Probejahres zu erwarten und dann mit ihm zu Haran in die Vaterstadt zu reisen, den andern Morgen seine Reise zu Pferde weiter fort. —

Das Erste, was der Hofmaler Rahim zu thun bekam, war, daß er die Königin, alle Prinzen und Prinzessinnen, überhaupt die ganze königliche Familie malen mußte; dann kamen die Minister und Großen des Reichs mit ihren Familien und ließen sich malen, kurzum: der junge Künstler, der unlängst noch ein bettelnder Schneidersjunge gewesen war, erhielt mit einem Male von allen Seiten her Aufträge, Ehrenbezeugungen, Wohlwollen, Geschenke und Auszeichnungen aller Art. Er bewohnte in dem schönsten Theile des Schlosses die prachtvollsten Gemächer und fuhr nie anders aus, denn vierspännig. Wer von den Unterthanen des Reichs etwas mit Sicherheit beim Könige erlangen wollte, brauchte sich nur durch Rahim an ihn zu wenden und seiner Bitte wurde gewiß gewillfahrt; so viel galt der Hofmaler beim Könige. Ja, noch mehr: der König ritt nur höchst selten aus, ohne Rahim an seiner Seite zu haben und als er seinem vor Kurzem erst erbauten Lustschlosse einen Namen geben wollte, wußte er keinen zu finden, der ihm besser gefallen hätte, als „Gojah al Rahim“ d. i. Rahimslust.

Je mehr Prachtwerke der junge Hofmaler lieferte, desto höher stieg er in der Gunst seines Herrn, der, wie schon gesagt, ein großer Kunstliebhaber war. Der Hofmaler mochte wünschen, was er nur wollte, und es mochte kosten, was es wollte, — es wurde ihm stets gewährt. Da er nun gar viele Launen uud stolze Gelüste hatte, so war der durch ihn verursachte Auf-

wand kein geringer. Mit Verdruß bemerkte diese grenzenlose Verschwendung Hamrin, der erste Minister des Königs, und beschloß derselben Einhalt zu thun. Bei erster Gelegenheit machte er dem Monarchen Vorstellungen, daß das prunkvolle Wesen, welches seit einiger Zeit eingerissen sei, am Ende zu nichts Gutem führen könne; er möge sich doch mäßigen, einschränken. Aber der kam schön an! „Ihr habt gewiß einen Groll gegen meinen Hofmaler oder seid ihm neidisch, daß Ihr so von der Sache sprecht. Ihr werdet doch nicht meinen, daß ich ein so ausgezeichnetes Verdienst wie Tagelöhnerarbeit schätzen und belohnen sollte? Seht Euch einmal in der Welt um, ob Ihr einen zweiten Rahim findet; ich bin stolz darauf, ihn zu meinem Hofmaler zu haben. Nein, wenn Euch an meiner Gnade etwas gelegen ist, so bleibt mir mit derlei Vorstellungen künftig hübsch vom Halse." Hamrin verließ den König voller Mißmuth, daß er so verblendet wäre, seinen wahren Vortheil nicht einzusehen.

Der junge Künstler hatte kaum Kunde von des Ministers Unterredung mit dem Könige erhalten, als er beschloß, Jenen um seine Stelle zu bringen. Der Gürtel El Reddins mochte ihn, wenn er daran dachte, auch noch so sehr drücken, — er ließ von seinem Gedanken nicht mehr ab. Es war nur die Frage: wie er den Minister am Besten stürzen könne. Da fiel ihm ein, daß die Verleumdung oder Verdächtigung wohl das beste Mittel wäre, und wirklich wählte er dasselbe zur Ausführung seines Vorhabens.

Eines Nachmittags, als der König, wie gewöhnlich, in die Künstlerwerkstätte seines Hofmalers trat, um zu sehen, was er etwa vollendet habe, traf er seinen Liebling in einer äußerst betrübten Stimmung an und bemerkte sogar, daß ihm Thränen in den Augen standen. Es war jedoch weiter nichts als Verstellung von Rahim; denn er hatte sich die Augen roth gerieben, Wasser in sein Angesicht gespritzt und den Mund zum Weinen verzogen. Der König erschrack und fragte: „Was fehlt dir, mein lieber Sohn? du wirst doch nicht krank sein?" „Das nicht," versetzte der Maler mit

künstlichem Schluchzen und fügte hinzu: „Es steht mir aber etwas viel Schlimmeres bevor."

„Ich bitte, ich beschwöre dich: sage mir, was dir droht. Es wird dich doch hoffentlich Niemand kränken wollen?"

Rahim schwieg und der König fuhr fort: „Ach sage mir doch, was dich drückt; ich will dir gewiß Hülfe schaffen, wenn es in meiner Macht steht!"

„Ich mag's nicht sagen."

Doch . . . . sag's nur, sonst wirst du deinen Kummer ja nicht los!"

Rahim konnte nicht weiter reden, denn sein Gürtel drückte ihn so furchtbar, daß er bald laut aufgeschrien hätte. Um seiner Qual nun kurz ein Ende zu machen, warf er den Gürtel von sich und sagte dann mit zitternder Stimme:

„Ach der Minister . . . ."

„Welcher Minister?"

„Hamrin . . . ."

„Was? . . . . dieser Elende will sich an dir vergreifen?"

„So ists!"

„Ha, ich habe mir's doch gedacht!" rief der König mit vor Zorn funkelnden Augen. „Schon einmal hat er den Versuch gemacht, dich in meinen Augen herabzusetzen, und nun brütet er wohl gar über einem verbrecherischen Vorhaben!"

„Er will mich vergiften. . . . ."

„Das soll er mit dem Tode büßen!" schrie der König wüthend und gab auf der Stelle Befehl, den Minister in den Gefängnißthurm zu werfen. Der Hofmaler war nun zufrieden, daß ihm sein Plan so gut gelungen wäre. „Ist Hamrin einmal bei Seite geschafft," dachte er, „so steht meiner Willkühr Niemand mehr entgegen; denn die andern sind zu furchtsam, als daß sie gegen mich, den Liebling des Königs, etwas unternehmen sollten!" Der treue Hamrin ward noch in derselben Stunde mitten aus dem Kreise seiner

lieben Familie gerissen und in den finstern Gefängnißthurm geworfen. Der ganze Hof trauerte im Stillen über das harte Schicksal dieses gewissenhaften und braven Mannes und wünschte von Herzen, daß die Anklage wegen Vergiftung des Hofmalers sich nicht als wahr erweisen möchte.

In derselbigen Nacht nun hatte der König einen lebhaften Traum. Er sah ein Täublein von schneeweißem Gefieder an sein Bett fliegen und sich auf seine Decke setzen. Dieses Thierchen sprach zu ihm: „Du hast schweres Unrecht gethan, daß du den Minister Hamrin in den Kerker warfst; denn er ist unschuldig wie der Thautropfen auf einer Lilie. Dein Hofmaler aber ist ein giftiger Verleumder und du wirst es ihm morgen früh an dem Munde ansehen, daß er verleumdet hat; den Minister aber laß mit Tagesanbruch aus seinem Gefängnisse, sonst kommt eine schwere Plage über Dich!“ Als das weiße Täubchen dies gesagt hatte, blickte es den König noch einmal sanft bittend an und verschwand. Ueber diesem Traume erwachte der König und konnte nicht mehr einschlafen. Das Schicksal des Ministers machte ihm wirklich Bekümmerniß und er dachte: „Wenn der Hofmaler auch Recht haben sollte, so habe ich doch zu jähzornig gehandelt, daß ich Hamrin sogleich in den finstern Gefängnißthurm werfen ließ; ich will ihn in einem meiner Zimmer einschließen lassen.“ Sobald der Tag graute, schickte er seinen Bedienten zum Kerkermeister, daß er den Minister in eines der Schloßzimmer sperrte und gab Befehl, ihn ordentlich zu behandeln; von dem übrigen Theile des Traumes aber dachte er: „Ei was! Traum ist Schaum!“

Als der König zur gewohnten Stunde seinen Hofmaler besuchte, erschrack er nicht wenig über dessen entstelltes Angesicht. Von der giftigen Verleumdung waren dem Rahim beide Lippen so stark angeschwollen, daß sie schier so dick waren wie zwei aufeinander geklappte Fäuste; er hatte ein Maul wie ein Urang-Outang, ja fast noch ärger.

„Was ist dir?" rief der König entsetzt, „du siehst dir gar nicht mehr gleich. Was ist dir begegnet?"

Rahim wollte sprechen, war aber nicht im Stande, die schweren Lippen zu bewegen. Sogleich schickte der König zu seinem Leibarzte, daß er seinen Hofmaler in Behandlung nähme und dieser war kaum erschienen, als er verwundert ausrief: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen; diese Geschwulst kann nur von scharfem Gifte entstanden sein!" Der König schüttelte bedenklich den Kopf und wußte nicht, was er von der Sache denken sollte; es faßte aber doch ein gewisser Argwohn in seinem Herzen Wurzel, wenn er so an seinen Traum dachte. Indessen, da er den Maler sehr lieb hatte, beschloß er, ihn noch eine Zeit lang mit verdächtigenden Aeußerungen zu verschonen. In der folgenden Nacht erschien dem Könige das schneeweiße Täublein abermals im Traum und sprach: „Dein Hofmaler ist auch ein Dieb, du wirst es ihm morgen früh an den Fingern ansehen!" Der König war höchlichst erstaunt über diese Mittheilung, und kaum brach der Morgen an, so begab er sich in das Zimmer des Hofmalers. Rahim war fort. Man suchte sogleich im ganzen Schlosse nach ihm und rief laut seinen Namen; aber vergebens.... von Rahim war nichts zu sehen und nichts zu hören. Von Verdacht beunruhigt, eilte nun der König zu seinem Kleinodienschranke, um zu sehen, ob ihm auch nichts fehle und.... siehe da!.... eine schwere goldene Kette, ein mit Diamanten reich besetzter Dolch und mehrere Juwelen von unermeßlichem Werthe waren verschwunden. Dem Könige schien es nun eine ausgemachte Sache zu sein, daß Rahim der Dieb wäre und schickte sogleich Soldaten nach allen Richtungen aus. Ehe zwei Stunden vergingen, brachten sie ihn gefangen ins Schloß; er hatte noch immer das dicke Maul von der giftigen Verleumdung her und vom Stehlen waren ihm die Finger so lang geworden, daß sie ihm weit über die Knie hinabreichten und seine Hände aussahen wie langbeinige Spinnen.

„Da haben wir's!" sprach der König zu seinen Hofleuten. „Der Un-

schuldige hat im Kerker leiden müssen, indeß der Verbrecher beinahe entflohen wäre. Aber Hamrin soll glänzende Genugthuung und Rahim furchtbare Strafe erhalten." Darauf erzählte er ihnen die Träume der beiden letzten Nächte. Zur selbigen Stunde noch wurde der Hofmaler in den finstern Gefängnißthurm geworfen und Hamrin unter glänzenden Festlichkeiten zum Fürsten eines bis dahin dem Könige noch zugehörig gewesenen kleinen Reichs ausgerufen.

Nachdem der Maler seine Verbrechen eingestanden hatte, wurde er auf öffentlichem Markte am Pranger ausgestellt, um nachher erdrosselt zu werden. Eine ungeheure Volksmasse sammelte sich um Rahim herum und betrachtete mit Grausen seine abscheuliche Gestalt. Währenddem sich nun Alles um den Pranger herumdrängte, erscholl plötzlich der Ruf: „Feuer! Feuer!" Augenblicklich eilten die Leute nach der Brandstätte, um mit löschen und retten zu helfen, und nur zwei Soldaten blieben als Wache bei dem Uebelthäter zurück. Da entstand plötzlich in der Luft ein Brausen, wie wenn ein gewaltiger Sturm das Land verheeren wollte, und siehe! . . . ein geflügeltes Roß kam herabgeflogen zu dem Pranger, lös'te mit scharfem Gebiß Rahims Fesseln, nahm ihn mit einem Ruck der Flügel auf den Rücken und flog mit ihm durch die Lüfte davon. Die Soldaten aber ergriffen vor Schrecken die Flucht und erzählten dem Könige Alles, was sich zugetragen hatte. Dieser seufzte tief auf, als er das hörte und sagte: „Nun, Gott sei Dank, daß wir diesen Menschen endlich losgeworden sind, der mit zauberischen Geistern in Verkehr stand! Von nun an werd' ich vorsichtig sein mit meinem Vertrauen." Es wurde nun noch in des Malers Zimmer Untersuchung gehalten, ob er nicht vielleicht da noch Etwas versteckt habe; es fand sich aber nichts. Sein Pinsel lag am Boden und war ganz von den Mäuslein zernagt und der schwarze Gürtel lag bestaubt in einer Ecke des Zimmers. Es wagte jedoch Niemand, denselben anzufassen, noch überhaupt in dem Gemache Etwas zu ändern, und so blieb es denn, — der Zauberei wegen, — von Stund an unbewohnt. Man kann sich denken, von welchem Erstaunen

und Grauen das Volk ergriffen wurde, als es, nach Löschung des Brandes, nach dem Pranger zurückkehrte und vernahm, auf welche Weise der Uebelthäter von da entfernt worden wäre. Diese Begebenheit machte im ganzen Lande einen so tiefen Eindruck, daß sich Jedermann ängstlich vor dem Verleumden und Stehlen hütete, um nur nicht in die Hände der Zauberer zu fallen. Die Folge davon war, daß seitdem Friede und Redlichkeit allerwärts im ganzen Lande blühte, so daß es eine Freude sein mußte, darin zu wohnen. —

Wie ist es jetzt wohl dem kleinen Kaph ergangen? Das wollen wir gleich hören.

Kaph ritt, als er von seinem Bruder Abschied genommen hatte, sechs Tage lang durch Wüsten und Wälder, von wildwachsenden Früchten sich ernährend. Am siebenten Tage kam er in eine Stadt, die am Fuße eines hohen Gebirges lag. Er traf die Bewohner dieser Stadt in der größten Bestürzung an, und als er sich nach der Ursache erkundigte, hieß es: „ein feindliches Heer ist im Anzuge und will die Stadt ausplündern und verbrennen und uns alle zu Sclaven machen.“

„Wann soll es denn hier einrücken?“ fragte Kaph.

„In drei Tagen werden die Soldaten hier sein!“ erhielt er zur Antwort.

„Ich will euch was sagen, lieben Leute!“ fuhr der Kleine fort. „Wenn ihr mir Vertrauen schenkt und meinen Anordnungen folgt, so will ich euch schützen, daß euch und der Stadt kein Unheil widerfährt.“

Darüber spöttelten die Meisten und sagten: „Seht einmal den kleinen Kerl da, der will uns helfen und wir sollen ihm folgen wie Kinder!“ Andere aber sprachen: „Was spottet ihr? Laßt den Kleinen einmal gewähren! Es droht uns großes Verderben, und wenn uns da Rettung geboten wird, so laßt uns seinen Vorschlag wenigstens nicht unversucht lassen; wer weiß, was in dem kleinen Köpfchen steckt! Es kommt nicht immer auf körperliche Größe an.“ Darauf drängten sich die Leute zu Kaph heran und fragten ihn, was sie thun sollten; denn sie wollten's doch einmal mit ihm probiren. Kaph aber stieg vom Pferde,

befahl den Leuten, sich nach dem Berge zu in eine lange Reihe zu stellen und ihm immerfort Steine zuzureichen; er wolle eine starke Festung bauen. Man entsprach seinem Willen und — wer hätte es gedacht? — der kleine Baumeister brachte mit seinem Maaßstabe und den gelieferten Steinen eine so treffliche Festung zu Stande, daß Alles erstaunte. In drei Tagen war Alles fix und fertig, und zwar in der besten Einrichtung. Eine mehr denn 200 Fuß hohe Ringmauer mit Schußfenstern versehen, umgab die Stadt, und war so dick, daß kein Belagerungswerkzeug der damaligen Zeit im Stande war, sie zu zerstören. Auf dieser Ringmauer befanden sich auch mehrere Thürme, wo jedesmal eine ganze Schaar von Wachtsoldaten sich bequem bewegen konnte. Als nun die Feinde mit siegestrunkenem Geschrei heranstürmten, konnten sie der Stadt nicht das Mindeste anhaben und wurden von den Thürmen aus noch dazu mit Pfeilschüssen, Speerwürfen und, bei weiterem Heranrücken, auch mit Steinwürfen tüchtig bewillkommt. Da erstaunten die feindlichen Kriegsschaaren über das ungeheuere Mauerwerk, meinten aber dennoch die Stadt zu erobern, wenn sie dieselbe belagerten und allmählig aushungern ließen. Aber für diesen Fall war schon gesorgt. Alle Straßen wurden sogleich in Getraidefelder und Gärten umgewandelt, und da sich die Ringmauer nicht dicht an die Stadt anschloß, sondern in einer angemessenen Entfernung von den Häusern sich hinzog, so war genug Platz zur Pflanzung von Lebensmitteln da, und keiner der Bewohner litt während der ganzen Belagerungszeit auch nur im Mindesten Hunger. Da die Feinde sich immer mehr von der Unüberwindlichkeit dieser Stadt überzeugten, zogen sie nach sechsmonatlicher Belagerung von dannen, wieder in ihr Land zurück.

Hatten die Einwohner vorher über den kleinen Kaph gespottet, so wußten sie jetzt nicht, wie sie ihm genugsam ihre Achtung und Liebe bezeugen sollten. Die Leute trugen ihn auf den Händen durch die Stadt, ließen ihm zu Ehren prächtige Ehrenpforten bauen und brachten ihm ein Lebehoch nach dem andern, so daß damit fast kein Aufhören war. Der ausgelassene Jubel aber machte den kleinen

Kaph ganz beschämt und mit Thränen in den Augen beschwor er die Leute, ihm doch keine Ehre zu erweisen, die ihm nicht gebühre, sondern einem viel Höheren zukomme. „Wer sich mir dankbar bezeigen will," sprach er, „der helfe mir noch einen Bau ausführen!" Es geschah. Alle Einwohner bildeten wieder eine lange Reihe bis an den Berg hin, und Kaph baute dicht an der Stadt draußen einen prachtvollen, majestätischen Tempel zur Ehre des Allerhöchsten. Das gefiel den Leuten außerordentlich wohl und sie riefen mit lautem Jubel: „Ja, Kaph hat den besten Gedanken gehabt; er gibt dem allmächtigen Gott die Ehre, der in den Schwachen mächtig ist!" Man bot dem jungen Baumeister eine der größten und nettesten Stadtwohnungen zum Geschenke an; aber er nahm sie nicht, sondern sprach: „Gebt sie den Armen, wenn ihr sie durchaus verschenken wollt; ich werde glücklich genug leben in einem einfachen Hüttchen, das ich mir selbst erbaue!" Und ihm zu Liebe schenkte man diese treffliche Wohnung den Armen. Nachdem Kaph sich ein ganz bescheidenes Häuschen gebaut hatte, lebte er darin höchst einfach und zufrieden. Jeden Morgen, sobald er aufgestanden war, sang er dem Schöpfer ein Loblied, und wenn ihn die Leute fragten, warum er das immer thue, gab er zur Antwort: „Ich habe auf meiner Reise den lieben Lerchen zugeschaut, wie sie es treiben, und möchte gegen das höchste Wesen nicht weniger dankbar sein, als diese einfältigen Vögel." Ebenso nahm er nie Speise oder Trank zu sich, ohne einen frommen Aufblick gen Himmel zu thun, und wenn ihn die Leute fragten: „Warum das?" so sagte er: „Auch das haben mich die lieben Vögelein gelehrt."

Das gute Beispiel des kleinen Kaph brachte bei diesen Stadtbewohnern, die bisher gedankenlos in den Tag hinein gelebt hatten, eine große Sinnesänderung hervor, also daß von Stund an aufrichtige Gottesfurcht unter ihnen wohnte. Es waren aber doch ein paar böse Männer in der Stadt, welche den Kaph um seines guten Wandels willen beneideten; die sprachen: „Soll uns dieser Knirps an Güte des Herzens übertreffen? Nimmermehr! Mögen wir nicht gut thun, so soll auch er den Ruhm eines frommen Wandels nicht

genießen!“ Darauf verabredeten sie sich, wie sie ihn verführen könnten, und als sie Verschiedenes ersonnen hatten, ging der Erste zu ihm und sprach freundlich: „Lieber Kaph! Ich weiß Jemand, der dir Schlechtes nachgeredet hat; willst du dich an ihm rächen, so sage mir's nur, und ich will ihn in deine Gewalt bringen!“ Kaph aber gab zur Antwort: „Es ist sehr unrecht, Böses mit Bösem zu vergelten, das merke dir! Hat Jemand mir Uebles nachgeredet, so will ich es gar nicht einmal wissen, noch viel weniger an ihm Rache nehmen!“ Da kam der Zweite und sprach: „Lieber Kaph, du lebst so armselig in deiner Hütte; hättest du nicht Lust, reich zu werden? Es ist Gelegenheit dazu da, denn der Minister eines fremden Königs wird heute Abend durch den großen Wald da drüben kommen und viele Kostbarkeiten mit sich führen. Hast du Lust, so überfallen wir ihn und theilen die Beute; kein Mensch wird etwas davon erfahren!“ Da erzürnte sich der Kleine heftig und sprach: „Pfui Schande über dich, daß du mir einen so abscheulichen Antrag machst! Leute von deinem Alter sollten wohl wissen, was recht und unrecht ist!“ Unverrichteter Sache zog also auch dieser ab. Der Dritte kam nun und sprach: „Lieber Kaph, du bist noch so jung und lebst schon so einsam! Warum denn nur? Komm doch in unsere Gesellschaft! Wir leben alle Tage in Saus und Braus und machen uns das Leben so süß als nur möglich; denn man lebt ja doch nur einmal!“ Kaph antwortete: „Das weiß ich, daß man nur einmal lebt, und gerade darum möchte ich so leben, daß ich, wann der Lebenslauf vollbracht ist, mich desselben nicht zu schämen hätte. Ist es denn nun aber nicht erbärmlich, ein Verschwender und Schwelger zu werden, da man doch an Wenigem vollkommen genug haben kann? Mit Geld und Gut läßt sich etwas viel Besseres anfangen, als Vergeuden. Willst du wissen wie? so gehe zu den Armen!“ Als die andern Männer erfuhren, daß Kaph die drei ersten mit solcher Entschiedenheit abgewiesen hatte, verloren sie die Lust, ihn weiter mit Verführungskünsten zu umstricken und ließen ihn in Ruhe.

So lebte der kleine Baumeister in dieser Stadt geachtet und geliebt bis gegen Ende des von El Reddin festgesetzten Probejahres. Da setzte er sich eines Tages auf sein schönes Pferd, nahm von den Einwohnern Abschied und machte sich auf nach den Städten, wo er seine Brüder zurückgelassen hatte. Als er in die Residenz kam, wo Rahim Hofmaler geworden war, erkundigte er sich in der Herberge nach ihm und vernahm mit tiefer Betrübniß, wie er sich betragen hatte und wie es ihm alsdann ergangen war. Der Kummer über den Verlust seines geliebten Bruders raubte ihm den nächtlichen Schlaf und preßte ihm die bittersten Thränen aus. Froh war er daher, daß endlich der Tag anbrach und er weiter reisen konnte, was er auch mit dem ersten Strahle der Morgenröthe that. „So wird doch wohl Haran noch anzutreffen sein!“ sagte er unterwegs mit einem tiefen Seufzer zu sich selbst und gab, voll Verlangen, ihn bald wiederzusehen, seinem Pferde kräftig die Sporen. In einigen Tagen war er in seiner Vaterstadt und fragte sogleich nach Haran, aber — Niemand wußte, wo er war. Doch erfuhr er all' sein Thun und konnte sich nun wohl denken, daß es ihm nicht am Besten gehen möge. Diese Nachrichten versenkten ihn auf's Neue in die innigste Betrübniß, und er hätte Alles in der Welt darum gegeben, wenn er seine Brüder so ganz wie er es gewünscht und gehofft, hätte wiederfinden können. Nachdem er sich einige Tage in seiner Vaterstadt aufgehalten und während dieser Zeit mehrmals das Grab seines Vaters besucht hatte, ritt er trostlos zur Stadt hinaus nach dem großen Palmenwalde.

Nach kurzem Ruhen kam er an die Felshöhle des Zauberfürsten El Reddin, stieg vor derselben ab, gab seinem Pferde die Freiheit und schritt durch den dunkeln Gang. Allmählig ward es heller von oben her, und als er noch ein Weilchen weiter geschritten war, stand er am Eingange zu dem prachtvollen Garten. Welches Wonnegefühl bemächtigte sich da seiner auf einmal! Vor der Gartenpforte stand der Zauberfürst El Reddin im vollsten Schmucke seines Reichthums; eine mit großen, blitzenden Diamanten besetzte goldene Krone

schmückte sein schönes Haupt, ein von Silbersternchen durchwirkter himmelblauer Mantel umfloß seine Gestalt, und sein Antlitz strahlte von heiterem Frieden und von herzlicher Liebe. Um ihn her stand ein zahlreicher Chor von Jünglingen und Jungfrauen, welche bei seinem Eintreten die überraschendste und entzückendste Musik aufführten, und als diese geendigt war, setzte El Reddin seinem kleinen Freunde Kaph eigenhändig einen süßduftenden Kranz von weißen Rosen und Lilien auf das Haupt mit den Worten: „Der Unschuld gebührt der Preis!"

Wohl war Kaph hingerissen von dem ehrenden und liebevollen Empfange, der ihm in diesen herrlichen Gefilden zu Theil wurde; aber im Hintergrunde seiner Seele wehte ein heißer Schmerz über den Verlust seiner Brüder, und dieser Schmerz malte in sein sonst heiteres Gesicht einen Zug rührender Wehmuth. El Reddin bemerkte es und sprach freundlich zu ihm: „Du scheinst Etwas auf dem Herzen zu haben, das dich drückt; offenbare mir es! Was du bitten wirst, will ich dir gewähren, sofern es in meiner Macht steht!" Da erheiterten sich Kaphs kindliche Züge, seine Augen leuchteten von Trost und Wonne und er sprach: „Wohlan, mächtiger El Reddin! wenn ich mir von Euch eine Gunst erbitten darf, so bitte ich um Begnadigung meiner unglücklichen Brüder. Ich weiß zwar wohl, daß Ihr, wie Ihr das Gute belohnt, das Böse bestraft, und da meine Brüder leider Böses vollbracht haben, so werdet Ihr sie auch mit Strafe nicht verschont haben. Darin übet Ihr Gerechtigkeit, das gebe ich zu; ich aber kann mich nicht glücklich fühlen in dieser wunderlieblichen Umgebung, wenn ich meine Brüder unglücklich weiß."

„Diese Bitte macht deinem guten Herzen die größte Ehre!" antwortete El Reddin liebevoll, „aber du verlangst zu viel. Ich kann Diejenigen, die sich durch einen bösen Lebenswandel meiner Wohlthaten unwürdig gemacht haben, nicht auf einmal ihrer Strafe entziehen. Sie müssen erst büßen für ihre Vergehen, müssen in heißen Reuethränen die Merkmale ihrer schlechten Handlungen erst abwaschen, ehe sie unter die Reinen und Unschuldigen aufgenommen werden.

Nur Gleiches zu Gleichem gesellt sich wohl. Doch will ich deine Bitte auch nicht ganz abschlagen und demnach die Strafzeit deiner Brüder abkürzen, wenn ihre Reue ernstlich ist. Du selbst darfst ihnen dies ankündigen!"

Bei dieser Rede ward Kaph, obschon er seinen Wunsch nicht ganz gewährt sah, mit großer Freude erfüllt und ließ sich von El Reddin sogleich an den Ort führen, wo seine Brüder ihre Strafzeit zubrachten. Sie schwebten auf geflügelten Rossen in einen schauerlich dunkeln Abgrund hinunter, dessen schwarze Felswände nur von kleinen Lampenlichtern spärlich erleuchtet wurden, und erblickten, in der Tiefe angelangt, eine Reihe düsterer Gestalten, welche in Betrachtung versunken, vor sich hinstarrten. Es schien, als habe ein jeder der Büßenden ein Gemälde vor sich, welches er unverwandt anblicke. Es verhielt sich so und auch nicht; wie man es nehmen will. Jeder Büßende war nämlich verurtheilt, fortwährend in einen Spiegel zu schauen, in welchem er alle seine bösen Thaten der Reihe nach in getreuer Nachbildung erscheinen sah. War die letzte erloschen, so kam die erste wieder zum Vorscheine, und so ging es in Einem fort. Durch diese immerwährende Betrachtung ihrer bösen Thaten und deren unheilvollen Folgen bekamen die Büßenden in kurzer Zeit einen solchen Abscheu vor dem Bösen überhaupt, und wurden so sehr von schmerzlicher Reue ergriffen, daß sie sich mit heißem Verlangen nach dem Augenblicke sehnten, wo ihre Strafzeit ein Ende nehmen würde.

„Das ist eine schreckliche Strafe," sprach Kaph, „so von allen Lebensreizen getrennt, in einem Grabe zu wohnen und ohne Unterlaß seine bösen Thaten unter bittern Schmerzensthränen zu betrachten!"

„Ja wohl ist das schrecklich!" entgegnete El Reddin; „aber wer es freiwillig nicht besser gewünscht hat, soll es auch nicht besser haben. Und je reichlicher ein Mensch mit Einsichten und Kräften ausgerüstet war, dem Bösen zu widerstehen, desto strenger wird die Strafe sein, wenn er dennoch der Tugend untreu wird." Als der Zauberfürst dieses gesagt hatte, blieb er in einiger Entfernung von den Büßenden stehen, um sie nicht durch seinen Anblick zu erschrecken und auch um

Kaph allein bei seinen Brüdern zu lassen. Da nun Haran und Rahim ihren Bruder kommen sahen, weinten sie laut vor Freuden und baten ihn dringend, bei dem Zauberfürsten doch ein gutes Wort für sie einzulegen; denn was sie gethan hätten, sei ihnen aufrichtig leid. „Das habe ich bereits gethan!" antwortete Kaph, „und El Reddin will, wenn eure Reue ernstlich sei, euch einen Theil eurer Strafzeit schenken." Man kann sich denken, welchen Trost diese Nachricht den beiden büßenden Brüdern brachte. Dennoch konnten sie sich noch keine Aussicht auf baldige Befreiung machen; denn wer in diese unterirdische Grotte gebracht wurde, erfuhr niemals, wie lange er darin zuzubringen habe, und El Reddin redete auch mit Niemanden ein Wort darüber.

Nachdem Kaph seinen Brüdern gesagt hatte, was er ihnen hatte ausrichten wollen, kehrte er mit El Reddin auf den geflügelten Rossen wieder in den Garten zurück. Hier sprach der Zauberfürst zu ihm: „Weißt du denn aber auch, mein junger Freund, daß deine Brüder doch nicht in den schönen Garten zu dir kommen dürfen, wenn ich die Gürtel, die ich ihnen einstens gab, nicht wieder erhalte?" Kaph erschrack und wurde wieder ganz betrübt; doch als der Zauberfürst zu ihm sagte, er überlasse es ihm, wie er die Gürtel herbeischaffen wolle, gab er sich zufrieden. Sogleich rief Kaph ein Täubchen und ein Mäuschen herbei und sprach zu ihnen: „Höre, liebes Täubchen, trage da das Mäuschen nach den beiden Residenzen, wo Haran Hofschneider und Rahim Hofmaler war; dort soll das Mäuschen sich in deren ehemalige Zimmer schleichen und den schwarzen Gürtel, der sich in einem jeden derselben vorfindet, mitbringen. Eilt fort und kommt bald wieder!" Da nahm das Täubchen das Mäuschen in den Schnabel und flog mit ihm durch die Lüfte zuerst nach der Vaterstadt Kaph's und seiner Brüder. Als nun das Mäuschen in Haran's ehemaliges Wohnzimmer gekrochen war, bemerkte es, daß dasselbe noch unbewohnt war und der Gürtel an einem Nagel der Wand hing. Hurtig kletterte es empor, packte den Gürtel mit dem Mäulchen, kehrte damit zu dem Täubchen zurück, welches draußen am Fenster wartete, und ließ sich von ihm nach der andern

Residenz tragen, wo Rahim Hofmaler gewesen war. Auch sein Zimmer war noch unbewohnt und der Gürtel lag bestaubt in einer Ecke. Hurtig packte das Mäuschen auch diesen Gürtel und ließ sich nun von dem Täubchen durch die Lüfte wieder in El Reddins Garten tragen.

Kaph war hocherfreut, als er schon in wenigen Tagen diese Gürtel bekam. Er lieferte sie sogleich dem Zauberfürsten ab und harrte nun getrosten Muthes dem Tage entgegen, wo seine Brüder wieder mit ihm vereinigt würden. Die Befreiung derselben aus dem unterirdischen Buß-Gefängniß erfolgte denn auch wirklich nach Verlauf einiger Zeit, da die Reue der beiden Brüder eine aufrichtige und herzliche gewesen war. Haran und Rahim kehrten, nachdem sie alles Mißgestaltige in ihrem Aeußern verloren hatten, mit wehmüthiger Freude zu ihrem Bruder Kaph zurück und lebten von nun an mit ihm in El Reddins herrlichem Zauberlande munter und vergnügt. Dort werden sie wohl noch beisammen sein.

12.

Das Glück.

So weit die blaue Himmelshalle
Die schöne Erde rings umspannt,
Seh' ich die Menschen alle, alle
Nur einem Ziele zugewandt.
Nach diesem Einen steht ihr Sehnen,
Nach diesem Einen schweift ihr Blick;
Sie suchen es mit Angst und Thränen,
Der Erde höchstes Gut — das Glück.

Jedoch auf mannichfachen Wegen,
Und mit dem wunderbarsten Wahn

Geh'n Viele diesem Ziel entgegen,
Und Wen'ge nur auf rechter Bahn.
Die Meisten seh' ich rathlos irren
Und ihre letzte Stütze bricht ......
Sie suchen in des Lebens Wirren
Das höchste Gut, und finden's nicht.

Wohl grüßt aus fernem Weltgewühle
Uns mancher schöne, gold'ne Traum;
Jedoch die seligsten Gefühle
Ruh'n nur in einem engen Raum.
Des Glückes reinste, schönste Blüthe
Sproßt nicht auf einer wilden Flur; —
In einem kindlichen Gemüthe
Erkeimet und gedeiht sie nur.

13.

Eine furchtbare Lage.

Ein Mann, der zu einem Missionsposten in Südafrika gehörte, — erzählt der als Schriftsteller allgemein bekannte Capitän Marryat, — machte auf dem Heimwege von einem Besuche, den er einigen Freunden abgestattet, einen Umweg, um an einer Lache vorbeizukommen, an welcher er eine Antilope zu schießen hoffte. Die Sonne war bereits hoch über den Horizont gestiegen, als er daselbst anlangte, und da er kein Wild erspähen konnte, legte er seine Flinte auf einen niedrigen Felsenvorsprung, dessen hinterer Theil mit dichtem Gesträuche bewachsen war. Er ging herab an die Lache, und labte sich durch einen tüchtigen Trunk, kehrte dann zu dem Felsen zurück und rauchte gemäch-

lich eine Pfeife Tabak; nach einem Weilchen überwältigte ihn die Müdigkeit und er schlief ein.

Nach kurzer Zeit weckte ihn die übermäßige, von dem Felsen zurückprallende Hitze, und als er seine Augen öffnete, sah er einen ungeheuern Löwen ohngefähr einen Schritt von seinen Füßen entfernt liegen, der ihm gerade in's Gesicht stierte. Einige Minuten lang blieb er vor Schreck bewegungslos, jeden Augenblick erwartend, daß ihn das Ungeheuer packen werde. Endlich gewann er seine Geistesgegenwart wieder; er dachte an seine Flinte und bewegte langsam die Hand darnach; aber sogleich erhob das gewaltige Thier sein Haupt und stieß ein furchtbares Gebrüll aus, was ihn bestimmte, seine Hand wieder zurückzuziehen. Nach einer kleinen Pause machte er einen zweiten Versuch, sich seiner Flinte zu bemächtigen; aber der Löwe erhob den Kopf abermals und brüllte wie zuvor, und jener ließ die Flinte liegen. Ein dritter und vierter Versuch hatte keinen bessern Erfolg; der Löwe zeigte jedesmal denselben Ingrimm. Ohne Zweifel war er mit den verderblichen Wirkungen des Feuergewehrs bekannt; aber allem Anscheine nach wollte er seinem Nachbar kein Leid zufügen. Vielleicht wollte er durch sein Benehmen sagen: Du bist in meiner Gewalt und sollst nicht von der Stelle gehen; du sollst deine Flinte nicht ergreifen, um mich damit niederzuschießen, oder ich zerreiße dich in Stücke. —

Die Sonne schien so heiß auf den Felsen, daß der arme Wanderer große Pein ausstand; seine nackten Füße brannten dergestalt, daß er sie fortwährend bewegte, indem er abwechselnd den einen über den andern legte. Der Tag verging und ebenso die Nacht. Die Sonne stieg wieder am Himmel empor und die Hitze wurde so heftig, daß die Füße des Abenteurers alles Gefühl verloren. Gegen Mittag erhob sich der Löwe und nahm seinen Weg nach der Lache, die bloß einige Schritte entfernt war, blickte aber fortwährend zurück, um zu sehen, ob der Mann sich bewege. Letzterer versuchte jetzt von Neuem, seine Flinte zu ergreifen, aber der Löwe bemerkte es sogleich, wurde

wüthend und war im Begriff, auf den Unglücklichen zu springen. Als aber dieser seine Hand zurückzog, beruhigte er sich wieder, befriedigte seinen Durst, kehrte darauf zurück und legte sich an derselben Stelle nieder, wie zuvor, ungefähr einen Schritt von den Füßen des Mannes. Eine zweite Nacht verging, und der Löwe behauptete fortwährend seinen Posten. Am nächsten Tage, Vormittags, ging der Löwe wieder ans Wasser, und während er dort war, schien es, als hörte er ein Geräusch in entgegengesetzter Richtung, worauf er in dem Gebüsche verschwand. Als der Wanderer dies bemerkte, machte er eine Anstrengung und ergriff schnell seine Flinte; als er aber aufzustehen versuchte, fand er dies unmöglich; seine Füße waren gelähmt. Mit der Flinte in der Hand, kroch er nun bis zur Lache und trank; als er nun auf seine Füße blickte, entdeckte er, daß seine Zehen völlig geröstet waren; auch hatte sich, während er durch das Gras kroch, die Haut davon abgelöst.

Er setzte sich einige Augenblicke an der Lache nieder, die Rückkehr des Löwen erwartend, und mit dem Vorsatz, ihm den Inhalt seiner Flinte durch den Kopf zu senden. Aber das Thier kam nicht wieder. Er band sich nunmehr die Flinte auf den Rücken und kroch auf Händen und Knieen, so gut er konnte, fort; er war ganz erschöpft und würde nicht weit gekommen sein, wenn ihm die Vorsehung nicht einen Retter gesendet hätte, der ihn nach Hause schleppte. Aber er hatte seine Zehen eingebüßt und war auf Lebenszeit ein Krüppel.

14.

Logogryph.

(Zweisylbig.)

O weiche nie von meiner Seite,
Du vielgeliebtes Sylbenpaar!
Hilf mir zum Sieg beim innern Streite,
Schütz' mich in äußerer Gefahr!

Begleite mich durch's ganze Leben;
Gern bin auch ich dir treu ergeben.

Ein „B" davor! Was ist entstanden? —
Potz Tausend, bleib mir schön vom Leib!
Mit dir und deinen Geistsverwandten
Begehr' ich keinen Zeitvertreib.
Lern' erst Cultur am strengen Zügel
Der Sittlichkeit und — derber Prügel.

15.

Zur Warnung.

Ein Kaufmann brachte einst seinen dreizehnjährigen Sohn in eine Erziehungsanstalt Frankreichs, damit er die Sprache dieses Landes sich desto sicherer aneigne. Als der Vorsteher der Anstalt sich mit dem Knaben unterhält, bemerkt er in dessen rechtem Auge einen ziemlich großen, weißen Fleck. „Was fehlt dir denn, mein Sohn? Ich glaube du bist am rechten Auge blind!" sagte der Director. „So ist's!" antwortete der Knabe traurig. „Ich betrachtete eines Tages, mitten im Tumulte meiner Kameraden, die Schärfe und Spitze meines Federmessers; da rannte einer von ihnen unversehens an mich an und die Messerspitze drang mir in's Auge. Seitdem hat sich eine weißliche Narbe darauf gebildet, und ich bin an demselben Auge völlig blind!"

Der Director ermangelte nicht, seinen Zöglingen den Ankömmling mit den ernstesten Ermahnungen vorzustellen: daß sie doch ja recht vorsichtig sein möchten mit der Handhabung der Federmesser und überhaupt spitzer Gegenstände. Von der Zeit an ward in diesem Hause mit ganz besonderer Strenge darauf gesehen, daß kein Knabe jemals

seine Feder in der Zerstreuung mit der Spitze nach oben kehrte oder mit dem Federmesser spielte oder bei Tische die Gabel aufgerichtet hielt (welche Unart manchen Kindern eigen ist) oder sonst mit Nadeln und andern spitzigen Dingen sich selbst oder einem Andern nach dem Gesichte fuhr.

Laßt euch dies zur Warnung dienen, meine jungen Leser, und wartet nicht, bis eine bittere Erfahrung euch erst über die mißbräuchliche Handhabung spitzer Dinge belehrt. Das Auge ist ein so wichtiges Werkzeug für Körper und Geist, daß man es nicht sorgfältig genug bewachen und behüten kann.

16.

Denkspruch.

Nütze die rastlos entfliehende Zeit!
Strebe zum Ziele, es liegt dir noch weit.

17.

Wie eine Mutter ihren Sohn bekehrt.

Eine Mutter hatte einen ungerathenen Sohn, der ihr durch sein sittenloses Betragen unendliches Herzeleid verursachte. Schon oft hatte sie ihn darüber ernstlich zur Rede gestellt, auch wohl sogar bestraft; es wollte aber Alles nichts helfen.

Da wartete sie eines Abends, bis ihr Sohn zu Bette gegangen war, und als sie ihn ruhig und mit geschlossenen Augen daliegen sah, erhob sie ihre thränenvollen Blicke gen Himmel und betete leise zu Gott, daß er doch das Herz ihres Sohnes zum Besseren lenken möchte. Der junge Mensch schlief aber nicht, sondern that nur so und beobachtete durch eine unmerkliche Oeff-

nung seiner Augenlieder Alles, was seine gute Mutter that. Tief erschüttert von dieser Herzensgüte und Frömmigkeit seiner Mutter, mußte er sich alle Gewalt anthun, um nicht in Weinen auszubrechen, ihr um den Hals zu fallen und sie um Verzeihung zu bitten. Die Macht dieses Anblickes sprengte die Verhärtung seines Herzens, schmerzliche Reue durchwühlte sein Inneres, und unter solchen Gefühlen erstarkte in ihm der Vorsatz: sich zu bessern. Nachdem die Mutter eine Zeit lang über ihren Sohn gebetet und mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes ihn gesegnet hatte, begab sie sich zur Ruhe.

Von nun an ging der Sohn ernstlich ans Werk der Besserung, was ihm denn auch mit Hülfe des Gebets und unter dem Beistande des himmlischen Vaters gelungen ist. — O, daß doch alle Mutterthränen und Muttergebete solchen Segen brächten! —

18.

Schulanecdote.

In der Geographiestunde sprach ein Lehrer gerade von den heißen Quellen des Leuker Bades, im Kanton Wallis, und erwähnte, daß ein Ei, welches in dieses Wasser gelegt werde, in ein paar Minuten völlig gesotten sei. Da er unter den Schülern einen Unaufmerksamen sah, wandte er sich sogleich an ihn mit der Frage: „Du! Was habe ich gesagt?"

„Sie .... Sie .... Sie haben gesagt," stotterte der Knabe voller Verlegenheit, „das Wasser des Leuker Bades sei so heiß, daß ein Huhn, welches man da hineintauche, in ein paar Minuten ein Ei lege." —

19.

Das Veilchen

Unter dem Grase versteckt, erblühet das duftige Veilchen,
Beuget bescheiden das Haupt unter das deckende Grün.
Jüngling, der du es entdeckst, o lerne bescheiden Demuth;
Lerne vom Veilchen, so hold, stillen bescheidenen Sinn! —

20.

Die Bienen.

Ab und zu,
Ohne Rast und Ruh
Geht es in dem Haus der Bienen,
Wann das Morgenroth erschienen.
Aus den Blüthen bunt und fein
Sammeln sie sich Honig ein.

Wird's auch heiß,
Das stört nicht den Fleiß.
Keine Wiese liegt zu ferne,
Wo's zu thun gibt, sind sie gerne;
Und nach regem, frischem Thun
Ist's auch doppelt süß zu ruh'n.

Heiterkeit
Kürzt die Arbeitszeit;
Darum summt das Bienlein heiter
Dahin, dorthin, immer weiter;

Denn was man mit Freuden thut,
Das geräth am End' auch gut.

So, mein Kind,
Sei auch du gesinnt!
Merk' dir, wie's die Bienchen treiben,
Kannst dir's in dein Herzchen schreiben;
Und den trägen Müßiggang
Flieh mir ja dein Leben lang! —

21.

Der Pfefferkuchen.

Der Schullehrer eines Dorfes, welches ungefähr eine Stunde von der Hauptstadt des Landes entfernt lag, sagte einmal zu dem ältesten seiner Kinder, einem Knaben von zwölf Jahren: „Johannes! du könntest heute einen Spaziergang nach der Stadt machen und auf der Bleiche nachsehen, ob unsere Leinwand noch nicht fertig ist. Ist das Stück fertig, so bezahlst du es gleich und nimmst es mit; hier hast du Geld. Der Eigenthümer der Bleiche wird so und so viel dafür verlangen, und von dem Gulden, den du übrig behältst, kaufst du bei dem und dem Zuckerbäcker einen schönen großen Pfefferkuchen für dein Schwesterchen Therese, dessen Namenstag morgen ist."

„Gut, Vater; das will ich schön besorgen!" sprach Johannes und zog sogleich sein sonntägliches Kleid an. Unterdessen stellte ihm die Mutter Essen zurecht, damit er nicht mit hungrigem Magen nach der Stadt gehe und wickelte ihm auch noch einigen Mundvorrath in Papier ein, damit er, wenn er in der Stadt etwa Appetit bekäme, etwas zu verzehren hätte.

Nachdem Johannes gegessen hatte, trat er wohlgemuth den Weg nach der Stadt an. Das Wetter war ganz vorzüglich schön und die Straße so gut, als man sie sich nur wünschen konnte. Als Johannes eine halbe Stunde zurückgelegt hatte und das Dörfchen eben hinter den Obstbäumen verschwinden sah, dachte er: „Was schleppst du dich mit diesem Mundvorrath! Du willst ihn aufessen, so bist du ihn auf die beste Art los.“ Und er that also. In der Stadt angelangt, holte er sogleich die Leinewand ab, welche schon bereit gelegen hatte, bezahlte dieselbe und ging dann zum Zuckerbäcker, bei welchem er einen ausgezeichnet schönen Pfefferkuchen aussuchte. „Wie wird sich Thereschen freuen!“ dachte er bei sich selbst, indem er mit lüsternen Blicken den mit Mandeln reich besetzten Kuchen musterte; „das ist gerade sein Lieblingsbackwerk.“ Da er seine Geschäfte nunmehr besorgt hatte, machte er sich auf den Heimweg.

Draußen vor der Stadt fühlte er sich lebhaft angetrieben, den trefflichen Kuchen noch einmal zu betrachten, der ja so schön aussah; er wickelte ihn also aus dem Papier und beschaute ihn von allen Seiten. Das Wasser lief ihm bei diesem Anblicke im Munde zusammen und er dachte: „Eine Mandel mehr oder weniger; darauf kommt nichts an!“ Fluggs brach er eine heraus und steckte sie in den Mund, worauf er den Kuchen wieder einwickelte. Als er hundert Schritt weiter gegangen war, kam es ihm vor, als habe der Zuckerbäcker die Ränder des Kuchens nicht recht glatt und gerade gehalten. „Ich muß doch nachsehen, ob's so ist,“ dachte er und nahm ihn abermals heraus. Richtig standen an mehreren Stellen einige Bröckelchen hervor; diese brach sich Johannes ab und verzehrte sie. „So, jetzt ist's gut; jetzt ist's gerade, als ob der Bäcker nach dem Lineale gearbeitet hätte, und so muß es auch sein; denn Unebenheiten sind nirgends gut angebracht,“ so lautete sein Selbstgespräch.

Nach abermals hundert Schritten meinte Johannes: die vielen Mandeln könnten dem guten Thereschen den Magen verderben, und da er sein Schwester-

lein viel zu lieb hatte, als daß er es der Gefahr hätte aussetzen mögen, krank zu werden, aß er die Mandeln nun selber und dachte: „lieber will ich mich dieser Gefahr unterziehen!“ Und in ein paar Augenblicken waren die Mandeln gegessen. Als er wieder eine Strecke weit gegangen war, dünkte ihn: „es sind nun auf der Oberfläche des Kuchens doch gar viele Löcher entstanden, das sieht häßlich aus; ich will also an jeder Seite ein Riemchen abschneiden, damit nicht so viele solcher Löcher sichtbar seien!“ Er thats und der Pfefferkuchen ward bedeutend kleiner an Umfang. Um die Unruhe, die er über diese Verkleinerung doch einigermaßen empfand, zu beschwichtigen, sagte er zu sich selbst: „es wäre doch viel zu viel gewesen für so ein kleines Kind, und ist ihm daher besser, wenn es von solcher Waare weniger ißt.

In solcher Weise fuhr Johannes fort, den Kuchen zu verkleinern, und als er nahe bei dem Dorfe war, fand er denselben so klein, daß er es nicht für der Mühe werth hielt: „so ein Bischen mit nach Hause zu bringen;“ er aß den Pfefferkuchen daher vollends auf. Indem er nun in das elterliche Haus trat, ward ihm doch ein wenig unwohl; nicht wegen des Pfefferkuchens, den er ganz allein aufgeschmaußt hatte; sondern wegen seines Gewissens, welches ihn drückte und ihn mit lauter, vernehmlicher Stimme der Unenthaltsamkeit beschuldigte. Von allen den Entschuldigungsgründen, die er sich unterwegs vorgespiegelt hatte, wollte jetzt auch nicht ein einziger als gültig und recht erscheinen. So ging er in's Wohnzimmer.

„Nun? hast du einen recht schönen Pfefferkuchen mitgebracht?“ fragte der Vater, nachdem er dem Johannes die Leinwand abgenommen hatte.

„Ich — ich — ich ....“ stotterte dieser, „habe einen gekauft, ... habe einen mitgebracht .... aber .... aber .... ich habe ihn unterwegs gegessen.“

Die Strafpredigt, welche der wackere Schullehrer seinem Sohne hierauf hielt, will ich hier nicht anführen, sondern nur erwähnen, daß er ihm eine geraume Zeit lang viele Prüfungen der Enthaltsamkeit auferlegte und ihm in dieser Beziehung nicht eher wieder Vertrauen schenkte, bis Johannes durch

zahlreiche Beweise gezeigt hatte, daß er gelernt habe, seine Begierden im Zaume zu halten.

„Pah!" sagten die Bauern im Dorfe, welche von der Strenge des Schullehrers Kunde erhielten, „es verlohnt sich wohl der Mühe, wegen eines Pfefferkuchens so viel Wesens zu machen; hat ihn der Bube aufgegessen, so kauft man einen andern, und thut er dergleichen noch einmal, so kriegt er Prügel und damit Punctum!" Der Lehrer aber kümmerte sich um all dieses Gerede nicht, denn er war zu fest davon überzeugt: daß Enthaltsamkeit, wie jede andere Tugend, weder durch unzeitige Nachsicht, noch durch einmalige Prügel erlangt wird, sondern nur durch unausgesetzte Uebung. Uebung macht eben in allen Dingen den Meister, und wer im Kleinen nicht treu ist, der ist es später auch im Großen nicht.

22.

Denkspruch.

Läßt die Stimme der Versuchung sich auch noch so schmeichelnd hören, —
Traue nimmer ihren Worten, denn sie will dein Herz bethören!

23.

Gesellschaft und Einsamkeit.

„Was ist meiner Ausbildung förderlicher; — Gesellschaft oder Einsamkeit?" so fragte eines Tages ein strebsamer Jüngling seinen Lehrer.

„Du sollst beide zu deiner höhern Ausbildung benutzen," sprach dieser. „Nur lerne die Klippen vermeiden, welche in der einen, wie in der andern sich vorfinden; denn wer sich unbedingt ihnen hingibt, der läuft Gefahr: seine guten Absichten scheitern zu sehen! Mein Rath hierüber ist folgender:

Was die Gesellschaft anbelangt, so erwarte nicht allzuviel von ihr und opfere ihr darum auch nicht allzuviele Zeit. Wer viel in Gesellschaft ist, muß auch viel aus sich herausleben und kann weniger daran denken, sich innerlich tiefer zu gründen. Er erhält zwar eine gewisse glatte Außenseite, eine äußerliche Gewandtheit; aber es gebricht ihm überall an Gründlichkeit; denn um diese zu erlangen, bedarf es der stillen Selbstbeschäftigung, und diese ist in der Gesellschaft so gut als unmöglich. Die Gesellschaft zerstreut und die Einsamkeit sammelt; die Gesellschaft ist ein Feld der Saat, die Einsamkeit ein Feld der Ernte. Wer säen will, muß zuvor geerntet haben. Was kannst du der Gesellschaft nützen, wenn du ihr nichts zu geben vermagst; und wie kannst du ihr etwas geben, wenn du nicht auf eigenem Wege etwas suchst, das der Mittheilung würdig ist? Gar mancher Jüngling spielt in der Gesellschaft eine lächerliche Rolle, weil er mit Halbheit oder gar mit Hohlheit dahergezogen kommt. Gib nur Acht auf dergleichen leere Menschen: gewöhnlich klagen sie, daß sie sich in der Einsamkeit langweilen. Wer geistige Anstrengung scheut und in dem Redeschaum Anderer schon seine volle Befriedigung findet, dem ist die Einsamkeit freilich etwas Schreckliches; wer aber seinen Geist gerne anstrengt und nach Gediegenheit strebt, dem ist öftere Einsamkeit ein wahres Bedürfniß. Man sagt zuweilen, Gesellschaft sei lehrreich; ich möchte den Satz jedoch lieber so ausdrücken: „Umgang mit Andern ist lehrreich." Darin liegt der Begriff der Geselligkeit, und zugleich ist damit gesagt, daß man das Lehrreiche nicht in dem bloßen Zusammensein mit Andern finde.

Zweierlei Gesellschaft ist zu meiden; erstens: unsittliche und gottlose; zweitens armselige und dumme. Von der erstern Art sagt ein bekanntes Sprichwort treffend wahr: „Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten." Hüte dich daher vor unsittlicher und vor gottloser Gesellschaft; sie verunreiniget dein Herz und erniedriget deine Seele. Menschen, welche Freude haben an

unzüchtigen Reden und gemeinen Scherzen, und Leute, welchen nichts heilig ist, sondern die mit frecher Zunge über göttliche Dinge spotten, sollen deine Freunde nie sein. Meide sie allezeit, mische dich niemals unter sie; und wenn es sich einmal treffen sollte, daß du dich ihnen nicht gleich entziehen kannst, so laß dich mit ihnen doch nicht weiter ein.

Armselige und dumme Gesellschaft mußt du meiden, weil sie deine Fortbildung auch nicht im Geringsten fördern kann. Ist sie auch nicht geradezu verderblich, wie die vorige, so nützt sie doch wenigstens nichts; und am Ende ist sie dir dennoch nachtheilig: denn was dich nicht weiter fördern kann, das hemmt deine Fortbildung. Man kann sich freilich an Alles gewöhnen, selbst an nichtssagende Gesellschaft; vermeide du sie aber und halte dich dafür lieber an die Einsamkeit, wenn es nicht anders sein kann.

Zweierlei Gesellschaft ist zu suchen; erstens: solche, die Erholung bietet; zweitens: solche, die Belehrung gewährt. Gesellschaft von der ersteren Art — versteht sich in edlem Sinne — leistet deinem Geiste wichtige Dienste, indem sie ihn von anstrengendem Denken abspannt und in angenehmer Unterhaltung ihm Kraft und Lust zu neuer Thätigkeit verleiht. Auch läßt sie dich mancherlei Verdruß vergessen, den du bei deiner Berufsbeschäftigung oft genug erfährst, und wirkt somit auch vortheilhaft auf dein Gemüth. Je heiterer und natürlicher diese Gesellschaft ist, desto wohlthätiger wird sie dir; wo man sich aber mit lächerlicher Gewissenhaftigkeit in steifen, abgemessenen Formen bewegt und die strenge Beobachtung derselben zur Hauptsache macht, da kannst du den Zweck der Erholung nicht erreichen, weil du aus dem Zwange nicht herauskommst. Du wolltest dem Zwange des Berufslebens entgehen, und geräthst in den der gedrechselten Redensarten und abgezirkelten Wendungen.

Willst du Belehrung auf dem Wege des geselligen Lebens erlangen, so suche sie nicht in dem Geräusche einer großen Gesellschaft. Eine solche ist eher geeignet, deinen Geist zu verwirren, als ihm Klarheit zu geben. Pflege

Umgang mit Wenigen, und diese Wenigen wähle mit der größten Umsicht aus. „So viel Köpfe, so viel Sinne;" sagt das Sprichwort; bedenke dies und erwäge ferner: daß eine Vielstimmigkeit der Meinungen für die Bildung deines Urtheils mindestens bedenklich ist. Hast du einmal eine feste, sichere Lebensanschauung gewonnen, so kann dich freilich das bunte Gemisch der menschlichen Meinungen und Ansichten nicht mehr verwirren; bis jenes aber geschehen ist, meide den Markt der Tagesmeinungen und halte dich an wenige Leute, und zwar an solche, welche sowohl hinsichtlich ihres Characters, als auch ihrer Wissenschaft dir als zuverläßig, als Muster erscheinen. Diese sind allein im Stande: deinem Streben eine bestimmte und zweckmäßige Richtung zu geben. Suche weniger Solche, die dir an Bildung gleich stehen, sondern vielmehr Solche, welche mehr sind als du; an dem Aufblicke zu dem Größeren, Höheren stärkt und veredelt sich das Streben; und durch den Aufblick zu dem Größeren und Höheren halten wir den gefährlichsten Feind aller Ausbildung von uns ferne — die Einbildung. Endlich merke dir in gesellschaftlicher Beziehung noch die zwei Sprüchwörter: „Gleich und gleich gesellt sich gern," und „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!"

Wie wäre es denn nun mit der Einsamkeit zu halten?

Du hast bereits gehört, daß sie dem Menschen, welcher sich innerlich tiefer gründen will, unumgänglich nothwendig ist. Unter der innerlichen tieferen Gründung verstehe ich ebensowohl Anbau und Pflege des Gemüths, als auch Anbau und Pflege des Geistes. Hierzu ist nur die Stille und Zurückgezogenheit geeignet; je abgeschlossener und ruhiger dein Wirken ist, desto größer ist das Gedeihen; je häufiger die Berührung mit der Außenwelt, desto größer die Störung. Auf einer Wiese, welche der Tummelplatz der Menschen ist, kann weder Gras noch Blume wachsen. Die Einsamkeit begünstigt ganz besonders das Gebet, die Betrachtung göttlicher Wahrheiten, den so heilsamen Rückblick auf das eigene Leben und das Keimen und Wachsen guter Vorsätze; sie befördert

ebenso auch das Nachdenken über wissenschaftliche Gegenstände, das Auswendiglernen, das Vergleichen verschiedener Dinge, überhaupt das geistige Schaffen. Und die Gesellschaft dagegen? Ich will nicht sagen, daß sie solche Beschäftigungen immer geradezu unmöglich mache; — nein, der strebende Mensch bringt es recht gut so weit, daß er in allen Lebensverhältnissen Gemüth und Geist über das Alltägliche erhebt, — aber so förderlich als die Einsamkeit, ist sie solchen Bestrebungen nicht. Hat die Einsamkeit im Allgemeinen solche Vorzüge, so ist die Frage: ob es nicht auch eine Einsamkeit gebe, welche zu meiden wäre. Darauf antworte ich: „Allerdings!"

Meide jene Einsamkeit, wo du ganz mit dir allein bist, d. h. wo du weder Gott vor Augen hast, noch mit einem nützlichen Gegenstande dich beschäftigest. In diesem Falle würde deine Seele einem Acker gleichen, der nicht umgepflügt und mit nichts Edlem angesäet wird; — sogleich keimt und wuchert das Unkraut auf demselben empor. Solche Einsamkeit ist Müßiggang, und dieser ist, wie bekannt, aller Laster Anfang. Beschäftige daher in der Einsamkeit deinen Geist immer mit etwas Edlem und Gutem. Das Leben in der Gesellschaft sei dir hernach der Probierstein, ob du etwas Haltbares, Gediegenes geschaffen hast, oder ob es nur Schaum und Schein gewesen ist. Du sollst, wenn du nicht entschiedenen Beruf dazu hast, dich nicht zu viel in der Einsamkeit halten; sonst läufst du Gefahr: einseitig in deinem Character zu werden oder gar dich für besser zu halten, als Andere; hierzu kommt noch, daß du deinen Mitmenschen gar nichts nützen würdest, wenn du immer einsam und zurückgezogen lebtest.

Du siehst also, wie beide, Gesellschaft und Einsamkeit, ihren großen Nutzen haben, wenn man sie in der rechten Weise und in dem rechten Maaße anwendet. Befolge nun die Andeutungen, die ich dir darüber gegeben habe, und du wirst deine Ausbildung durch beide gefördert sehen."

Diese Rathschläge bewahrte der Jüngling in seinem Herzen und befand sich in der Folge bei deren Ausführung sehr gut.

24.

Denkspruch.

Soll es mit deinen Lebensverhältnissen gut bestellt sein, so lerne aushalten und haushalten! —

25.

Auch mit Wenigem kann man allmählig reich werden.

Imanuel Breitkopf in Leipzig war von unbemittelten Eltern geboren, die ihm in früher Jugend gestorben waren. Ein Menschenfreund nahm den armen Waisen an, schickte ihn zur Schule und ließ ihn im Rechnen und Schreiben unterrichten. Nachdem er aus der Schule getreten war, brachte man ihn bei einem Buchdrucker unter, deren Leipzig so viele zählt. Er erlernte die Buchdruckerkunst sehr leicht und war bald ein ziemlich fertiger Setzer. Bereits in seinem fünfzehnten Jahre verdiente er sich mit seiner Kunst wöchentlich vier bis fünf Thaler, von denen er kaum einen verzehrte; das Uebrige legte er zurück. Sein Hauptgewinn bestand aber darin, daß er nicht, wie andere seiner Kameraden, sein Geschäft nur mechanisch trieb und von dem, was er setzte, kein Bewußtsein hatte; sondern daß er sich das Gesetzte tief einprägte.

Da Leipzig einer der Hauptorte des literarischen Verkehrs ist, so waren ihm in Zeit von acht bis zehn Jahren eine Menge der besten Schriften durch die Hand gegangen. Die Titel von allen, selbst von angeführten Schriften notirte er sich, und so war er allmählig nicht nur zu einigen Hundert Thalern Geld, sondern auch zu einer großen Bücherkenntniß gelangt. Um indeß eine eigene Officin zu begründen, dazu war dieses Vermögen nicht hinreichend, und sein Geschäft würde ihn erst im späten Alter dieses Ziel haben erreichen lassen. Er beschloß also, auf einem andern Wege demselben näher zu kommen. Er fing einen Handel mit alten Büchern an, kaufte aus Auctionen

wohlfeil das Beste zusammen, und trug es dann in Leipzig und der Umgegend, so wie in den benachbarten sächsischen und böhmischen Bädern auf dem Rücken umher.

Da er Kenntnisse besaß und brauchbare und wohlfeile Bücher kaufte, so setzte er immer schnell und meist mit doppeltem Gewinn seine Waare wieder ab. Zehn Jahre hatte er dieses Geschäft betrieben und dadurch einige Tausend Thaler gewonnen. Jetzt kaufte er eine Buchdruckerei, zeichnete sich durch Billigkeit und schöne Arbeit aus und ward bald der, welcher die meisten Pressen beschäftigte. Der gewöhnliche Wirkungskreis des Buchdruckers war ihm indeß zu enge; er dachte nicht blos Schriften zu drucken, sondern die Kunst auch auf Musikalien, auf Noten auszudehnen. Nach unendlichen Versuchen und Anstrengungen seines kunstsinnigen Geistes gelang es ihm endlich, dieses große, von allen Zeitgenossen bewunderte Werk zu erreichen. Er nahm jetzt auch wissenschaftliche und musikalische Werke in Verlag und wurde zugleich einer der ersten Buchhändler. Sein Name wurde jetzt in allen Zeitungen, in allen Schulen genannt, und als er endlich im Greisenalter starb, hinterließ er, der nie ein Vermögen geerbt hatte, einen Reichthum von hunderttausend Thalern. (Gr. Darst. d. Künste u. Gewerbe ꝛc.)

26.

Räthsel.

Unaussprechlich wichtig in der Noth
Bin ich den Bedrängten immer;
Droht Gefahr, Verlust, Verletzung, Tod,
Bring ich stets der Hoffnung Schimmer;
Bin mir vor= wie rückwärts immer gleich:
Edel, kräftig, thätig, nimmer feig.

27.

Die Laufbahn eines Leichtsinnigen.

Ein Bild aus dem Leben.

Im Jahre 1807 besuchten zwei Knaben, die ich im Verlaufe dieser Erzählung nur bei ihren Vornamen Ignaz und Franz nennen will, das Gymnasium zu M.; diese waren einander so zugethan, daß man sie fast immer beisammen sah. Scherzweise wurden sie deßhalb von ihren Mitschülern die Unzertrennlichen genannt. In ihren Characteren zeigte sich freilich eine große Verschiedenheit: Ignaz war munter, geistreich, witzig, leichtsinnig; Franz dagegen still, sanft, gemüthlich, ernst. Dennoch lebten Beide fortwährend in bester Eintracht, und Keiner von allen Denen, die sie kannten, wollte sie jemals im Ernst entzweit gesehen haben. Ja es schien, als sei eben diese Characterverschiedenheit das Geheimniß ihres Bundes gewesen; denn durch den Umgang mit Ignaz fühlte sich Franz angeregt und ermuntert, und Ignazens Ausgelassenheit ward in Franzens Umgange gemildert und eingeschränkt. Dieses schöne, brüderliche Verhältniß dauerte bis zum Jahre 1813, wo ihre Lebenswege sich trennten. Franz, der sich dem geistlichen Stande widmen wollte, trat in das Priesterseminar, und Ignaz bezog die Universität F., um das Studium der Medicin zu beginnen.

Da Ignaz der erste war, der die gute Vaterstadt M. verließ, so erhielt er von seinem Freunde eine gute Strecke weit das Geleite. Der Himmel lächelte so freundlich, wie im vollsten Lenze, obgleich der September bereits angefangen hatte, Gebüschen und Bäumen bunte Gewänder anzuziehen; eben so heiter wanderten die beiden Freunde ihres Weges, wenig bekümmert um das bevorstehende Scheiden. In einem kleinen Dorfe, vier Stunden von M., wurde Halt gemacht und beschlossen, hier zum Abschiede noch gemeinschaftlich eine Flasche Wein zu leeren.

„Auf dein Wohlsein!“ sprach Franz, freundlich sein Glas erhebend; „Gott lasse dir es allezeit wohlgehen und gebe, daß du einst als ein tüchtiger Arzt in unsere Heimath zurückkehrest; das ist mein inniger Wunsch. Und nun habe ich noch einen zweiten, den du mir, als deinem vertrauten Jugendfreunde, schon nicht verübeln darfst: Suche immer nach Kräften dein rasches Blut, deinen Leichtsinn zu mäßigen, damit du nicht einmal zu bedauerlichen Unbesonnenheiten hingerissen werdest!“

„Ich danke dir!“ antwortete Ignaz in gleicher freundlicher Weise.“ Ich werde deines Rathes eingedenk sein, denn ich weiß, daß er aus der besten Seele von der Welt kommt. Also: auch auf dein Wohlsein! Lieblich und segensreich sei deine Lebensbahn!“

Sie tranken und unterhielten sich hierauf noch eine gute Weile von mancherlei Vorfällen der Vergangenheit und von Plänen der Zukunft, und als der Augenblick immer näher rückte, wo es galt, einander Lebewohl zu sagen, sprach Ignaz lebhaft: „Höre, lieber Alter! Wir müssen fortwährend in Briefwechsel bleiben. Es ist jetzt eine merkwürdige Zeit, und unsere Verhältnisse können sich unverhofft ganz anders gestalten; es mag aber kommen wie es will, wir wollen immer darauf bedacht sein, daß wir von einander Nachricht haben. Deine Hand her; es gilt!“

„Ja, es gilt!“ rief Franz und schlug herzhaft ein. Darauf gingen sie mit einander noch bis vor's Dorf und trennten sich unter großem Bedauern. Der sinkende Tag trieb den heimkehrenden Franz zu schnellerem Schritte an, und ehe die Glocken seiner Vaterstadt zehn Uhr geschlagen hatten, war er zu Haus. Drei Wochen darnach befand er sich in den klösterlichen Mauern des Priesterseminars und trug das schwarze Gewand. Sobald es ihm die Zeit erlaubte, entwarf er seinem Freunde eine Schilderung des Seminarlebens, rühmte mit begeisterten Worten den Frieden, welchen dieses vom Geräusche der Welt abgeschlossene Leben gewähre, und ermahnte — es mochte vielleicht bange Ahnung sein — auf's Neue seinen Freund: nur ja sich nicht gehen zu lassen im Getümmel

des academischen Lebens. Ignaz ließ nicht lange auf Antwort warten; er schilderte seinem Freunde das Studentenleben, so weit er es bis jetzt hatte beobachten können, und äußerte, daß es ihm sehr wohlgefalle. In Bezug auf die vorhin angedeutete Besorgniß schrieb er: „Warum denn so bange, Alterchen? Du wirst doch nicht denken, daß ich das Studium gänzlich an den Nagel hänge, um nur in Saus und Braus dahinzuleben! Glaube das ja nicht; aber eben so wenig glaube, daß ich mich von allem dem kostbaren Unsinne, der hier getrieben wird, völlig lossagen kann. Das geht nicht; ich war mein Leben lang kein Duckmäuser und will es auch hier nicht werden u. s. w." In dem übrigen Theile des Briefes sprach sich die glühendste Vaterlandsliebe aus, und er sagte: er wisse noch nicht, ob er dem schmachvollen Krawall der Franzosen in Deutschland länger so zusehen könne; er stehe nicht dafür, daß er nächstens aufpacke, Flinte und Säbel zur Hand nehme und mit dreinschlagen helfe auf den übermüthigen Feind. Das war Ignazens erster und — letzter Brief. Alles, was Franz noch von ihm vernahm, war ein Gruß, den ein in die Ferien reisender Student ihm brachte und die Nachricht: Ignaz mache den Feldzug gegen die Franzosen mit. Von der Zeit an war der junge Mediciner wie verschollen, für seine Eltern sowohl, wie für seine Freunde.

Franz studirte mit allem Eifer die Philosophie und Theologie, erhielt nach einigen Jahren die Priesterweihe, wurde gleich darauf als Kaplan angestellt und war ein Jahr darauf Landpfarrer. „Was mag aus dem guten Ignaz geworden sein!" dachte er oft mit Betrübniß. „Wahrscheinlich ist er im Kampfe für das Vaterland gefallen und ruhet nun in der blutgetränkten Erde des Schlachtfeldes." Und er schloß den Freund seiner Jugend in sein Gebet ein und gedachte seiner wie eines lieben Verstorbenen.

Dreißig Jahre waren seit der denkwürdigen Schlacht bei Leipzig dahingeschwunden und auch nicht eine Sylbe hatte man über den jungen Krieger vernommen. Franz war indessen auf die ansehnliche Pfarrei eines schönen Landstädtchens befördert worden und lebte da, ganz seinem heiligen Berufe sich

hingebend, glücklich und zufrieden. Am Allerseelentage des Jahres 1843 gedachte er mit besonderer Liebe seines Jugendfreundes, und war am Abende, als er sein Brevier gebetet hatte, noch lange in Gedanken mit ihm beschäftigt. Müde von den Berufspflichten des Tages, wollte er sich eben auskleiden und zur Ruhe begeben, als die Thürklingel angezogen wurde. Die Dienerin, welche vermuthete, daß irgend Jemand in der Gemeinde schwer erkrankt sei und mit den heiligen Sacramenten versehen zu werden wünschte, öffnete eilig die Hausthür und erschrack nicht wenig, als sie einen in Lumpen gehüllten, wildaussehenden, bärtigen Menschen erblickte.

„Ist der Pfarrer noch wach?" fragte dieser mit rauher Stimme.

„Er ist noch wach," antwortete die Dienerin, „aber wenn Ihr nicht ganz nothwendig mit dem Herrn sprechen müßt, so laßt ihn ungestört; er will eben zu Bett gehen. Verlanget Ihr aber ein Almosen, so kann ich Euch das auch geben und es braucht keine weiteren Umstände."

„Ich will kein Almosen, ich will zum Pfarrer!" versetzte kurz und trotzig der unheimliche, nächtliche Gast.

„Dann muß ich Euch erst melden!"

„Das ist nicht nöthig, er kennt mich schon," rief er wieder in dem bekannten Tone, drängte die Dienerin bei Seite und trat in das Wohnzimmer des Pfarrers. „Da bin ich endlich!" sagte er lächelnd zu ihm.

„Wer seid Ihr denn und was wollt Ihr noch so spät?" fragte Franz etwas verdrießlich.

„Ich bin, wie es scheint, nicht mehr zu kennen!" sagte der Fremde lachend. „Der Ignaz bin ich, sonst weiter nichts, und was ich brieflich versäumt habe, will ich jetzt mündlich nachholen; das ist Alles."

„Um des Himmels willen, wie siehst du aus!" rief Franz, ihn erkennend und drückte seinem längst todt geglaubten Jugendfreunde zum Willkomm herzlich die Hand. „Vor allen Dingen eine Flasche Wein und etwas zu essen," rief er darauf der Dienerin zu.

Bei dem Worte „Wein“ nahmen Ignazens Züge einen überaus fröhlichen Ausdruck an, und das Schmunzeln seiner Lippen verrieth deutlich, daß er ein ausgemachter Freund der geistigen Getränke sei, auch wenn der Branntweindunst, der aus seinem Munde duftete, gar nicht beachtet worden wäre. Wirklich sprach er dem alsbald ihm vorgesetzten Weine so tapfer zu, daß er in einer halben Stunde nicht mehr fähig war, auch nur ein paar Worte im Zusammenhange zu sprechen. Vom Essen rührte er gar nichts an. Man kann sich denken, wie unangenehm es dem Pfarrer war, seinen alten Ignaz in einem solchen Zustande wiederzusehen; indessen ließ sich vor der Hand an ihm nichts weiter thun, als ihn zu Bette zu bringen, was auch sogleich geschah.

Des andern Morgens nach der heiligen Messe besuchte der Pfarrer ihn, um ihn zum Frühstücke einzuladen. Ignaz war erwacht, rieb sich die Augen und das struppige Kinn und entschuldigte sich, daß er gestern Abend beim Weine sich vergessen habe; aber die „verdammte Novemberkälte“ sei daran Schuld; diese mache, daß man, in ein warmes Zimmer getreten, nachher nichts vertragen könne.

„Vor allen Dingen mach' einmal, daß du wieder menschlich aussiehst;“ sagte Franz mit der ihm eigenen Freundlichkeit und legte ihm Kleider und Rasierzeug auf den Tisch, „und wenn du hernach fertig bist, so komm herunter; ich erwarte dich zum Frühstücke.“ Nach einer Stunde erschien Ignaz im Wohnzimmer des Geistlichen, völlig umgewandelt was das Aeußere anbelangt. Sein häßlicher Bart war verschwunden, sein Haar schön geordnet, seine Kleidung machte ihn zu einem anständigen Menschen und auch sein Gesicht hatte viel von dem gestrigen Braun verloren; eine dunkele Färbung, die Wirkung heißer Sonnenstrahlen, behielt es freilich immer noch. Während dem Frühstücke begann er nun seine Lebensgeschichte zu erzählen:

„Man mag mir nachsagen was man will,“ sprach er mit Lachen, „das muß man mir wenigstens lassen, daß ich viel Erfahrung habe. Ich kann dich versichern Alter, daß ich Etwas durchgemacht habe. Ich denke, du wirst

von dem Studenten, den ich bald nach unserer Trennung zu dir schickte, wohl vernommen haben, daß ich den Feldzug gegen die Franzosen mitmachte; ich hoffe wenigstens, daß er meinen Auftrag ausgerichtet habe."

„Das hat er;" sprach der Pfarrer; „aber das war auch das Letzte, was ich von dir hörte."

„Das glaub' ich wohl; höre nur, wie es ging. Als ich mit dem verbündeten Heere siegreich in Paris eingezogen war, gefiel es mir dort so gut, daß ich beschloß, nach erhaltenem Abschiede daselbst längere Zeit zu bleiben. Ich gedachte zuvor noch einmal nach Deutschland zurückzukehren, meine Eltern und Freunde wiederzusehen und, mit Geldmitteln ausgerüstet, von den nun zu hoffenden Friedensjahren einige in der Hauptstadt der Welt zuzubringen. Als ich mich auf der Rückreise befand, lernte ich einen reichen englischen Lord kennen, der eben einen Erzieher für seine beiden Knaben suchte und der mich, weil ich ihm zu gefallen schien, fragte, ob ich vielleicht seinen Antrag annehmen würde. Er bot ein sehr großes Gehalt und machte mir den Vorschlag, mit ihm auf seinem Landsitze ganz in der Nähe von London zu leben. „Auch gut," dachte ich und nahm die Sache mit Freuden an. Wir reisten sogleich ab. Bei dem Lord hätte mir es recht gut gefallen können; denn was man sich zu einem angenehmen Leben nur wünschen mag, war hier vereinigt, und die Familie selbst ist eine der liebenswürdigsten, die ich je kennen lernte. Mir war es da aber nur zu bequem; an ein lebhaftes Treiben gewöhnt, wurde mir der Aufenthalt auf dem Lande zum Sterben langweilig. Eines Tages theilte ich dem Lord meine Empfindungen mit, und sogleich war er bereit, in die Stadt zu ziehen. Wir zogen nach London, und das rege Gewimmel und Getümmel dieser großen Stadt sagte meinem Sinne schon ganz gut zu; nur meine gebundene Stellung war mir noch zuwider, und dies konnte ich freilich nur dann ändern, wann ich den Lord verließ. Wohin aber alsdann so ganz allein in der ungeheuern Stadt, in welcher ich wildfremd war? Ich unterdrückte dieses Mißbehagen so gut als möglich, konnte darüber jedoch nicht

so weit Herr werden, daß es der Lord nicht gemerkt hätte. Er fragte mich daher eines Tages, was mir fehle, und da ich ihm doch nicht gern gestehen wollte, daß ich mich in meiner Stellung bei ihm nicht frei genug bewegen könne, gab ich vor: das Heimweh plage mich. Er wandte Alles an, um mich zu trösten, versprach mir: den nächsten Sommer, wenn der Krieg gegen Frankreich nicht von Neuem losbreche, mit seiner Familie eine Reise nach Deutschland zu machen, auf welcher ich ihn natürlich begleiten würde und Gelegenheit finden sollte, die Meinigen wieder zu sehen; — das machte aber weiter keinen wohlthätigen Eindruck auf mich. Das Reisen wäre mir schon recht gewesen; jedoch die Begleiterschaft behagte mir nicht. „Sind Sie etwa in Besorgniß wegen Ihrer Zukunft?“ fuhr der gütige Lord fort; „o darüber seien Sie außer Sorgen! Wann Sie in einigen Jahren die Erziehung meiner Söhne vollendet haben werden, setze ich Sie zum lebenslänglichen Verwalter meiner Güter ein, was Ihnen bei den vielen Bedienten und Gehülfen gewiß nicht schwer und lästig werden wird. Ist Ihnen dieses angenehm?“ Ich zuckte lächelnd die Achseln, dankte für das freundliche Anerbieten und wünschte mich dabei ins Pfefferland.“

„Wie? Du nahmst einen so vortheilhaften Antrag nicht an?“ fiel hier der Pfarrer seinem Freunde verwundert in die Rede.

„Gott bewahre!“ versetzte Ignaz trocken, „nicht für eine Million hätte ich mich dazu verstanden, ein feiner, gesetzter, wohlhäbiger Philister zu werden. Pfui, über das Leben bei der Theekanne und im gepolsterten Lehnsessel! Mein Geist dürstete nach genialen Unternehmungen, und zu solchen zu gelangen, bot ich Alles auf. Nachdem der Lord eingesehen hatte, daß mein vermeintliches „Heimweh“ nur durch die Rückkehr nach Deutschland zu heilen wäre, willigte er ein, mich zu entlassen und einen andern Hauslehrer anzunehmen. Der Abschied von meinen lieben Zöglingen Edward und John, so wie überhaupt von der ganzen Familie, that mir sehr weh und kostete mich viele Thränen; jedoch ich dachte, es werde nun, wenn ich handeln könne, wie

ich wolle, besser gehen. Der Lord gab mir beim Abschiede weit mehr, als mein Gehalt eigentlich betrug und sagte: „Es thut mir leid, Sie zu verlieren, da Sie sich so freundschaftlich meiner Söhne angenommen haben; da es aber nicht anders sein kann, will ich Ihnen die Rückreise nach Deutschland gerne so angenehm als möglich machen. Nehmen Sie darum diese Kleinigkeit (es waren fünfzig Pfund Sterling oder 600 Gulden) noch hinzu, und gedenken Sie unserer in Ihrer fernen Heimath." Die Mutter meiner Zöglinge, eine gar freundliche, gutherzige Frau, schenkte mir noch eine goldene Uhr zum Andenken, und so verließ ich, reich beschenkt, diese brave englische Familie."

„Das Erste was ich that, war, daß ich, anstatt nach Deutschland zurückzureisen, wie ich vorgegeben hatte, mir in der Stadt eine Wohnung miethete und von da aus zahlreiche Ausflüge, zu Wagen und zu Fuß, in die Umgegend von London machte. Ich besichtigte Alles, was nur immer merkwürdig war, und wo es eine Freude, eine Lustbarkeit zu haschen und zu naschen gab, machte ich sie mit; ein solches Treiben gefiel mir. Es hätte mir auch noch lange so gefallen, wenn nicht in erstaunlich kurzer Zeit meine Kasse ganz bedeutend zusammengeschmolzen wäre. Was machen? Ich schrieb nach Hause um Geld; keine Antwort. Ich schrieb zum zweiten und zum dritten Male, erhielt aber niemals Antwort. Meine Briefe scheinen nicht angekommen zu sein."

„So ist es auch wirklich," sprach Franz. „Ich habe mich bei deinen nun verstorbenen Eltern öfters nach dir erkundigt, aber nie ein Wörtchen über dich erfahren können, da du ihnen, wie sie sagten, nie geschrieben hättest. Sie hegten zuletzt, gleich mir, die Vermuthung, daß du im Feldzuge geblieben wärest."

„Da ich also das bisherige Freiherrnleben nicht fortsetzen konnte, vielmehr einer gänzlichen Verarmung entgegensah, was überall, besonders aber in London etwas Schreckliches ist, mußte ich an einen neuen Geniestreich denken. Nun rathe, was ich that!"

„Ja, das wird schwer zu rathen sein!"

„Das meine ich auch. Höre nur: ich wußte nichts Genialeres anzustellen, als mich auf das Schiff eines Ostindienfahrers zu begeben und Matrosendienste zu nehmen. „„Wenn du auch harten, braunen Schiffszwieback beißen und Schnaps dazu trinken mußt und zu mancherlei harten Arbeiten angehalten wirst, so hast du doch wenigstens das Vergnügen, fremde Zonen zu sehen, und giltst hernach etwas mehr als Derjenige, der seiner Lebtag nicht aus seinen vier Pfählen gekommen ist,"" dachte ich."

„Ei, was du da sagst!" rief der Pfarrer mit Erstaunen aus. „Also Matrose bist du gewesen und hast große Seereisen gemacht?"

„Ja wohl, und zwar blieb ich sechs Jahre lang in denselben Diensten. Von Indien habe ich indessen nur wenig gesehen; die Stadt Calcutta, wo wir jedesmal nach dem Ankern drei bis vier Wochen blieben, kenne ich wohl genau; weiter aber bin ich nicht landeinwärts gekommen. Ueber die Eigenthümlichkeit des Seelebens, über ausgestandene Mühseligkeiten und Abenteuer hätte ich dir wohl Manches zu erzählen; ich will es aber aufsparen bis zu einer andern Zeit und jetzt dir nur einen allgemeinen Ueberblick meiner Lebensereignisse geben. Nach Ablauf der sechs Dienstjahre auf dem Ostindienfahrer wünschte ich Amerika zu sehen und nahm in London bei einem vornehmen Franzosen, Namens Marchand, die Stelle eines Bedienten an. „„Es ist ja gleich, — dachte ich, — welche Rolle Einer auf der Welt spielt; wenn er nur redlich durchzukommen sucht."" Herr Marchand nahm mich um so lieber an, da ich außer der deutschen Sprache auch das Englische und Französische geläufig redete; des Englischen war er nicht besonders mächtig. Das Schiff segelte bald von London ab, und nach einer Fahrt von sechs Wochen und einigen Tagen waren wir in New-York. Hier hielten wir uns jedoch nicht lange auf, sondern reisten nach New-Orleans im Staate Louisiana, wo Herr Marchand sich Plantagen kaufte, auf denen er Reis, Zucker, Baumwolle u. s. w. pflanzte. Ich hatte es sehr gut bei ihm, da ich ihm in der That wichtige

Dienste leisten konnte, und ich kann wohl sagen, daß ich bei ihm mehr die Stelle eines Oberaufsehers oder Verwalters, als eines Bedienten hatte. Im Ganzen blieb ich fast sieben Jahre bei ihm; ein heftiger Streit aber, der sich nicht nach meinem Wunsche ausgleichen ließ, bestimmte mich, ihn zu verlassen."

„Da zwang mich die Noth, bei einem Menageriebesitzer mein Unterkommen zu suchen, und ich zog bald als Dolmetscher, bald als Marktschreier, bald als Bärenführer mit dieser aus etwa neun Personen bestehenden Gesellschaft zwei Jahre lang umher. Länger hielt ichs nicht bei ihnen aus; ich sehnte mich endlich nach Hause zurück und bettelte mich auch glücklich durch bis nach New-York. Als ich aber hier das Meer wieder sah, erwachte in mir die Seemannslust auf's Neue so stark, daß ich augenblicklich Dienste bei einem Brasilienfahrer annahm. Meine Dienstzeit dauerte acht Jahre; es war eine mühevolle, sturmbewegte, aber auch schöne Zeit. Ich erinnere mich derselben immer mit vielem Vergnügen. Der Mensch, inmitten des gesellschaftlichen Lebens, wie es in Europa angetroffen wird, ist doch ein erbärmlicher Sclave eitler Höflichkeitsformeln und nichtssagender Bedürfnisse. Anders der Seemann; ist er des Gehorsams auch nicht entbunden, so führt er doch ein weit freieres, großartigeres Leben."

„Warum schriebst du denn gar nicht einmal nach Hause oder an mich?" unterbrach ihn der Pfarrer. „Du hattest ja ausdrücklich noch beim Abschiede mit mir ausgemacht, daß ein Briefwechsel zwischen uns stattfinden sollte. Aber wahrscheinlich gedachtest du der Heimath nicht mehr!"

„O, sage das nicht, Franz," fuhr Ignaz fort. „Ich dachte an dich und die Meinigen sehr viel. Aber was hätte ich euch denn melden sollen? Daß ichs bis zum Matrosen, bis zum Bedienten und gar noch bis zum Bärenführer gebracht habe? Das wäre nach eueren Begriffen lächerlich gewesen, und am Ende wäre es euch gar eingefallen, mich aus meiner selbstgewählten, freien Lebensweise herauszulocken in eure complimentirerischen, abgemessenen Zirkel. Nein, dafür bedankte ich mich. Ich habe sehr oft an euch alle gedacht

und aufrichtigen Herzens euch alles Wohlergehen gewünscht; allein zum Zurückkehren hatte ich keine Lust, noch weniger war ich zum Schreiben aufgelegt. — Es gelüstete mich hierauf, auch einmal die europäischen Küsten kennen zu lernen, und so nahm ich denn für sechs Jahre auf einem holländischen Schiffe Dienst. Wir fuhren mit unsern Ladungen bald nach Schweden, bald nach Griechenland, bald nach Italien, und überall gefiel es mir. Seit einem Jahre habe ich, der Abwechslung wegen, eine englische Familie als Kutscher durch Spanien, Frankreich und Italien begleitet, und als wir vor etwa sechs Wochen nach Deutschland kamen, nahm ich meinen Abschied, um doch endlich einmal die Heimath und ihre Bewohner wieder zu sehen. Ich vertauschte die Kutscher-Livrée gegen den Anzug eines Tagelöhners und bin so hierher gereist. Daß du, wenn du noch am Leben wärest, in der Zeit längst müßtest Pfarrer geworden sein, konnte ich mir wohl denken und erfuhr denn auch bald deinen Wohnort. Nach dem, was du jetzt weißt, wirst du es wohl entschuldigen, daß ich erst spät Abends bei dir einsprach; meine Ankunft erregte so gewiß am wenigsten Aufsehen."

„Was du nicht Alles durchgemacht hast!" sagte darauf der Geistliche, indem er die Hände zusammenschlug.

„Nicht wahr?" entgegnete Ignaz lachend, „das kommt in der Welt nicht leicht vor, daß Einer so viel durchgemacht hat, als ich? Erst Soldat, dann Hofmeister, dann Matrose, dann Bedienter, dann Bärenführer, dann wieder Matrose und zuletzt Kutscher — das mache mir einmal Jemand nach!" —

„Lieber Freund, ich glaube nicht, daß dir es Einer nachthut, und zwar darum nicht, weil es kein beneidenswerthes Loos ist, in der Welt umherzuflattern wie ein Blatt, das vom Baume abgerissen ist. Sag doch einmal selbst: ist es nicht eine ganz andere Sache, einem Berufe zu leben und einem bestimmten Kreise möglichst nützlich zu werden, als so unstät zu sein? Bedenke nur auch, daß du alt wirst! Was soll denn nachher aus dir werden?"

Ignaz schwieg ein Weilchen stille und schien nachzudenken; dann sagte er seufzend: „Du hast wahrhaftig recht, namentlich was das Alter anbelangt. Meine Haare fangen an grau zu werden, und ich habe noch immer keine feste Stellung in der Welt, oder einen Platz, an dem es mir heimisch werden könnte. Es ist wahr! ich muß endlich etwas Bestimmtes ergreifen. Willst du mir dazu behülflich sein?"

„Mit dem größten Vergnügen! Es soll mich herzlich freuen, wenn ich dich aus deinem Elende, in welches du dich durch falschverstandene Genialität gestürzt hast, herausreißen und dich zu einem ordentlichen, ruhigen Menschen machen kann. Ich muß dir gestehen, daß mich deine Lebensgeschichte mit vieler Wehmuth erfüllt hat. Was hätte ein Mann, der, wie du, mit so herrlichen Talenten und Fähigkeiten begabt war, nicht leisten können, wenn er, anstatt seinen launigen Schwindeleien zu folgen, ein planmäßiges Leben geführt hätte! Nun sehe ich, daß jene bangen Ahnungen bei unserm Scheiden, die mir warnende Worte für dich abnöthigten, nicht übertriebene Aengstigungen waren."

„Ja, ja! ich erinnere mich noch . . . !"

„Zu spät, lieber Ignaz! du hättest dich zu rechter Zeit meiner herzlich gemeinten Worte erinnern sollen und du würdest dir unsägliches Ungemach erspart haben. Aber verzage nicht; noch ist dein Leben kein völlig zerrissenes, noch kann es kräftige Wurzeln schlagen; und Blüthen, welche der Spätsommer bringt, können, wenn Gott einen milden Herbst folgen läßt, dennoch gedeihliche Früchte tragen. Wozu hättest du denn am meisten Lust? Zu einer Berufsart, welche eine sitzende Lebensweise erfordert oder zu einer, welche dir viel körperliche Bewegung verschafft?"

„Mir ist Alles recht," sprach Ignaz lächelnd. „Ich nehme dankbar an, was du mir bieten wirst. Sollte es vielleicht auch nicht ganz nach meinem Sinne sein, so werde ich meine Abneigung wohl überwinden lernen."

Der Pfarrer besprach sich sogleich mit einem Notar des Städtchens, welcher immer sehr viel zu thun hatte und erhielt von ihm die erfreuliche Zusage, daß er den Fremden vollauf beschäftigen und ihm genug zu verdienen geben wolle, sofern er Fleiß und Ausdauer zeige. Mit dieser Nachricht eilte Franz sogleich zu seinem Freunde und hatte das Vergnügen, ihn durch die Eröffnung dieser guten Aussicht in eine sehr frohe Stimmung zu versetzen. Ignaz ließ sich alsbald bei dem Notar einführen und begann seine Arbeiten. Es ging Alles recht gut; was ihm aufgetragen ward, führte er pünktlich und fleißig aus und erwarb sich bald die volle Zufriedenheit seines Principals. Nur Eins hätte der Notar an seinem neuen Gehülfen auszusetzen gehabt, nämlich: daß er beinahe jeden Morgen, wann er in die Schreibstube trat, stark nach Branntwein roch. Da er sich aber im Uebrigen ganz ordentlich zeigte, so nahm er es in dieser Beziehung nicht so genau und dachte: „In dem steckt halt noch immer ein wenig der alte Matrose und Kutscher; wenn er einmal etwas mehr an eine edlere Lebensweise gewöhnt sein wird, so wird er es schon von selbst unterlassen.“ Hatte Ignaz Feierabend, so besuchte er regelmäßig den Pfarrer, welchem er Vieles aus seinem abenteuerlichen, sturmbewegten Leben erzählte. Das ging Alles ganz vortrefflich vier Wochen lang.

An einem kalten, sonst aber schönen Decembermorgen erschien Ignaz nicht auf der Schreibstube des Notars. Dieser dachte: „er wird sich einmal verschlafen haben und wird schon noch kommen; aber der Gehülfe kam nicht. Da schickte der Notar in dessen Wohnung, um sich zu erkundigen, ob er etwa unwohl geworden sei; — Ignaz war verschwunden. Alle Erkundigungen, wohin er etwa gegangen sein könne, waren vergebens; es hatte ihn Niemand ausgehen sehen. Ob er vielleicht bei einem Spaziergange zur Nachtzeit irgendwo gestürzt sei und nun hülflos daliege; oder ob er gar sich in einem Anfalle von Schwermuth das Leben genommen habe; — das waren die düstern Vermuthungen, denen man sich jetzt, obwohl mit Widerstreben, hingab. Man denke sich vor Allem den Kummer des guten Pfarrers!

Hierauf schöpfte man einigen Verdacht: Ignaz habe vielleicht Etwas entwendet, um sich die Mittel zu einem neuen abenteuerlichen Leben zu verschaffen oder habe sich wegen Schulden entfernt; — allein die deßhalb angestellten Untersuchungen ergaben nicht das Mindeste, das diesen schwarzen Argwohn hätte unterstützen können. So vergingen vierzehn Tage der peinlichsten Ungewißheit; da erhielt der Pfarrer aus Rotterdam einen Brief. Es war Ignazens Hand; ja, ja, es waren seine Züge. Der Brief lautete: „Zürne mir nicht, daß ich nächtlicher Weile wie ein Dieb das Städtchen verlassen und mich abermals in die weite Welt begeben habe. Ich konnte es nicht länger aushalten; dieses langweilige Philisterleben ist mir unausstehlich. Darum habe ich die mit Actenstaub erfüllte, schwüle Amtsstubenluft mit der Leib und Seele erfrischenden Seeluft vertauscht. Wann dieser Brief in deine Hände kommt, schwebe ich schon auf dem hohen Meere und trotze als ein kräftiger Matrose dem Drange der Wogen und der Winde. Gott sei Dank, daß ich dem gezwungenen Treiben der civilisirten Welt glücklich entronnen bin und nun wieder frei dem Zuge meines kecken Geistes folgen kann! Was sollte ich auch in der Heimath thun? An Leib und Seele zusammenschrumpfen? Gott bewahre mich; dazu verstehe ich mich nicht. Ich habe mir, dir zu lieb, genug Mühe gegeben, mich zu überwinden; es ging aber nicht. Grüße meine Geschwister herzlich und sage ihnen, sie sollen sich wegen der Vermögensherausgabe nur keinen Kummer machen. Ich verzichte darauf, ich kehre nicht wieder! Entschuldige mich bei dem Notar so gut als möglich; Gott lasse es ihm wohlgehen und vergelte ihm alles Gute, das er mir erwiesen hat. Dir aber, lieber Franz, sage ich meinen herzlichsten Dank für deine treue Freundschaft! Ich weiß: du meintest es gut mit mir; aber von dem wilden Drange eines genialen Lebens hast du keine Ahnung. Gedenke meiner ferner so liebevoll, wie du es bisher gethan hast und wenn du in Jahresfrist keine Kunde von mir erhältst, so denke, daß ich in der Tiefe des Meeres das großartigste aller Gräber gefunden habe. Lebe wohl! Dein dich stets treuliebender Ignaz."

Mit aufrichtigem, innigem Mitleiden legte der gute Pfarrer den Brief seines Jugendfreundes bei Seite und sprach zu dem Notar, den er zum Zwecke der Mittheilung des so eben Gelesenen zu sich hatte einladen lassen: „Da haben wir einen recht traurigen Beweis, wie der Leichtsinn, der sich in seiner eigenen Verblendung für Genialität hält, manchmal die begabtesten Naturen in das Elend stürzt und für höhere Lebensaufgaben völlig untauglich macht. Ignaz besaß treffliche Gaben des Geistes und des Herzens, und hätte bei Fleiß und Ausdauer Ausgezeichnetes leisten können; aber der Leichtsinn hat ihn in seine tyrannische Gewalt bekommen, so daß er nun, anstatt zum Segen seiner Mitmenschen zu wirken, ein verfehltes und zerrissenes Leben durch die Welt trägt."

28.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die beiden ersten Sylben.

Vom Himmel kommen wir hernieder,
Vom Urquell aller Seligkeit,
Und bringen dir den Frieden wieder,
Den du verloren lange Zeit.
Denn seit am hohen Kreuzesstamm
Geblutet hat das Opferlamm,
Hat uns're Macht viel große Sünder
Verwandelt schon in Gotteskinder.
Im Fürstenmund sind wir nur Wahn,
Der selten dir viel nützen kann.

Die letzte Sylbe.

Sie geht hervor aus Künstlers Hand; —
Obgleich sie hat kein Leben,
So weiß er doch geschickt, gewandt
Anmuth und Ausdruck ihr zu geben.

Das Ganze.

Gewiß hast du mich schon gesehen
In Thälern und auf Bergeshöhen,
Denn viele Orte zählt die Welt,
Wohin man mich hat aufgestellt;
Es wallt zu mir der Pilger Schaar
Und bringet fromme Gaben dar.

29.

Denkspruch.

Wenn dir im Leben Etwas nicht recht nach Wunsch gehen will, so suche den Grund davon zuerst in dir selber.

30.

Wohlfeile Heilung.

Der Gastwirth vom schwarzen Bären in B. hatte es durch reichliches Essen und Trinken endlich so weit gebracht, daß er eher einem ansehnlichen Bierfasse, als einem menschlichen Wesen glich. Was aber das Schlimmste bei der Sache war, das war das heftige Reißen und Stechen, welches er von Zeit zu Zeit in

allen Gliedern fühlte. Mißmuthig blieb er den ganzen Tag zu Hause, gab sich auch nicht die mindeste Bewegung und meinte: seine Schmerzen sollten wohl von selbst schon vergehen. Da diese aber nicht von selber von ihm wichen, sondern vielmehr nur zuzunehmen schienen, klagte er seine Noth eines Abends dem Doctor, seinem Freunde.

Dieser sagte: „Ich weiß recht gut, was dir fehlt und könnte dir auch ohne alle Arzneimittel helfen; aber ich weiß schon zum Voraus, daß du meinem Rathe nicht folgen wirst.“ Der Gastwirth versicherte jedoch hoch und theuer, daß er Alles bis aufs Pünktchen genau befolgen werde, was er ihm anrathe und bat ihn, jetzt zu sagen, was er thun solle. „Mein Rath,“ sprach der Arzt, „ist ganz einfach der: daß du mäßiger lebst und namentlich keinen Wein mehr trinkst. Trinke dagegen täglich mehrere Gläser Bergunter oder Lauterbacher, den unser Herrgott aus dem Brunnen fließen läßt und mache dir hintendrein so viel Bewegung als nur möglich!“

„Ha, ha, ha!“ lachte der Bärenwirth; „das habe ich mir doch gedacht, daß ein Weinverbot erfolgen werde; denn damit sind die Herrn Aerzte gleich bei der Hand. Nein, lieber Doctor; vom Weintrinken kommt mein Uebel nicht her, das kann ich dich versichern.“

„Nun gut,“ gab ihm der Arzt zur Antwort: „So trink du dein Weinchen und behalte dein Peinchen.“ Damit war für diesmal die Unterredung beendigt. Der Gastwirth trank nach wie vor seinen guten Wein und behielt richtig sein Zwicken und Reißen in den Gliedern; — ja, es wurde sogar noch ärger. Dabei machte er sich auch gar keine Bewegung, sondern saß den ganzen Tag wie angewurzelt auf einem Flecke, blies behaglich den Athem von sich und trommelte vor lauter langer Weile mit den Fingern auf dem Tische. Endlich entschloß er sich doch einmal, den Rath des Arztes zu befolgen, um zu sehen, wie es ihm bekäme. Er enthielt sich also eines Tages wirklich vom Morgen an bis in den Nachmittag hinein des Weintrinkens und trank dafür mehrere Gläser Wasser. Darauf fühlte er sich ganz schwach und seufzte: „Ach, du liebe Zeit! Wenn ich

ich das ganze Jahr durch nur Wasser trinken soll, so wird mein Bischen Kraft noch vollends weggeschwemmt und das verdammte Reißen und Stechen behalte ich doch. Wart' nur, Doctor! Du hast mir einen Schabernack spielen wollen; ich will dir aber dran denken. Doch, ich will mir nun auch noch eine Bewegung machen, damit er wenigstens nicht sagen kann, ich hätte seiner Anordnung nicht Folge geleistet." Bei diesen Worten erhob sich der dicke Bärenwirth und wackelte langsam zu dem Marktflecken hinaus nach der heil. Kreuzkapelle, die höchstens eine Viertelstunde vom Orte entfernt ist und auf einer mäßigen Anhöhe thront. Die Leute rissen die Augen weit auf, als sie ihn daher kommen sahen, und einige sagten zu einander mit Lachen: „Es müssen uns wichtige Dinge bevorstehen, denn es geschieht so eben ein Wunder: der dicke Bärenwirth geht spazieren." Dieser setzte jedoch seine mühevolle Reise nach der Kapelle fort und erreichte sie denn endlich auch nach unsäglicher Anstrengung und unter furchtbarem Schwitzen.

Als er droben stand und sich keuchend den Schweiß abtrocknete, sagte er halblaut vor sich selbst hin: „du hast mich zum letzten Male zum Narren gehabt, Doctorchen; kriegst mich nicht mehr! ... Nä ... nä ... kriegst mich ganz gewiß nicht mehr!" Darauf trat er den Rückweg an und war gegen Abend wieder zu Haus. Kaum im Gastzimmer angelangt, rief er schon dem Kellner zu: „Johann, bringen Sie mir geschwind eine Flasche Wein von meinem Gewohnten! Potz Hagel, was bin ich so müd und so kraftlos! Das hat man vom Wassertrinken und Spazierengehen." Der Wein wurde ihm alsbald vorgesetzt und nun fuhr er fort: „So ist's recht; das laß' ich mir gefallen. Nach einer so langen Ueberwindung und so schrecklichen Anstrengung wird er mir doppelt gut schmecken!"

Jetzt wurde wieder die alte Lebensweise fortgesetzt, und mit den Gliederschmerzen blieb es auch beim Alten. Als nach ein paar Tagen der Doctor zu dem Bärenwirth in die Gaststube trat, hatte dieser nichts Besseres zu thun, als zu jammern und zu klagen über neue Schmerzen, die seit der Befolgung

der ärztlichen Lebensregel nur ärger geworden wären. „Nun gut,“ sagte der Doctor lächelnd:

„Trink du dein Weinchen
Und behalte dein Peinchen!“

Weiter war aus dem Doctor nichts herauszubringen. Nach Verlauf von vier Wochen hatte aber der Bärenwirth so heftiges Reißen und Stechen auszustehen, daß er sich zu Bette legen und allen Ernstes den Doctor rufen lassen mußte. Dieser verordnete ihm Hollunderthee, damit er tüchtig schwitze, und beharrte im Uebrigen auf seiner frühern Vorschrift. „Ach Gott!“ sagte der Wirth seufzend zu dem Arzte: „Du gehst entsetzlich mit mir um; wegen dir gehe ich noch zu Grund!“ Darüber lachte aber Jener nur und antwortete: „In Zeit von sechs Wochen sollst du ganz anders sprechen, wenn du meinem Rathe folgst; und nun will ich einmal selber zu dieser Kur dich anleiten. Gib Acht, ob du nicht sehr froh sein wirst, dich meiner Vorschrift unterzogen zu haben.“ Sobald der Kranke das Bett wieder verlassen hatte, nahm ihn der Doctor täglich mit hinaus ins Freie. Bald ging es dahin, bald dorthin, bald eine halbe Stunde weit, bald drei Viertelstunden weit und vom Weintrinken war dabei nicht die Rede; auch nicht ein Tröpfchen durfte der Bärenwirth trinken. Wo aber ein frischer Brunnen sprudelte, da zog der Doctor ein Glas aus der Tasche und sagte zu seinem Kranken: „Trink, Freundchen, was du trinken magst; unser Herrgott hat noch mehr im Keller!“

Man kann sich denken, wie sehr sich der Bärenwirth in den ersten acht Tagen von dieser Heilmethode erschöpft fühlte; er war derselben manchmal so überdrüßig, daß er meinte, er könne es nimmer lange aushalten. Aber die frische Luft, das herrliche, gesunde Wasser und die rüstige Bewegung wirkten allmählig ganz wunderbar auf ihn. Das Gliederreißen ließ nach und nahm endlich ganz und gar von ihm Abschied. Auch verlor er einen guten Theil seines Fettes und fühlte sich in Folge dessen behaglich und guten Muthes. Ehe die sechs Wochen verstrichen waren, hatte der Bärenwirth

eine Kraft, daß er eine bis anderthalb Stunden weit gehen konnte, ohne sonderlich über Erschöpfung zu klagen; das Weintrinken gewöhnte er sich ab, und wer ihn jetzt sieht, findet in ihm zwar immer noch einen beleibten, jedoch nicht unbeholfenen und schwächlichen Mann. Es macht ihm nun selbst Spaß: täglich recht viel umher zu gehen und er ergreift jede Gelegenheit, um die seiner Gesundheit so zuträglichen Vorschriften des Doctors zu üben. Der Bärenwirth selbst hat mir diese Geschichte erzählt und mit fröhlichem Lachen das Sprüchlein des Doctors wiederholt:

„Trink du dein Weinchen
Und behalte dein Peinchen!"

31.

Ein Pfiffikus.

Ein guter, ehrlicher Handlungsdiener aus Schwaben besorgte eines Morgens im Laden seine Geschäfte. Da tritt ein Handelsmann, den er nicht kennt, zu ihm heran und fragt nach dem Herrn Principal. Der Handlungsdiener — Schmidt will ich ihn nennen — sagt ihm, daß Jener verreist sei und bittet ihn, falls er Etwas an ihn zu besorgen habe, es ihm nur mitzutheilen. „Gut," sagt der Fremde; „das will ich thun. Ich habe Ihnen etwas im Vertrauen, unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu eröffnen, das Ihren Herrn Principal wohl interessiren dürfte. Der Krämer so und so, wohnhaft da und da, ist auf dem Puncte Bankerott zu machen, wie ich höre; wenn nun Ihr Herr Principal eine Forderung an ihn zu machen hätte, so wäre es gut, wenn er sich bei Zeiten sicher stellte. Aber sagen Sie sonst Niemand Etwas davon; beobachten Sie das tiefste Schweigen. Ich möchte, falls die Sache sich anders verhielte, nicht dastehen als Einer, der dem armen Krämer habe schaden wollen. Verstehen Sie mich?" — Ganz wohl!" versetzt Schmidt, „ich werde das

Geheimniß mit der größten Gewissenhaftigkeit bewahren. Verlassen Sie sich drauf!" Damit empfiehlt sich der fremde Handelsmann. Einige Zeit darnach machte der erwähnte Krämer wirklich Bankerott und Herrn Schmidt's Principal verlor an ihm 300 Gulden. Der Verlust war beinahe schon verschmerzt, als der fremde Handelsmann einmal wieder kam und gegen seinen Geschäftsfreund sein Befremden darüber äußerte, daß er sich nicht sicher gestellt habe, ungeachtet er ihn habe warnen lassen. „Ich weiß von nichts," versetzt der Principal. „Mir hat Niemand Etwas gesagt." — „Doch, doch" antwortet darauf der Fremde, „ich habe ja die Sache Ihrem Handlungsdiener Herrn Schmidt mitgetheilt!" Dieser ward sogleich herbeigerufen und erklärte, als er über den Sachverhalt befragt wurde: „Dieser Herr da hat mir allerdings den bevorstehenden Bankerott des Krämers mitgetheilt, aber nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und da habe ich halt gedacht, ich wolle es Niemand sagen; das sei das Gescheidteste!" Das Gelächter der beiden Herren über diese pfiffige Handlungsweise war kein sanftes; hintenher hätte ich aber doch die Vorwürfe nicht hören mögen, die Herr Schmidt deßhalb einstecken mußte.

32.

Gottes Finger.

Es ist traurig, zu sehen, wie leichtsinnig heutzutage viele Menschen mit dem Eide umgehen. Die Gewissenlosigkeit mancher Leute ist so groß, daß sie die Anrufung des heiligen, allmächtigen Gottes als eine bloße Förmlichkeit oder gar als eine Spielerei ansehen und sich daher nicht entblöden, um der schändlichsten, ungerechtesten Dinge willen einen falschen Eid zu schwören. Bisweilen wird aber das Gewissen solcher Sünder auf eine sonderbare Weise geweckt.

Ein Mann war wegen einer Geldsache, die zwischen ihm und einem Andern einen heftigen Streit veranlaßt hatte, vor Gericht geladen worden. Dreist und keck, wie Einer, der sich seines guten Rechtes bewußt ist, erschien er vor den Richtern und erhob eben seine Hand, um durch einen frevelhaften Eid seine schlechte Sache zu sichern, als sich plötzlich an der Decke des Zimmers eine ansehnliche Menge Kalk ablös'te und mit Geprassel vor seinen Füßen niederfiel. Der Uebelthäter erblaßte, stockte in der bereits begonnenen Eidesformel, ließ die Hand sinken und sprach bebend zu den Richtern: „Meine Herren, das ist Gottes Finger, der mich warnen will vor einem schweren Verbrechen. Ich bin schuldig; verfahret mit mir nach den Gesetzen." Alle waren erstaunt und bestürzt über eine sonst an sich geringfügige Begebenheit, welche aber die Wahrheit plötzlich zu Tage gebracht hatte.

33.

Die Negerfamilie.

Ein Lebensbild aus Nordamerika.

In dem noch ungedruckten Tagebuche eines deutschen Ansiedlers in Nordamerika befindet sich folgende Erzählung:

Eines Tages hatte ich mich auf der Jagd nach Hochwild ziemlich weit von meiner Niederlassung (zu Newport, im Staate Cincinnati) entfernt. Nachdem ich einige Zeit vergeblich im Walde umhergestreift war, gelangte ich zu einer kleinen felsigen Anhöhe, auf welcher nur wenige Bäume und Gesträuche wuchsen. Ich erstieg dieselbe, um zu sehen, welche Aussicht sich hier etwa darbieten möchte und hatte vor mir eine weite, mit hohem Gras bedeckte Ebene, welche ringsum von dunklen Waldungen eingeschlossen war. Weit unten in der Ferne, wo ein schmaler Waldstreifen, einer Landzunge ähnlich, in das grüne Grasmeer hineinragte, stieg eine Dampfsäule auf, die

Wohnung eines Pflanzers oder das Feuer irgend eines einsam umherirrenden Indianers andeutend. Da ich Hunger verspürte und keine Lebensmittel mehr im Waidsack hatte, wäre ich gerne auf jenen Rauch zugegangen; allein der Gedanke: daß ich dort vielleicht auf einen rothhäutigen Krieger stoßen könnte, hielt mich davon ab. So stand ich noch ein Weilchen, unschlüssig, was ich thun sollte, und betrachtete mit Muße die großartige und erhabene Wildniß, die mich hier umgab. In Erwägung jedoch, daß die Nacht bald hereinbrechen würde und ich genöthigt wäre, mir im Walde eine etwas unbequeme und unsichere Lagerstätte zu suchen, überwand ich meine vorige Bedenklichkeit und schritt vorsichtig am Saume des Hochwaldes hin, auf das Feuer zu.

Als ich ungefähr eine englische Meile zurückgelegt hatte, stand ich nicht gar ferne von einer mit Bambusrohr gedeckten, ärmlichen Lehmhütte, wie sie die Neger zu bauen pflegen. Ich glaubte mich unbemerkt derselben nähern zu können; allein als ich noch ein paar Schritte vorwärts gethan hatte, trat ein hochgewachsener, stämmiger Neger mit einem derben Knittel auf mich zu und rief mich in englischer Sprache an: „What will you? 1)“

„Hospitality! 2)“ antwortete ich ihm; darauf kam er heran und lud mich freundlich ein, in seine Hütte zu treten und mit dem, was er mir bieten könne, fürlieb zu nehmen. Ich nahm es ohne Argwohn an und hatte in der Folge auch nicht Ursache, es zu bereuen; denn ich fand da, außer einer angenehmen Bewirthung, eine sehr genußvolle Abendunterhaltung. Bald nachdem wir auf den am Boden ausgebreiteten Binsenmatten Platz genommen hatten, trat auch die Frau meines Wirthes, ein starke Negerin, mit einer Last Holz auf dem Kopfe, in die Hütte und hinter ihr drein folgte, ebenfalls mit Holz bepackt, ein kleiner Negerknabe von etwa sieben Jahren. Beide legten ihre Bürde sogleich ab und machten in einer gemauerten kreis-

---

1) Was wollen Sie? — 2) Gastfreundschaft.

förmigen Vertiefung, welche den Herd vorstellte, Feuer an, während der Neger aus einem großen Binsenkorbe Reis, Kartoffeln und erlegte Vögel hervorholte, um davon ein Nachtessen bereiten zu lassen. Der Neger war, wie schon gesagt, ein hochgewachsener Mann, von riesigem Knochenbau und kräftigen Muskeln; sein krauses Wollenhaar hatte an einigen Stellen bereits das Grau des Alters angenommen; an den Schläfen waren einzelne Büschel schon schneeweiß. Seine Frau, etwas kleiner als er, war ebenfalls ein Bild der Stärke und mochte mit ihm in gleichem Alter stehen; der Knabe war der Sohn dieser Leute, ein gar munterer Bursch, mit vollgerundeten Armen und Beinen. Alle drei waren der englischen Sprache mächtig.

Ueber den mancherlei häuslichen Zurüstungen war die Nacht hereingebrochen und lagerte eine dichte Finsterniß auf die einsame Flur. Rauschend strömte der Regen draußen hernieder, was indessen nur dazu beitrug, mir die Behaglichkeit dieser traulichen Zufluchtsstätte desto angenehmer erscheinen zu lassen. „Sie würden einen bösen Heimweg gehabt haben, Sire!“ meinte der Neger, indem er lächelnd die Hand nach der niederen Hüttenthür ausstreckte. Ich stimmte ihm bei und gab meine Freude darüber zu erkennen, daß ich bei ihm eine so gute Aufnahme gefunden habe, konnte aber doch die Frage nicht unterdrücken: „Warum kamt Ihr denn mit so drohender Miene auf mich zu und fuhrt mich so rauh an, als ich mich Euerer Wohnung näherte?“ Der Neger lachte und antwortete dann: „das will ich Ihnen wohl erzählen; doch zuvor, dächte ich, steckten wir ein Pfeifchen in den Mund. Sie rauchen doch?“ Ich nickte bejahend mit dem Kopfe, und alsbald ließ mich mein schwarzer Hauswirth zwischen zwei irdenen Pfeifchen das beste auswählen. Als Alles in Ordnung war und der Tabaksqualm in Ringeln und Wölkchen über unsere Lippen strömte, begann er zu erzählen. Es kommt hier natürlich weniger auf die Art und Weise, als vielmehr auf den Inhalt seiner Erzählung an; deshalb will ich mir denn auch nicht weiter Mühe geben, die kunstlose Sprache des Negers hier nachzuahmen.

„Ich habe alle Ursache," sprach der Neger, „gegen die weißen Leute mißtrauisch zu sein; denn die Erfahrungen, die ich unter ihnen zu machen Gelegenheit hatte, sind so schmerzlicher Art, daß ich sie meiner Lebtag nicht vergessen werde. Ihr Zuruf „Hospitality" und nachher Ihre ganze Erscheinung, Sire, flößte mir jedoch Zutrauen ein, so daß ich von der anfänglich gefaßten Meinung: als kämen Sie etwa in feindlicher Absicht meiner Wohnung zu nahe, zurückkam. Ich und meine Frau, wir stammen von der Goldküste in Africa und wurden vor etwa dreißig Jahren in Gesellschaft vieler anderer schwarzer Brüder und Schwestern von grausamen Weißen gefesselt, auf ein Schiff geschleppt und nach Newyork gebracht. Von da wurde ich an einen reichen englischen Pflanzer, der am Wabashflusse, im Staate Indiana, wohnte, verkauft und ebenso meine Frau. Daß man uns nicht trennte, geschah nicht etwa aus Gutmüthigkeit oder Erbarmen; — nein, nur in der Hoffnung, daß wir Kinder bekämen und daß dann auch diese der Sclaverei verfielen.

Sire! Ich und meine Frau hatten erst achtzehn Sommer gesehen, als wir in Fesseln geschlagen wurden; wir waren stark wie Felsenpfeiler an der Küste, welche die Meereswogen heulend umspülen und doch nicht stürzen können; — aber die schwere Arbeit und grausame Behandlung, die wir bei dem englischen Pflanzer Blackfield im Staate Indiana erfuhren, schien uns frühzeitig dem ewigen Schlafe in der Erde zuführen zu wollen. Ich will schweigen von jenen gräßlichen Qualen, die ich an meinem oft zerfleischten Rücken ausgestanden habe, und will auch nichts reden von den Martern mit der glühenden Zange. Solche Bosheit kann nur unter dem Schädel eines weißen Pflanzers reifen. Sie können sich denken, daß ich mir alle mögliche Mühe gab, meinem Herrn zu gefallen und so seine rauhe Gesinnung gegen mich zu mildern. Nach und nach gelang es mir wirklich. Mein flinkes und pünctliches Wesen gefiel ihm so gut, daß er mich von den mühsamen Plantagearbeiten befreite und mich zu seinem Bedienten machte. Auch

meine Frau ward ihrer Gartenarbeiten enthoben und in die Küche versetzt. So ging es zehn Jahre lang ziemlich gut; machte ich ja einmal etwas Ungeschicktes, so bekam ich Fußtritte oder Ohrfeigen; — das war Alles. Hinterher nahm ich mich desto mehr in Acht und gewann bald das vorige Wohlwollen wieder, wenn ich das so nennen kann.

In Gegenwart anderer Pflanzer, die dann und wann zu ihm auf Besuch kamen, lobte er mich sogar einige Mal und rühmte meinen hohen Wuchs und mein flinkes, geschicktes Wesen. Mancher von ihnen hatte dann Lust, mich ihm abzukaufen; allein er ließ sich auf keinen Handel mit ihnen ein, sondern sagte: „Es kommt nicht leicht etwas Besseres nach, meine Herrn; ich kann weder meinen Toms, (diesen Namen bekam ich bei ihm) noch aber seine Frau, die Lisa, entbehren.“ Ein kleiner Unfall in der Küche zog mir eines Tages — wer sollte es denken? — eine schwere Strafe zu. Ich sah nämlich, als ich über die Hausflur ging, wie meine Lisa eine kostbare Suppenschüssel, die sie in den Speisesaal tragen wollte, an einer Wandecke anstieß und zerbrach. Das Geklirr des niederfallenden Porcellans zog meinen Herrn herbei, der am Tische schon auf das Essen wartete. Da ich wohl wußte, wie sehr er über dergleichen Vorfälle oft in Wuth gerieth, stieß ich Lisa bei Seite und gab mich als den Thäter an, um seinen Zorn auf mich zu lenken. Herr Blackfield glaubte meinen Worten auch nur zu gut. „Du Hund!“ rief er mit zornfunkelnden Augen und dunkelgeröthetem Gesichte, „ist das Vorsicht? Kannst du mir den Schaden etwa ersetzen? Dein ganzes schwarzes Fell sammt dem Bösewicht, der drin steckt, ist nicht den dritten Theil so viel werth als diese kostbare Porcellanschüssel. Ich will dir's aber eintreiben!“ Bei diesen Worten gab er mir einen Fußtritt in die Seite, daß ich zu Boden stürzte und mißhandelte mich darauf mit seinen Fäusten so lange, bis er sich müde gearbeitet hatte. Kochend heiß schoß mir das Blut nach dem Kopfe. „Soll ich oder soll ich nicht?“ dachte ich bei mir. „Was liegt daran, wenn

ich mich umdrehe und das Ungeheuer erwürge!“ Ich bezähmte mich aber, und keinem Menschen kann ichs klagen, wie schwer mir's geworden ist.

Doch diese Strafe war ihm noch nicht hart genug. „Warte nur bis ich gegessen habe!“ schrie er, noch immer außer sich, und klingelte dem Hausknechte. Dieser mußte mich in das gewöhnliche Gefängniß der Sclaven werfen, wo ich ein paar Stunden zubringen sollte. Was dann erfolgt wäre, wenn ich mich nicht durch Flucht hätte retten können, weiß ich; — ich wäre über einen dicken Baumklotz geschnürt worden und hätte von Blackfields Händen die furchtbarsten Geißelhiebe bekommen. Ehe ich in den Sclaventhurm abgeführt wurde, warf ich mich vor dem Unmenschen bittend nieder, in der Hoffnung, Gnade zu erhalten; es war vergebens. Auch Lisa bat ihn auf die flehentlichste, rührendste Weise um Schonung und gestand laut, daß sie allein Schuld an dem Unfalle wäre und nicht ich; aber Blackfield überhörte das in seiner Wuth und schrie: „Fort mit dem schwarzen Hund!“ Bei diesen Worten spuckte er gegen uns aus und ging in den Saal, dessen Thüre er gewaltsam hinter sich zuwarf.

In meinem dunkeln Kerker harrte ich nun dem qualvollen Augenblicke der Strafe entgegen. Ich beschloß in mir, die Mißhandlung standhaft zu ertragen. Meine That reute mich nicht; ich hätte noch Schlimmeres erduldet. Ich empfand sogar eine Art Zufriedenheit, daß ich mich preisgegeben und Lisa gerettet hatte; ihr Schmerz wäre mir unerträglicher gewesen, als der eigene. Indessen kam immer noch Niemand, um mich aus dem Kerker zu schleppen; die Glut des Tages war längst verkühlt und die Schatten des Abends vermehrten das Dunkel meiner Zelle. Der Mond warf hier und da, wann er hinter einer grauen Wolke hervortrat, blassen Schimmer durch die mit Eisenstäben vergitterte Wandöffnung meines Gefängnisses; dann wurde es wieder ganz finster. Endlich, — es mochte um die Mitternachtsstunde sein, — knarrten die Riegel der Kerkerthür. Eine weiße Gestalt trat herein und

flüsterte: „Komm Toms und suche mit mir die Freiheit. Da, wirf dieses weiße Tuch um dich!“

Ich erkannte diese tröstlichen Laute augenblicklich; es war Lisa, mein Weib. Zitternd vor Freude und Furcht faßte ich ihre Hand und folgte ihr durch die kühle Dunkelheit der Nacht nach den Wäldern. Mehrmals wollte ich von ihr hören, wie es ihr möglich geworden sei, die Schlüssel zu dem Gefängnisse zu bekommen; sie sagte aber immer: „Erst wollen wir die Sicherheit suchen, dann erzähle ich Dir. Ununterbrochen und auf Umwegen, die theils durch felsige Wildnisse und dichte Wälder, theils durch weite Prairien [1]) führten, setzten wir unsere Flucht nach dem Staate Ohio, wo wir jetzt wohnen, fort. Hier darf auch der schwarze Sclave frei wohnen, wenn er sich nichts zu Schulden kommen läßt. O es ist so schön, wann man nach langer harter Knechtschaft endlich einmal ruhig am eigenen Herde schläft; wann das Geschrei tyrannischer Aufseher nicht mehr den armen Schwarzen schreckt; wann er vor seinem Ohre nicht mehr die Peitsche sausen hört. Solche Freude kennen aber die weißen Menschen nicht; sie sind geboren, um frei, um glücklich zu sein, um zu herrschen und zu genießen, indeß der unglückliche Neger oft sein Leben lang in grausamer Knechtschaft die schwersten Arbeiten verrichtet, mit dem Blute und Schweiße seines geplagten, oft verstümmelten Körpers seinem herzlosen Herrn zum Reichthum verhilft, bis der mitleidige Tod den früh ergrauten Mann in die stille Grube trägt. Als wir in diesem Walde angelangt waren, bauten wir uns diese Hütte und wohnten seitdem ruhig und zufrieden.

Hier hielt Toms in seiner Erzählung inne, denn das Nachtessen war bereit. Auf einem etwas vertieften saubern Brette von Ahorn dampften gebratene Vögel; dazu kamen noch geröstete Kartoffeln und gekochter Reiß, und beim matten Scheine einer aus Holz geschnittenen Fettlampe verzehrten wir unser

1) Mit hohem Grase bewachsene Ebenen.

Mahl. Der kleine Knabe hatte bereits etwas gegessen und schlief in einer Ecke der Hütte ganz friedlich. „Der hat ein gutes Schicksal!“ sprach Toms mit zufriedenem Lächeln; „er ist hier in der freien Wildniß geboren und hat von den harten Plagen, die seine Eltern ausgestanden haben, keine Vorstellung.“

„Aber, Toms!“ sagte hierauf die Negerin; „du hast ja ganz und gar vergessen, dem Herrn da zu erzählen, wie ich zu den Gefängnißschlüsseln kam; unser Gast vernimmt das vielleicht auch gern.“

„Sehr gerne!“ erwiederte ich.

„Das kannst du nun thun,“ meinte Toms, gegen Lisa gewendet. „Du weißt den Hergang doch am besten und kannst es am genauesten erzählen.“

Die Negerin war bald zum Erzählen bewogen und begann nun: „Als Herr Blackfield bei Tische saß, kam der Hausknecht zurück und überreichte ihm die Kerkerschlüssel. Er steckte sie in seine Rocktasche. Nach dem Mittagessen, so gegen zwei Uhr, als mein Herr noch sein gewohntes Schläfchen hielt, ließen sich zwei Franzosen aus Kanada melden, welche vorgaben, Herrn Blackfield sehr genau zu kennen. Da ich nicht wagen durfte, ihn zu wecken, führte ich die Fremden in ein kühles Zimmer, brachte ihnen einige Erfrischungen und bat sie, noch einige Augenblicke Geduld zu haben. Unterdessen lauschte ich an der Thüre, ob er etwa bald erwachen wolle. Mir fiel nämlich ein, daß er die Gewohnheit hatte, einen andern Rock anzuziehen, wann sich Fremde melden ließen. Da er mir nun schon mehrmals, wann Toms irgendwohin geschickt worden war, den Auftrag gegeben hatte, seinen Rock hinaufzutragen und ihm einen andern zu holen, so zweifelte ich auch diesmal nicht, daß mir dieser Auftrag zu Theil werden würde. So geschah es. Nicht lange währte es, so hörte ich ihn sich regen und aus vollem Halse dazu gähnen. Darauf zog er die Klingel und ich eilte ins Zimmer.

Auf meine ehrerbietige Frage, was zu Befehl stehe, antwortete er: „Bring mir den Kaffe!“ Zugleich gab ich ihm die zwei Billets ab, auf welchen die

Namen und Wohnorte der beiden Franzosen standen. Kaum hatte er darauf geblickt, so rief er mir hastig zu: „Halt! Warte noch mit dem Kaffe! Hol' mir meinen grünen Rock, bring ein paar Flaschen Kapwein und rufe mir die Herren!" Ich flog, seine Aufträge zu vollziehen und die Gefängnißschlüssel kamen so in meine Hände. Als ich nachher die beiden Franzosen in sein Zimmer geführt hatte, entstand ein ausgelassener Freudenlärm, woraus ich schloß, daß es sehr gute Bekannte von ihm sein müßten. Es wurde nun tapfer drauf los getrunken; eine Flasche nach der andern mußte aufmarschieren und zwar von den besten Sorten, die im Keller waren. Madame Blackfield sah dieses Trinkgelag sehr ungern; jedoch mußte sie ihrem Manne schweigend gehorchen und ihm mit Wein aufwarten. Erlaubte sie sich Widerspruch, so hatte auch sie, obschon nicht gerade Mißhandlung, doch eine rauhe Begegnung zu erwarten. In kurzer Zeit hatten die drei Herren Erstaunliches im Trinken geleistet; ihr jubelndes und tobendes Wesen war ein sicheres Zeichen, daß sie die Wirkung des Weines gehörig spürten. Blackfield überließ sich ganz und gar seiner heiteren Laune und kümmerte sich wenig um die Beaufsichtigung des Plantagenwesens. Er hatte ja einen vertrauten Landsmann, Namens Dalton, als Oberaufseher bei sich; dieser mochte jetzt nach Gutdünken regieren. Dalton, der auch gerade kein Weinverächter war, benutzte den trunkenen Zustand seines Vorgesetzten und wußte sich ebenfalls ein paar Flaschen feurigen Kapweins zu erschleichen, deren Inhalt er dann wohlgemuth durch seine Gurgel fließen ließ. Er wurde dadurch zwar nicht gerade des Gehens unfähig, wie Blackfield und die beiden Franzosen es bereits waren, — denn er mußte sich etwas in Acht nehmen, — doch sah man an seinem glasigen, stieren Blicke und seinem etwas unsichern Gange, daß er es mit der Aufseherschaft heute nicht besonders genau nehme.

Das Trinkgelage im Saale der Herrschaft dauerte den ganzen Nachmittag fort bis Abends zehn Uhr. Da war es aber mit den Herren gar übel bestellt; sie mußten gehoben und getragen werden, wie unmündige Kinder.

Gegen halb elf Uhr mußten auf Geheiß der Madame Blackfield ein paar Knechte kommen und die Trunkenen zu Bette bringen; hierauf ward Alles still im Hause. Niemand war mehr auf; ich allein wachte noch, um Toms' Befreiung zu versuchen. Leise schlich ich mich, als es bald Mitternacht war, zu einer Hinterthür hinaus, drehte behutsam den Schlüssel zur Eingangspforte des Gefängnißthurmes um, und stieg die steinerne Treppe hinan zu Toms' Kerkerthür. Vorsichtig öffnete ich auch diese und schlich mit ihm hinab, dem Walde zu. Doch ehe wir diesen noch zu erreichen hoffen durften, hatten wir im Hofe noch eine Gefahr zu bestehen.

Die ganze Pflanzung war ringsum mit hohen Palisaden eingefaßt, welche außer dem Hauptthore noch einige kleinere Pforten hatte. Innerhalb dieses Raumes spazierten nun des Nachts immer mehrere Wächter umher; denn die Gegend war noch nicht ganz sicher. Es war während unserer Gefangenschaft bei Herrn Blackfield mehrmals vorgekommen, daß ein vorüberziehender Trupp Ottawah-Indianer oder Sioux rasch einbrach, und Werkzeuge, Waffen, Vieh und wessen sie sonst habhaft werden konnten, gestohlen hatten. Jeder von den Wächtern hatte, der kühlen Nachtluft wegen, eine große Decke von weißem Wollenzeug um sich geschlungen, und trug Säbel und Gewehr bei sich. Mit einer solchen weißen Decke waren jetzt auch Toms und ich bekleidet und trugen auch eben solche Waffen. Ich schritt voran. Als wir an das Thor kamen, fragte mich der Wächter, wer wir wären und ich gab die Namen zweier anderer Schwarzen an, welche kämen, um zwei der Wachenden abzulösen. Dieser Vorwand fand Geltung; zwei der Wächter zogen ab und Toms und ich schlichen mit pochenden Herzen zum Thore hinaus. Ohne ein weiteres Hinderniß erreichten wir die Wälder und setzten von da in langen Märschen Tag und Nacht unsere Flucht nach Ohio fort.

Zwei Jahre lang hielten wir uns in dieser Wildniß für noch nicht völlig sicher und glaubten stets, unser ehemaliger Gebieter werde uns ausforschen und einfangen lassen. Eines Tages aber erfuhren wir von einem jagenden

Ottawah-Häuptlinge, daß seine Krieger des Nachts einen Angriff auf diese Pflanzung am Wabashflusse gemacht und sie gänzlich verwüstet hätten. Blackfield und seine weißen Leute wurden nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen und auf der Stelle scalpirt. Die Neger allein kamen mit dem Leben davon; denn sie, die nicht die geringste Ursache hatten, ihrem Herrn anhänglich zu sein, schlugen sich, als Blackfield ihnen Waffen gab und sie zur Vertheidigung aufforderte, sogleich auf die Seite der Indianer und vernichteten in ihrer Wuth, was allenfalls der Zerstörungssucht der Rothhäute entgangen wäre. Blackfields furchtbar verstümmelter Leichnam ward von den rasenden Negern in die Fluthen des Wabash geschleudert; darauf steckten sie die Plantage in Brand und flohen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Seitherige Nachrichten haben uns bestätigt, daß der Ottawah-Häuptling die Wahrheit gesagt hatte und seither sind wir auch hinsichtlich weiterer Verfolgung so ziemlich außer Sorgen gewesen. Nur wenn dann und wann ein Weißer kommt, fürchten wir noch verrathen zu werden."

„Jetzt wissen Sie, Sire," sprach Toms, „warum ich Ihnen anfangs mit Mißtrauen begegnete, und Sie werden mich wohl entschuldigen. Daß ich mein Mißtrauen dann in Zutrauen und Freundschaft verwandelt habe, wird Ihnen angenehm gewesen sein, und ich glaube darum um so sicherer darauf rechnen zu dürfen, daß Sie keinem Plantagenbesitzer jemals meinen Aufenthalt entdecken!"

„Fürchtet Euch nicht, lieben Leute!" gab ich ihnen zur Antwort. „Nicht alle Weiße sind so roh, grausam und undankbar als Blackfield; bei Weitem die Meisten unseres Stammes sind sanft und gutmüthig, und ihr sollt sehen, daß ich getreulich mein Wort halte, wenn ich euch hiermit verspreche: gegen Niemand zu äußern, daß ich euere Wohnung im Walde betreten habe. Um euch jedoch ganz und gar zu beruhigen, sage ich euch, daß der Staat Ohio gar keine Sclaven duldet; ihr seid freie Bürger eines freien Staates und steht unter dem Schutze der Gesetze so gut als jeder Weiße. Wer euch im

Geringsten unrecht thut, bricht das Gesetz und fällt der Strafe anheim. Solltet ihr jemals von irgend Einem feindselig behandelt werden, so kommt zu mir und klagt es; ich wohne auf der Farme Daffhouse, bei Newport, im angrenzenden Staate Cincinnati. Euch soll alsdann schon Recht zu Theil werden."

Diese Worte des Trostes wirkten wie Zauber auf die guten Schwarzen. Da hätt' einmal Einer die Freude sehen sollen, die sie jetzt an den Tag legten. Es zeigte sich hierbei so recht ihr Character: in Worten und Gebehrden ein gewisser Anstrich europäischer Bildung und in den Handlungen die Unterwürfigkeit eines Sclaven. Ausrufungen der lebhaftesten Freude wechselten ab mit Jauchzen und Lachen; dann warfen sie sich mir zu Füßen, drückten meine Kniee und küßten mir die Hände. Nach diesem Sturme des Jubels saßen wir noch eine gute Weile in traulichen Gesprächen beisammen und legten uns dann zur Ruhe.

Den andern Morgen, als wir nach einem stärkenden Schlafe noch miteinander schmackhaftes Geflügel mit Reiß zum Frühstück verzehrt hatten, nahm Toms seine Flinte auf den Rücken und begleitete mich wohl vier englische Meilen weit. Ich nahm unterwegs, d. h. ehe wir die weite Prairie durchschritten und den entgegengesetzten Wald erreicht hatten, Anlaß, seine religiösen Ansichten zu erforschen, um zu sehen, ob er wohl schon einige Begriffe vom Christenthum habe. Es lag aber noch völlige Nacht auf seiner Seele; die Annahme eines guten Wesens und vieler böser Geister, das war Alles, was er von Religion, wenn ich so sagen darf, in sich hatte. Der arme Neger hatte während seiner zehnjährigen Gefangenschaft weder beten sehen, noch war er selbst im Mindesten dazu angeleitet worden. Er dauerte mich von Herzen und ich beschloß, ihm die Hauptoffenbarungen Gottes mitzutheilen. Als ich ihm aber von Jesus Christus erzählte, erwachte sogleich sein altes Mißtrauen wieder und er fragte: ob Christus auch ein Weißer gewesen sei. Da ich dies bejahte, wollte er nichts weiter davon wissen. „Es kann sein," sprach er, „daß er für sich ein ganz braver Mann war; allein

wenn die Weißen, die sich seiner Lehre so rühmen, nicht bessere Menschen dadurch geworden sind, so weiß ich nicht, ob ich viel davon halten soll; weitaus die meisten Weißen, die ich sah, waren boshafte, grausame, schlechte Leute." Vergebens suchte ich ihn über den Sohn Gottes eines Bessern zu belehren. Er lehnte es ab mit den Worten: „Genug für jetzt; bekomme ich später eine bessere Meinung von den Weißen, so werde ich wohl am Ende auch noch Zutrauen zu ihrem Gotte und dessen Sohne gewinnen. Erst will ich einmal zusehen."

Ueber diesem Gespräche waren wir im Hochwalde angelangt. Hier half er mir noch einiges Wildpret schießen und nahm dann freundlich Abschied von mir. Ich habe ihn und seine Familie, da ich in jene Gegend nicht mehr kam, seither nicht wieder gesehen.

34.

Denkspruch.

Bei einem kleinen Schmerz mußt du nicht kindisch zagen;
Lern' an dem kleinen jetzt den größern einst ertragen.

35.

Scherzhaftes Allerlei.

I.

Fragen und Antworten.

1) Welcher Knecht läßt sich mit Füßen treten und herumstoßen, ohne sich darüber auch nur mit einem Wörtchen zu beklagen?

Antwort: Der Stiefelknecht.

2) Mit welchem Rest mag Niemand gern fürlieb nehmen?
Antw. Mit dem Ar=rest.
3) Welche Brücken muß ein fleißiger Schüler stets sorgfältig meiden?
Antw. Die Eselsbrücken.
4) Wann ist eine Untugend (z. B. die Faulheit) classisch?
Antw. Wann sie in einer ganzen Classe von Schülern herrscht.
5) Welcher Schütze ist wohl am wenigsten zu fürchten?
Antw. Der A. B. C=Schütze.
6) Welche Art Fleisch kann dir kein Metzger und kein Jäger auf der ganzen Welt verschaffen?
Antw. Sitzfleisch.
7) Welche Lieder kann man nicht hören, wohl aber sehen?
Antw. Die Augenlieder.
8) Welcher Pelz ist der nichtsnutzigste?
Antw. Der Faulpelz.
9) Auf welchen Stelzen kann man auf keinem Fall herumlaufen?
Antw. Auf Bachstelzen.
10) Welcher Baum trägt weder Blüthen, noch Blätter, noch Früchte, noch Holz?
Antw. Der Purzelbaum?
11) Welche Brust kann nur leblos und unempfindlich sein?
Antw. Die Armbrust.
12) Welche Eisen können sich ganz von selbst von der Stelle bewegen?
Antw. Die Am=eisen.
13) Warum kann man auch auf den besten Barometer nicht gehen?
Antw. Weil er zerbrechen würde.
14) Was für ein Unterschied ist zwischen einem zahmen Raubthiere und empfangenem Gelde?
Antw. Ersteres ist eine Ausnahme, letzteres eine Einnahme.

15) Welche Aepfel sind Dir die liebsten?
Antw. Gewiß deine Augäpfel.
16) Welches ist der schlechteste Stahl?
Antw. Der Diebstahl.

II.

Komische Druckfehler.

Wie bei allen menschlichen Unternehmungen Fehler vorkommen, so ist dies auch beim Drucken der Fall; durch Druckfehler entsteht oft recht lächerlicher Unsinn. Auf einem Correcturbogen kamen einmal folgende vor: statt „Domänenkammer" hieß es „Dämonenkammer"; statt: Officiere', die sich mit ihrem Heldenmuthe „brüsten", hieß es: die sich mit ihrem Heldenmuthe „bürsten"; statt „Hosenfutter" hieß es „Hasenfutter"; statt: vier Morgen „Weinland" hieß es: vier Morgen „Leinwand"; statt „Dulder" hieß es „Dudler"; statt „leibliche Bedürfnisse" hieß es: „liebliche Bedürfnisse"; statt „Elfenbein" hieß es „Elfenpein"; statt „Schullehrer" hieß es „Schuhlehrer"; statt: „ein Concert veranstalten" hieß es: „ein Concert verunstalten"; statt „Haus" hieß es „Hans" u. s. w.

III.

Uebersetzungsfehler.

Meine jungen Leser brauchen sich übrigens gar nicht lustig zu machen über die Setzer in den Druckereien, daß in ihre Arbeit sich manchmal Fehler einschleichen; ihr selbst habt in eurem Leben schon genug Fehler gegen die Rechtschreibung und gegen den richtigen Sinn gemacht und macht sie viel-

leicht noch. Ich habe Schüler gesehen, welche ganz getrost „Feilchen" statt „Veilchen" und „miteilen" statt „mittheilen" schrieben. Hier will ich jedoch nur ein paar Uebersetzungsfehler anführen, um zu zeigen, welchen Unsinn die jugendliche Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit oft zu Tage fördert: Ein Knabe übersetzte „la création du monde" (Erschaffung der Welt) mit „Erschaffung des Mondes." Ein anderer übersetzte anstatt: seine Zunge klebte ihm am Gaumen (palais): „seine Zunge klebte am Palaste"; und ein Lateinschüler übersetzte den Satz: „Tanta ejus fuit superbia" (So groß war sein Stolz) mit: „Seine Tante war eine gewisse Superbia." Eine ähnliche Gedankenlosigkeit ließ sich ein junger Franzose, welcher deutsch lernte, zu Schulden kommen. Als er nämlich von seinem Lehrer gefragt wurde, was „Pfingsten" für ein Wort wäre, antwortete er: „Pfingsten ist ein Umstandswort im Superlativ; denn man kann sagen Pfing, Pfinger, am Pfingsten!"

36.

Der Schwanensee.

Ein Mährchen.

Wolfram, ein ganz armer Landmann, kam eines Abends müde und verdrießlich aus der Stadt zurück. „Ach die bösen Zeiten!" seufzte er öfters unterwegs; „es ist doch alleweil gar kein Glück mehr zu machen in der Welt. Was man anfängt, mißlingt und nun vollends so ein armer Bauer — damit ist es gar nichts mehr. Ei, ich wollte noch zehntausendmal lieber Holzhacker sein, als so ein armseliger Erdgrübler für nichts und wieder nichts!" So sprach Wolfram voller Mißvergnügen unterwegs. Als er seine einsam gelegene Hütte erreicht hatte und seine beiden muntern Buben heranspringen sah, die ihn fragten, ob er ihnen etwas mitgebracht habe, da hätte sein

väterliches Herz wohl freundlicher gestimmt werden können; allein sein Kummer ward bei ihrem Anblicke nur noch drückender. „Ich habe euch nichts mitgebracht, ihr Kinder!“ sagte er betrübt. „Wir haben ja fast das liebe tägliche Brod nicht; wo sollte ich da noch Geld hernehmen, um euch auch noch Spielzeug zu kaufen. Ihr müßt warten, bis wir einmal den Zauber des großen Schwanensee's lösen und dadurch steinreiche Leute werden; eher gehts nicht. Wann das aber sein wird, das weiß der liebe Himmel!“

Da sprach Arnold, der älteste der Knaben, der ungefähr zwölf Jahre alt war und einen sehr sanften Character hatte: „Ach Vater! du vertröstest uns immer auf den Schwanensee und sagst uns doch gar nicht einmal, wie sichs damit verhält. Erzähle uns doch endlich einmal wie das ist; du hast es uns ja schon längst versprochen.“ — „Nun, meinetwegen!“ versetzte Wolfram, „heute Abend kann es sein; es gibt jetzt doch nichts mehr zu thun und schlafen gehen mag ich auch noch nicht. Also setzt euch an den Tisch; ich will euch vom Schwanensee erzählen, was ich weiß.“

Hurtig nahmen die beiden Kinder Platz an dem alten nußbaumenen Tische, stützten nach bäuerlicher Sitte die Köpfe recht bequem auf die Arme und sperrten dabei neugierig Augen, Mund und Ohren auf.

„Jetzt kommt die Geschichte,“ sagte Wolfram; „daß ihr mir aber hübsch aufpaßt und mir keine Neckereien anfangt, während ich rede; sonst hats bald ein Ende! — — Es war einmal ein reicher König, — so hat mirs wenigstens mein Vater und Großvater erzählt und die Leute in der Umgegend wissen's auch nicht anders, — und selbiger König hatte zwei Söhne, die Zwillinge waren und einander ganz gleich sahen. Als die beiden Söhne sechszehn Jahre alt waren, starb der König und jetzt entstand die Frage, wer König werden sollte. Darüber setzte es zwischen den beiden Brüdern einen heftigen Streit ab, der sogar in Raufereien ausartete; daran hatten sie aber noch nicht genug, sondern sprachen: „Laß uns einen öffentlichen Zweikampf auf blanke Schwerter bestehen; wer über den Andern Sieger

wird, also daß er ihn todt schlägt, der soll König sein!" Das war Beiden recht und ebenso den Hofleuten des verstorbenen Königs; sie erklärten sich also gerne bereit, dem blutigen Zweikampfe beizuwohnen. Nur eine Person im ganzen Schlosse war dagegen und suchte den gefährlichen Streit durch sanfte Worte zu schlichten; jedoch vergebens. Das war die Königin, die Mutter der beiden Prinzen, welche, von dem Tode ihres Gemahls tief erschüttert, krank im Bette lag und nicht aufstehen durfte. Mit Schmerz und Bangigkeit sah sie den Tag herannahen, wo ihre geliebten Söhne eine so unbrüderliche That begehen wollten, und ließ sie vor ihr Bett bescheiden. Die Prinzen aber konnten sich schon einbilden, was ihre Mutter ihnen zu sagen gedachte und folgten der Mahnung nicht. „O Himmel!" sprach da die kranke Königin weinend, „gibt es denn gar kein Mittel: ungehorsame Söhne zum Gehorsame zu bewegen? Ich liege hier auf dem Krankenbette, habe stündlich die Ankunft des Todes zu erwarten und muß noch das Herzenleid erleben, daß meine geliebten Kinder zu einem blutigen Zweikampfe hinausziehen."

Als sie so sprach, schmetterten die Trompeten, zum Zeichen, daß man sich jetzt auf den Kampfplatz begebe. Der kranken Königin fuhr dieser Schall durch Mark und Bein. Aber siehe! in demselben Augenblicke verbreitete sich ein heller Lichtglanz in ihrem Gemache und eine prachtvoll geschmückte Fee mit huldvollem, freundlichem Antlitze trat vor ihr Schmerzenslager. „Weine nicht, gute Königin und treue Mutter!" sprach sie, ihre Hand sanft erfassend; „ich habe deine bangen Seufzer gehört und komme, dir zu verkündigen, daß es wohl noch ein Mittel gibt: ungehorsame Söhne zum Gehorsam zu bewegen und sie obendrein an Friedfertigkeit zu gewöhnen. Sei getrost, ich werde dafür sorgen!" Bei diesen Worten verschwand die holde Fee und die Königin entschlief sanft und friedlich zu einem bessern Leben.

Ich habe noch zu erwähnen, daß das königliche Schloß auf einem Hügel lag, an dessen Füßen sich ein reizendes Thal von ziemlicher Vertiefung hin-

zog. Da drunten, nahe bei einem schattigen Wäldchen, war der Kampfplatz. Schon waren die beiden Königssöhne, von Kopf bis zu Fuß geharnischt, aus dem Schwarme der Hofleute hervorgetreten und erwarteten mit gezückten Schwertern des Trompetenzeichens zum Angriff, als jene herrliche Fee — Hulda ist ihr Name — von Lichtglanz umstrahlt, aus dem Gehölze hervortrat und Schweigen gebot. Alles bebte, lauschte, schwieg. „Fluch über euch um eures schändlichen Betragens willen!" rief sie den beiden königlichen Prinzen zürnend zu. „Habt ihr die Stimme einer sterbenden Mutter verachtet, so sollt ihr durch meine Worte wahrlich Gehorsam und Eintracht lernen!" Und zu den Hofleuten gewendet sprach sie: „Fluch auch über euch, ihr verdorbenen Höflinge, die ihr die jugendlichen Söhne eueres ehrenwerthen Königs, anstatt sie vom Schlechten abzuhalten, noch gar darin bestärket. Habt ihr die Pflichten gegen eure Gebieterin und die euch anempfohlenen Prinzen nicht erfüllen wollen, so sollt ihr jetzt wahrlich genug Zeit bekommen, euer Betragen zu bereuen!" Und wie sie das gesagt hatte, ist aus dem Thalboden und aus den umliegenden Hügeln reichlich Wasser hervorgequollen, hat Alles unter sich begraben, auch das königliche Schloß, welches auf dem Hügel thronte, und so einen großen, gewaltigen See gebildet. Die Hofleute und Prinzen aber hat die mächtige Fee Hulda in Schwäne verwandelt, so zwar, daß man die Schwäne, in welchen die Königssöhne stecken, sogleich an ihren goldgelben Federkrönchen erkennen kann; die andern, ganz gewöhnlich aussehenden, sind die Hofleute."

„Das ist ein prächtiges Geschichtchen, Vater!" sprach darauf Arnold zu Wolfram. „Aber sag' uns doch auch: dauert denn diese Verzauberung schon lange?"

„Wenigstens schon hundert Jahre!" sprach der Landmann. „Unsere ältesten Leute wissen sich nicht anders zu erinnern, als daß der große Schwanensee schon lange vor ihrer Zeit da war."

„Wäre denn der Zauber nicht zu lösen?“ fragte Arnold weiter, in welchem während dieser Erzählung eine kühne Hoffnung aufgestiegen war.

„Wie man sagt, soll es freilich möglich sein; aber ich werde euch das nicht auf die Nase binden, sonst werdet ihr mir vorwitzig und büßt bei dem tollkühnen Unternehmen am Ende gar euer Leben ein. Da sei Gott vor!“

„Was bedeuten denn die vielen Enten, die auf dem großen Schwanensee umherschwimmen?“

„Das sind eben lauter unartige, vorwitzige Buben gewesen, die ihre Waghalsigkeit nicht bezähmen konnten, bei der versuchten Lösung des Zaubers unter das Wasser sanken und, in Enten verwandelt, wieder zum Vorschein kamen. Diese müssen auf ihre Befreiung nun ebenso lange warten, als die Schwäne.“

Als Wolfram so weit erzählt hatte, machte er der Unterhaltung für heute ein Ende, schickte die Kinder zu Bett und legte sich auch selber schlafen. Arnold träumte die ganze Nacht von dem großen See, von den weißen Schwänen und den vielen Enten; sein Bruder dagegen schlief ganz sanft. Den andern Morgen gab Wolfram bei Zeiten seinen Söhnen Beschäftigung. „Du, Arnold,“ sprach er, „du gehst in den Wald und sammelst Erdbeeren, und dein Bruder Wilhelm treibt unsere beiden Ziegen auf die Weide.“ Beide Brüder gingen sogleich fröhlich an ihre Geschäfte. In einer kleinen Stunde hatte Arnold die waldige Anhöhe, wo die Erdbeeren wuchsen, erreicht und fing an zu sammeln. Indem er nun, in den Stauden knieend, seine Hände fleißig hin- und herbewegte, hörte er einen lauten Pfiff erschallen. Er schaute sich um und sah einen Schäfer mit seiner Heerde daherziehen; dieser hatte seinem Hunde gepfiffen. Als der Schaafhirt herbeigekommen war, grüßte ihn Arnold und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. „Weißt du was Neues?“ sagte dieser zu dem kleinen Erdbeerensammler. „Gestern sind wieder vier Buben im Schwanensee ertrunken und schwimmen alleweil schon ganz lustig als Enten darauf herum.“ Augenblicklich war

Arnolds Neugier auf das Lebhafteste rege geworden; er fragte den Hirten über alle einzelnen Umstände der Verunglückung jener Knaben ganz genau aus und erfuhr denn nachher Folgendes: Um den Zauber des Schwanensee's zu lösen, müsse man Nachts, wann die Schwäne den ihnen von der Fee befohlenen Friedensgesang anstimmten, ins Wasser springen, einen der königlichen Schwäne mit der goldgelben Federkrone am Halse packen, sich auf seinen Rücken schwingen und so mit ihm dreimal eine Rundfahrt um den See machen. Beim dritten Male öffne sich der See in der Mitte, gleich dem Eingange in einen Keller, und man könne auf dem Rücken des Schwanes hinunterrutschen. Auf dem Grunde des See's angelangt, werde man dann ein wunderschönes krystallenes Zimmer finden, in welchem die Fee Hulda wohne. Diese müsse mit einem gewissen Sprüchlein angeredet werden, welches er aber nicht kenne; dann stehe die Fee auf, beschenke ihn mit großen Reichthümern und gebe ihm die Gewalt, alle Vögel des See's zu entzaubern und auch das Wasser gänzlich zu vertreiben, so daß das reizende Thal und königliche Schloß wieder zum Vorscheine komme, wie es vor uralten Zeiten gewesen sei. —

Arnold wollte noch mehr wissen; aber der Schäfer konnte ihm nichts weiter darüber mittheilen, da er selbst nicht mehr davon wußte. Nur das sagte er ihm noch, daß man das Geheimniß des Zauberbannes vollständig erfahre, wenn man an den Schwanensee gehe und unter der alten Weide am Ufer einschlafe; die Fee Hulda erscheine Einem alsdann im Traume und erzähle Einem die ganze Sache. Um die Aussage des Schäfers zu prüfen, versteckte Arnold sogleich sein Erdbeerkörblein in einem Gebüsche und eilte nach dem See, der nicht gar weit von der waldigen Anhöhe entfernt war, und dessen grüne Wasserfluth ihm beim raschen Bergablaufen denn auch bald entgegenschimmerte. Er trat an das schilfige Ufer und konnte sich nicht satt sehen an dem Gewimmel der vielen Enten und an dem majestätischen Zuge der prächtigen Schwäne. Um diesen sonderbaren Anblick

mit mehr Ruhe genießen zu können, setzte sich Arnold auf dem frischen Rasen im Schatten jener alten Weide nieder. Jetzt war es lustig zu schauen, wie mit einem Male Enten und Schwäne mit Hülfe der Schwimmfüße den Oberleib aus dem Wasser erhoben, munter mit den Flügeln klatschten und dazu aus vollem Halse schnatterten. Dieses Treiben hatte Arnold noch nie zuvor an diesen Thieren bemerkt, obschon er mehrmals am Schwanensee gewesen war. Er schloß also daraus, daß diese Wasservögel eine Ahnung davon haben müßten: ob Jemand ihrer Rettung wegen an den See komme oder blos um sie zu betrachten. Bequem lehnte jetzt Arnold sein Haupt an den Stamm der Weide an, und war in wenigen Augenblicken in einen tiefen Schlaf versunken.

Da hatte er einen merkwürdigen Traum. Er sah wie aus der Tiefe des See's die herrliche Fee Hulda emporstieg, auf ihn zuschwebte und ihn ungefähr folgendermaßen anredete: „Junger Freund! du bist an diesen See gekommen, um das Geheimniß des Zauberbannes zu erfahren. Ich will dir es mittheilen; aber hüte dich, irgend eine meiner Vorschriften zu übertreten, sonst ist dein Bemühen eitel und du wirst, zur Ente umgezaubert, ein einförmiges und langweiliges Thierleben führen. Vorerst wisse, daß Jeder, der die Lösung des Zaubers unternimmt, in dem Alter der königlichen Prinzen stehen muß; er darf es also nur in seinem sechszehnten Jahre wagen. Zweitens darf er sich niemals der Ungehorsamkeit und Zänkerei schuldig gemacht haben; denn die Strafe des Unfriedens und des Ungehorsams, welche die Prinzen erleiden, kann nur ein Friedfertiger und Gehorsamer aufheben. Drittens merke dir: daß du dein Vorhaben nicht am Tage, sondern in der Mitternachtsstunde auszuführen hast. Sobald die Schwäne ihren feierlichen Gesang angestimmt haben, wirfst du dich in die Wellen und suchst schwimmend einen der königlichen Schwäne am Halse zu ergreifen. Ist dir das gelungen, so schwingst du dich auf seinen Rücken, machst mit ihm dreimal die Rundfahrt um den See und gleitest alsdann mit

ihm die Oeffnung hinab, die sich in der Mitte des Wasserspiegels deinen Blicken zeigen wird. Drunten kommst du an mein krystallenes Wohnzimmer; um daselbst eingelassen zu werden, mußt du folgendes Sprüchlein ohne Anstoß sagen können:

„Der schwere Fluch ist nun vernichtet,
Den einst die Zwietracht auf sich lud;
Drum, was sie Uebles angerichtet,
Das werde heute wieder gut!"

Hierauf wird sich dir die Pforte des krystallenen Gemaches öffnen, und ich werde dir die Macht ertheilen, den Zauber völlig zu lösen. Das sind die Vorschriften, die du zu erfüllen hast. Ich rathe dir nochmals ernstlich, ja keine zu übertreten, sonst bist du verloren. Schon Manchem habe ich das Geheimniß geoffenbart, aber noch Keinem ist sein Bemühen gelungen; die Einen vergaßen das Sprüchlein, Andere erlaubten sich bei ihrem Verfahren Willkührlichkeiten, weitaus die Meisten aber besaßen die Tugenden der Friedfertigkeit und des Gehorsams nicht. Laß dir dieses Werk sehr angelegen sein und bedenke, daß dir Zweierlei in deine Hand gegeben ist; erstens: die Büßenden von ihrer peinlichen Strafe zu befreien; zweitens: dir eine reiche Belohnung zu erwerben." Nachdem die Fee dieses gesprochen hatte, legte sie sich, zum Zeichen des Schweigens, die Hand auf den Mund und tauchte wieder in die Tiefe der Fluth. Arnold, von dem Traume auf das Lebhafteste aufgeregt, erwachte, als kaum die Erscheinung vor seinen Augen verschwunden war.

Jetzt erhob er sich von seinem Sitze und trat an das Ufer. Enten und Schwäne kamen fröhlich zu ihm herangerudert und schauten ihn so bittend an, und stießen dabei so ängstliche Töne aus, daß ihm unwillkührlich der Gedanke kam: diese Thiere setzten wohl ihre ganze Hoffnung auf ihn und wollten ihn gleichsam bitten, doch ja nichts zu unterlassen, was zur Bannung des Zaubers nothwendig wäre. Sogleich ging er in der Erinnerung

Alles noch einmal durch, was ihm die Fee gesagt hatte; — denn daß ihre Erscheinung nicht etwa ein bloßer leerer Traum seiner Phantasie gewesen wäre, sondern mit der Wirklichkeit in genauem Zusammenhange stehen müsse, davon war er bei sich fest überzeugt. Um vor Allem das Sprüchlein nicht zu vergessen, kritzelte er es in mehrere Felsplatten ein und schnitt es auch in die Rinde mehrerer Birken und Buchen, die er auf dem Rückwege nach der waldigen und mit Erdbeeren bewachsenen Anhöhe antraf. Sein Körbchen lag noch ganz in der nämlichen Stellung im Gebüsche, wie er es verlassen hatte. War er nun auch damit zufrieden, so machte es ihm doch große Sorge, daß er am Schwanensee so viele Zeit versäumt habe; denn drei volle Stunden hatte er daselbst zugebracht. „Was wird der Vater sagen?“ dachte er; „wenn ich so spät nach Hause komme und doch nicht mehr, als dies Körblein voll Erdbeeren mitbringe!“ Seine Besorgniß ward jedoch bald durch ein unerwartetes Ereigniß verdrängt. Als er sich nämlich mit dem gefüllten Körbchen eben auf den Nachhauseweg begeben wollte, hörte er unfern der Stelle, wo er sich befand, ein starkes Geräusch und ein klagenvolles Blöken. „Gewiß hat sich irgendwo ein junges Zicklein verirrt und kann nun seinen Herrn nicht wiederfinden!“ meinte Arnold. Indem er sich aber umsah und beim Umhersuchen an eine etwas tiefe Felsgrube kam, erblickte er ein niedliches junges Reh, welches wahrscheinlich bei einem zu kühnen Sprunge da hineingefallen war und sich jetzt nicht mehr zu helfen wußte. „Wart', liebes Thierchen, du bist mein!“ rief der Knabe fröhlich, kletterte sogleich hinab, band das junge Reh an eine starke Schnur an, die er beim Ausgehen in den Wald gewöhnlich in der Tasche trug, und führte es so nach Hause.

„Wo bleibst du denn so lange? In der Zeit hätte Einer sechs solcher Körbchen voll Erdbeeren gesucht!“ rief Wolfram voller Unwillen, als er seinen Sohn kommen sah. Als er aber das junge Reh gewahr wurde, welches Arnold an der Leine daherführte, legte sich sein Unmuth und er sprach:

„Nun, das geht noch an; wenn man einen guten Braten gefangen hat, kann man schon ein wenig langsamer thun.“ Damit war die Sache abgethan; Arnold mußte das junge Reh in den Stall führen und der kleine Wilhelm machte sich ein großes Vergnügen daraus, saftiges Gras und frische Baumzweige für den neuen Stallgast zu holen. Darauf setzte sich Wolfram mit seinen Söhnen zu Tische und gab nach dem Essen sogleich einem Jeden wieder seine Arbeit. Das mußte so sein; denn diese Kinder hatten schon lange keine Mutter mehr, welche die Geschäfte des Hauses und Feldes mit hätte besorgen können, und einen Knecht anzustellen, das vermochte Wolfram nicht; dazu war er zu arm oder doch wenigstens zu sparsam.

Diesmal ward Wilhelm in den Wald geschickt und zwar um Holz zu holen, während Arnold auf das Feld gehen und Unkraut ausjäten mußte. Draußen auf dem einsamen Acker dachte er jetzt einmal ernstlich darüber nach: ob er denn auch allezeit friedfertig und seinem Vater gehorsam gewesen sei, so daß er fähig wäre, den hohen Preis zu gewinnen, den ihm die Fee Hulda im Traume gezeigt hatte. Zu seiner großen Beruhigung konnte er sich das Zeugniß geben, daß er bis jetzt wenigstens noch nie eine Zänkerei mit seinem Bruder, noch viel weniger mit seinem Vater gehabt habe. Zwar hatte es zwischen ihm und dem kleinen Wilhelm manchmal Neckereien gegeben; doch waren diese nie boshafter Art gewesen, sondern hatten sich stets in den Schranken gutmüthigen Scherzes gehalten. Sanftmuth und Verträglichkeit waren ja eben die Grundzüge von Arnolds Character, wie wir bereits wissen. „Aber wie wird es nun weiter gehen?“ sprach der Knabe voller Besorgniß bei sich selbst. „Könnte sich nicht etwa noch Veranlassung zu Zwist mit meinem Bruder oder gar zu Widerspenstigkeit gegen meinen Vater finden? Mein Bruder ist zuweilen muthwillig, mein Vater öfters übler Laune; — was ich fürchte, könnte sich also gar wohl noch ereigneu.“ Diese Gedanken machten den guten Arnold ganz traurig. Er hatte wohl den besten Willen, seinerseits alle Gehässigkeiten unmöglich

zu machen; aber er bedachte eben auch wieder, wie leicht sich oft der Mensch, trotz seiner guten Vorsätze, zu einer unrechten That hinreißen läßt. Man würde ihm sehr unrecht thun, wenn man glauben wollte, er habe nur aus Eigennutz, (d. h. in der Hoffnung: sich durch die Lösung des Zaubers auf dem Schwanensee zu bereichern), nach fernerer Friedfertigkeit und nach fernerem Gehorsam gestrebt; Arnold handelte aus Herzensgüte so, und war weit entfernt von der Absicht, es nur für sich zu thun. Die Versorgung seines jüngern Bruders und seines in drückender Armuth lebenden Vaters war es vielmehr, was ihn zur Durchsetzung jenes Vorhabens bewog; und will man noch einen Beweggrund wissen, so war es das Mitleiden mit dem Schicksale der armen Verzauberten. Da gerieth er mit einem Male auf einen Einfall, der ihn ganz glücklich stimmte. „Wie wäre es?“ dachte er, „wenn ich bis zu meinem sechszehnten Jahre die Schaafe irgend eines reichen Gutsbesitzers hütete? Da wäre ja gleich ein Mittel gefunden, etwaniger Uneinigkeit und Unfolgsamkeit auszuweichen. Es fragt sich, ob der Vater damit zufrieden ist.“

Nach vollbrachter Feldarbeit kehrte Arnold wohlgemuth nach Hause zurück und setzte seinen Vater sogleich von seinem Entschlusse, Schäfer zu werden, in Kenntniß. „Versteht sich, Vater, wenn du nichts dagegen hast!“ fügte er bescheiden hinzu. Wolfram überlegte sich die Sache und fand, daß dies allerdings ein guter Gedanke wäre; denn dadurch würden für ihn der Nahrungssorgen weniger, und der Knabe komme auf diese Weise zu einem Berufe, der ihn vor Mangel schütze. Freilich bedachte er dabei auch, daß er in diesem Falle von nun an zwei fleißige Arbeitshände weniger haben würde; doch die Zuversicht, daß Arnold, als ein guter Sohn, durch seinen Verdienst auch wieder zur Erleichterung der häuslichen Sorgen beitragen werde, erhob ihn über jenes Bedenken.

„In Gottes Namen werde du ein Schäfer!“ sprach Wolfram zu seinem Sohne. „Ich entbehre dich zwar nicht gerne bei meinen Feldarbeiten und

sonstigen häuslichen Verrichtungen; aber ich denke, du werdest des väterlichen Hauses auch nicht vergessen und gerne thun, was du zur Verbesserung unserer Lage beitragen kannst." Arnold versprach dies mit frohem Herzen und ward bald darauf als Schäfer zu einem reichen Gutsbesitzer gethan, von welchem er einen schönen Jahreslohn erhielt. Wie man sich denken kann, führte er von nun an ein sehr einsames, stilles Leben. Sobald der Tag graute, zog er mit seiner Heerde hinaus auf die grünen Triften und Anhöhen, und kehrte erst nach Sonnenuntergang auf den großen Oeconomiehof zurück. Wenn er nun so seine Schaafe auf die Weide führte, wiederholte er sich sehr fleißig das Sprüchlein der Fee, und gedachte auch der übrigen Vorschriften mit Sorgfalt. Abends aber, wann seine Pflicht vollbracht war, ging er, so lange es nur immer die Jahreszeit erlaubte, in den nahen Fluß, um sich im Schwimmen recht tüchtig zu üben, worin er denn auch nach und nach eine große Fertigkeit sich erwarb. Da der Gutsbesitzer mit seinem Schäferjungen sehr zufrieden war, so gab er ihm, außer freier Nahrung und Herberge, auch noch Kleider, so daß der junge Hirt meist seinen ganzen Jahreslohn nach Hause bringen konnte. Wolfram hatte, wie man sich denken mag, große Freude an seinem Sohne, und es war ihm sehr lieb, daß er seiner Neigung zum Hirtenleben nachgegeben hatte. Welche Freude herrschte allemal in der kleinen Hütte, wann Arnold kam! Man kann wohl sagen, daß es alsdann immer ein Fest gab; denn wo mehrere frohe, zufriedene und einander liebende Menschen zusammenkommen, da bedarf es wahrlich nicht erst kostbarer, glänzender Zurüstungen weiter; ein einfaches Mahl, von der reinen Freude der Herzen gewürzt, ersetzet die reichste Tafel.

Nach Verlauf von vier Jahren hatte Arnold sein sechszehntes Lebensjahr erreicht und dachte nun ernstlich an die Ausführung seines Vorhabens. Nie hatte er sich bis dahin der Zänkerei oder des Ungehorsams schuldig gemacht und ebenso wenig hatte er die andern von der Fee ihm auferlegten Pflichten außer Acht gelassen: von der ganzen Sache zu schweigen und das bekannte

Sprüchlein wohl im Gedächtnisse zu behalten. Er durfte sich somit von seinem Unternehmen freilich einen guten Erfolg versprechen.

In einer freundlichen Sommernacht, da Mond und Sternchen prachtvoll am Himmel leuchteten, begab er sich ganz allein an den See. Ruhig und stille war die Fluth, nur ganz leise von der darüber hinstreichenden Abendluft gekräuselt. Geräuschlos und in friedlicher Majestät zogen die Schwäne auf dem dunkelgrünen Gewässer einher und in den Ringeln, welche durch ihr Rudern hervorgebracht wurden, zitterten lieblich des Mondlichts bleiche Strahlen. Die unzähligen Enten des See's schliefen theils im Schilfe am Ufer, theils verfolgten sie einander scherzend und neckend über die weite Wasserfläche hin. Arnold gab jetzt genau Acht, wann der feierliche Gesang der Schwäne beginnen würde; denn das war für ihn das Zeichen, daß die Mitternachtsstunde herangekommen sei und er den Sprung ins Wasser thun müsse. Auch war er sehr begierig, den schönen Gesang, von welchem er schon so viel hatte erzählen hören, nun einmal selber zu vernehmen; denn bis jetzt war er noch nie zur Mitternachtsstunde am See gewesen. Die Nachtluft fing an, recht kühl zu werden, und Arnold ging, um sich durch Bewegung zu erwärmen, raschen Schrittes am Ufer auf und ab. Als er eine gute Weile dieses Hin- und Hergehen fortgesetzt hatte, sah er wie die Schwäne mit einem Male auf die Mitte des See's ruderten und da still hielten. Alsbald stimmten sie ihren Gesang an. Wie Harfentöne, die sich sanft aus der Ferne her vernehmen lassen, erklang anfangs die Musik der Schwäne; dann wurde sie stärker und stärker und glich zuletzt einem mehrstimmigen Männergesange, welcher mit Posaunen begleitet wird. Die Melodie war langsam und feierlich und machte einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth. Der junge Schäfer gab sich aber nicht lange den angenehmen Empfindungen, welche diese Klänge in ihm erweckten, hin, sondern faßte sich ganz kurz und sprang — angekleidet wie er war — in die kühle Fluth. Rüstig arbeitete er sich mit seinen Armen vorwärts bis ganz nahe an die Schwäne hin. Die

vielen Enten, die sich schaarenweise um die nächtlichen Sänger versammelt hatten, erhoben bei der Annäherung des Schwimmenden ein lautes Freudengeschnatter, welches sie mit lebhaftem Flügelgewedel begleiteten, gerade wie damals, als er sich unter dem Weidenbaume niedergelassen und dann jenen merkwürdigen Traum hatte. Die Schwäne verstummten augenblicklich und ruderten rasch auseinander. Arnold war ihnen jedoch schon nahe genug gekommen, um seines Erfolges bald gewiß zu sein; und so schnell jene auch davon rudern mochten, so holte der rüstige Schwimmer einen der königlichen Schwäne mit der goldgelben Federkrone doch in kurzer Zeit ein. Rasch ergriff er ihn am Halse, schwang sich behende auf seinen weichen Rücken und lenkte das stattliche Thier dem Ufer zu, welchem entlang sie nun fortruderten. So gings — unter dem lärmendsten Jubel der vielen Enten — dreimal um den See herum. Als Arnold die dritte Rundfahrt beendigt hatte, that sich in der Mitte des See's plötzlich ein geräumiger Eingang auf, als wenn es in einen Keller ginge. Er ritt auf seinem Schwane dahin, ließ sich von ihm hinab tragen und langte mit ihm alsbald auf dem Grunde des See's an.

Hier erblickte er eine großartige Wohnung von dem reinsten Krystall. Er aber ließ sich nicht zerstreuen oder verwirren von der Pracht derselben, sondern sagte frisch und ohne Anstoß das Sprüchlein her, welches ihm die schöne Fee einst angegeben hatte:

„Der schwere Fluch ist nun vernichtet,
Den einst die Zwietracht auf sich lud;
Drum, was sie Uebles angerichtet,
Das werde heute wieder gut!“

Kaum hatte er diesen Spruch vollendet, so that sich die blinkende Pforte des krystallenen Gemaches auf; die Fee Hulda, auf das Herrlichste gekleidet, erhob sich von einem reich geschmückten Sitze und winkte ihm, hereinzutreten. Jetzt ließ Arnold den Schwan los und trat, vor Freude am ganzen Leibe bebend, zu der Fee hin. Sie empfing ihn mit der liebevollsten Freundlich-

keit, lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen und redete ihn folgendermaßen an: „Du hast deine Aufgabe sehr gut gelöst, mein junger Freund! Besonders bin ich mit deinem friedfertigen und kindlichdankbaren Betragen zufrieden. Unbemerkt von dir, habe ich jede deiner Handlungen genau beobachtet; ich habe gesehen, wie du um der Friedfertigkeit willen, die Einsamkeit des Hirtenlebens suchtest, und habe mit innigem Vergnügen wahrgenommen, wie du mit deinem einfachen Jahreslohne deinen armen Vater unterstütztest. Das ganze Unternehmen, welches du jetzt so gut beendigt hast, ist ein Werk deiner reinen Herzensgüte. Du dachtest an deine Familienangehörigen und an das traurige Schicksal der verzauberten Büßenden; an dich selbst dachtest du nicht. Wohlan, so empfange denn nun die Vollmacht, den Zauber, der auf dieser Gegend lastet, aufzuheben und zugleich die Belohnung für dein so edles Betragen. Nimm dieses Röslein als ein Zeichen meiner höchsten Huld an. Was du damit berühren wirst, wird sich nach deinem Willen gestalten, und so lange du lebst, werden dir alle deine Wünsche in Erfüllung gehen. Nur Eins könnte ich dir nicht gewähren, wenn du es allenfalls wünschen solltest — ewiges Leben. Dies hängt nicht von meinem Willen, sondern von der Macht des Allerhöchsten ab. Alles, was ich dir in dieser Hinsicht gewähren kann, ist ein hohes Alter und dies soll dir sowohl, als auch allen Denjenigen, welchen du es wünschen wirst, zu Theil werden." Arnold nahm das Röslein mit freundlichem Danke an und betrachtete es erstaunt von allen Seiten; es war eben so zierlich von Gestalt, als fein von Duft und man hätte nicht meinen sollen, daß man mit diesem zarten Blümchen so Großes ausrichten könne.

Um sogleich einmal einen Versuch mit der Zauberkraft dieses Röschens anzustellen, wünschte Arnold, daß das Wasser des See's augenblicklich austrockne; er hatte auch kaum die krystallene Wand, neben welcher sich das Wasser befand, berührt, als es mit gewaltigem Zischen in die Erde eindrang und auch nicht die Spur von Feuchtigkeit zurückließ. Das gab eine unge-

heure Veränderung; die prachtvolle Wohnung war völlig verschwunden und die Fee stand jetzt neben ihm auf einer herrlich grünenden Wiese. Es war heller Tag geworden. Nicht weit von ihnen prangte in der lieblichsten Sommerpracht das Wäldchen, vor welchem einstmals der blutige Zweikampf zwischen den beiden Königssöhnen stattfinden sollte, und seitwärts auf einem Hügel thronte, wie vor uralten Zeiten, das königliche Schloß. Arnold, außer sich vor Erstaunen über diese höchst wunderbaren Verwandlungen, traute hinsichtlich dessen, was er jetzt um sich her erblickte, kaum seinen Augen. Wie Einer, der aus einem merkwürdigen Traume erwacht ist und sich gar nicht in die Wirklichkeit finden kann, stand er da. In einiger Entfernung wateten die Enten und Schwäne durch das hohe Gras, sich vergeblich nach Wasser und Schilf umsehend; denn davon war keine Spur mehr da.

Da sprach die schöne Fee Hulda zu ihm mit freundlichem Lächeln: „Du siehst, mein lieber Freund! daß in dem Röschen allerdings eine große Zauberkraft steckt. Bediene dich desselben nun nach Wunsch; denn wie es zu gebrauchen ist, weißt du jetzt. Ich aber will mich entfernen, da meine Absicht erreicht ist; auch würden, wenn ich noch länger hier verweilte, die Schwäne und Enten, welche sich nach ihrer Entzauberung sehnen, sich nicht zu dir heranwagen, indem sie eine ganz gewaltige Furcht vor mir haben. Nun lebe wohl und glücklich, und solltest du jemals in den Fall kommen, daß du meiner Hülfe bedürftest, so brauchst du nur in das Wäldchen dort zu gehen und einen Zweig zu knicken — und augenblicklich werde ich dir erscheinen.“ Als sie das gesagt hatte, reichte sie dem Jünglinge zum Abschiede huldvoll ihre von den kostbarsten Ringen blitzende Hand und verschwand wie ein Rauchwölkchen, welches sich allmählig in der reinen Luft verliert.

Kaum war die Fee unsichtbar geworden, als plötzlich alle Schwäne und Enten mit dem lärmendsten Jubelgeschrei über die blumenreiche Wiese hin auf Arnold zuflatterten, und sich in freudiger Ungeduld um ihn her drängten. Er berührte zuerst die beiden königlichen Schwäne mit der zaubervollen

Rose — und im Nu standen sie in ihrer ehemaligen Gestalt als Prinzen vor ihm. Beide dankten ihm auf den Knieen und mit heißen Freudenthränen für die glückliche Rettung und erzählten ihm kurz, welches Schicksal sie seither gehabt hatten. „Als wir in Schwäne verwandelt worden waren," sagte der Eine von ihnen, „kam es uns beiden feindlichen Brüdern anfänglich sehr hart vor, miteinander auf dem nämlichen Gewässer leben zu müssen. Wir verfolgten einander in der ersten Zeit ganz grimmig und bissen und zerrupften uns oft, daß die Federn büschelweise davon flogen. Unsere gegenseitige Erbitterung hat sich aber bald gelegt, das kann ich versichern. Der Zwang: auf dem nämlichen See miteinander zu leben und jede Mitternacht feierliche Friedensgesänge gemeinschaftlich anzustimmen, hat unsern Sinn gebeugt, so daß wir in kurzer Zeit von den friedlichsten und brüderlichsten Gesinnungen zueinander erfüllt wurden. Es sind jetzt hundert und fünfzig Jahre, seit wir uns im Zustande der Verzauberung befinden, und vergebens hofften wir seither auf Rettung. Zwar hat es nie an Solchen gefehlt, die unsere Retter werden wollten, das kannst du an der Unzahl von Enten sehen; aber es hatte Keiner die erforderlichen Eigenschaften. Viele von den Buben, die an unsern See kamen, waren ebenso zanksüchtigen oder ungehorsamen Characters, als wir es gewesen waren; andere kamen blos deßhalb hierher, um sich in Enten verwandeln zu lassen und nachher ein ihrer Faulheit zusagendes, recht müßiges Leben zu führen; wieder andere vergaßen die Vorschriften der Fee, die sie ihnen, gleichwie Dir, im Traume mitgetheilt hatte, oder sie handelten absichtlich nach ihrem eigenen Gutdünken; andere endlich versuchten unsere Rettung blos aus Gewinnsucht u. s. w. So wurde der Tag unserer Befreiung gar sehr hinausgeschoben, bis es denn zuletzt dir gelungen ist, uns zu retten. Doch wir wollen dich jetzt, liebster Arnold, in deinem edlen Werke nicht weiter aufhalten, da auch die andern Schwäne und Enten noch entzaubert sein wollen. Ich weiß es: sie harren dem Augenblicke ihrer Umwandlung mit unaussprechlicher Sehnsucht entgegen, und du wirst bald

Gelegenheit haben, dich zu überzeugen, daß auch sie in der langen Zeit der peinlichen Strafe sich gebessert haben.“ So sprach der Eine der Prinzen.

Arnold berührte hierauf mit seiner Rose auch die andern Schwäne, welche, sogleich in ihrer ursprünglichen Gestalt als Hofleute dastehend, ihm ihren wärmsten Dank abstatteten und mit den beiden Prinzen sich nach dem königlichen Schlosse begaben. Ehe die Letzteren sich entfernten, begrüßten sie ihren Retter nochmals recht freundlich und sagten ihm, daß sie ihn des andern Tages in ihre Residenz abholen wollten, weil sie gar Vieles noch mit ihm zu besprechen hätten und ihm auch gerne noch auf eine besondere Weise ihre Dankbarkeit beweisen möchten.

Jetzt gings an die Entzauberung der Enten. Hurrah, welch' ein Gewimmel und Geschnatter gab das! Arnold mußte sich ganz ruhig auf einem Fleck halten; sonst hätte er mehreren dieser Vögel auf die rothgelben Watschelfüßchen oder gar auf die Köpfe getreten. Da er jede einzelne Ente mit seinem Röslein berühren mußte, so kann man sich denken, daß diese Handlung sich sehr in die Länge zog und zu einer wahren Arbeit wurde. Er hatte über zwei Stunden vollauf damit zu thun, bis er das Vergnügen hatte, sämmtliche Enten in Buben umgewandelt, mit freudigem Jauchzen davonziehen zu sehen. Viele Knaben haben es im Brauch, bei einer empfangenen Wohlthat oder Gefälligkeit ohne Dank davon zu rennen; — bei diesen war das nicht der Fall. Unzählige Worte des herzlichsten Dankes strömten über ihre Lippen, unzählige Freudenthränen stürzten aus ihren Augen. Es war ein herzergreifender Anblick. Jeder der Buben wollte seinem geliebten Retter die Hand drücken; da dies aber natürlich gar nicht ausführbar war, so wollten sie wenigstens seine Arme oder Füße berühren. Gerührt stand Arnold in ihrer Mitte, und weinte in ihre Freudenthränen auch die seinigen; die Wonne über den erstaunlichen Erfolg seines Wirkens machte ihn sprachlos.

Als das außerordentliche Getümmel der jugendlichen Schaaren sich endlich

verlaufen hatte und Stille eingetreten war, verwandelte Arnold mit seiner Rose ein paar kleine Steinchen, die vor seinen Füßen am Boden lagen, in Wagen und Pferde, steckte das Röschen in seine Hirtentasche und fuhr eilig nach der einsamen Hütte seines armen Vaters. Er hatte aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er ihn schon daherkommen sah. Arnold hielt sein Gespann sogleich an, stieg aus und mit den Worten: „Mein guter, mein geliebter Sohn!“ schloß ihn Wolfram in seine Arme. Lange lagen sie so in stummer Umarmung, bis sie endlich nach einem reichlichen Erguß von Freudenthränen den Gebrauch der Sprache wiedererhielten. Versteht sich, daß Arnold seinem Vater nun gleich erzählen mußte, wie er dieses erstaunliche Werk der Entzauberung des Schwanensee's zu Stande gebracht habe; aber im Taumel des Entzückens und im Sturme der gegenseitigen Hin- und Herfragen konnten sie sich nur halb verständigen. Sie blieben übrigens nicht lange da stehen, sondern setzten sich alsbald in den Wagen, um nach Hause zu fahren. „Was macht mein Bruder Wilhelm?“ fragte Arnold seinen Vater beim Einsteigen. „Er ist frisch und munter,“ versetzte Wolfram, „und konnte sich, als wir die Kunde von deiner großen That erhielten, kaum zu Hause zurückhalten; so sehr drängte es ihn, dich zu sehen. Es mußte aber doch Eins daheim bleiben.“

Fort ging es jetzt im hellen Galopp, und ehe fünf Minuten verflossen waren, hielten sie vor der ärmlichen Hütte. Da kam Wilhelm mit lautem Jubel dahergesprungen und fiel seinem Bruder um den Hals. Nachdem sie sich so auf das Herzlichste begrüßt hatten, drückte Wilhelm seine Verwunderung aus, daß Arnold, bei aller seiner Macht, doch immer noch die alten Hirtenkleider anhabe. „Mein lieber Bruder!“ antwortete dieser; „an andere Kleider zu denken, habe ich noch gar keine Zeit gehabt. Du hättest nur das Freudengetümmel sehen sollen, welches mich umgab; da würdest du das begreifen. Wir wollen aber jetzt gleich unserm ärmlichen Zustande ein Ende machen.“

Als darauf Arnold sein Röschen hervornahm, um die väterliche Hütte damit zu berühren, betrachtete es Wilhelm mit gewunderigen Blicken, wollte aber nichts Sonderliches daran finden. „Es ist ein ganz hübsches Blümlein; das ist wahr!“ meinte er, „aber ich sehe nicht ein, wie das so merkwürdig wirken kann.“

„Der Zauber steckt in ihm, das wirst du sehen;“ entgegnete Arnold und berührte sogleich die Wand des Bauernhauses. Augenblicklich war ein stolzer Palast daraus geworden, vor welchem geschäftig mehrere fein gekleidete Diener umhergingen. Diese kamen alsbald heran und fragten, was der gnädigen Herrschaft gefällig wäre. Wilhelm sperrte Augen, Mund und Ohren weit auf und war außer sich vor Verwunderung. Wolfram lachte ganz ausgelassen wie ein Kind, das einmal einen rechten Spaß gesehen hat; denn es kam ihm vor allen Dingen höchst komisch vor, daß er mit „Gnädiger Herr!“ angeredet worden war, was ihm, wie er versicherte, noch sein Lebtag nicht vorgekommen sei, und was er auch nie geträumt habe. Da nun Arnold sah, daß weder sein Vater, noch sein Bruder den Bedienten einen Befehl ertheilten, so that er es und gab Auftrag, sogleich den Tisch zu decken, damit sie speisen könnten. „Ganz wohl!“ sprachen die Bedienten mit höflichen Verbeugungen und eilten in den Palast. Ehe sich diese drei glücklichen Menschen zu Tische setzten, nahmen sie einmal die Nebengebäude und Umgebungen des Palastes in Augenschein. Da standen vortrefflich eingerichtete Stallungen, in welchen sich die schönsten Pferde befanden; weiter sahen sie gefüllte Scheunen, Wagenschuppen und große Gewächshäuser und um alle diese Gebäude zogen sich die prachtvollsten Gärten.

Beim Umherspazieren machte sich Arnold den Spaß: die ärmlichen Kleider seines Vaters und Bruders, so wie auch seine eigenen in die feinsten Gewänder umzuwandeln, worüber es, wie man sich einbilden kann, ein neues, großes Erstaunen gab. Die größte Bewunderung erregte aber doch das über alle Beschreibung glanzvolle Innere des Palastes, in welchen sie jetzt traten.

Hier waren alle ausgezeichneten Zierstoffe in Anwendung gebracht und dabei mit einem Geschmack und mit einer Kunst bearbeitet, die wohl weder vor, noch nach dieser Zeit dagewesen ist. Man versparte jedoch die gänzliche Besichtigung aller dieser Herrlichkeiten bis nach Tische; denn so eben meldete ein Bedienter, daß die Speisen aufgetragen seien. Wenn ein reicher, mächtiger König ein großes Fest feiert und für ein Gastmahl Alles aussuchen läßt, was es nur Angenehmes und Treffliches gibt, so kann man wohl etwas Seltenes in dieser Hinsicht erwarten; aber noch feiner war das Mahl, welches auf Wolfram und seine Söhne wartete. Sie setzten sich in ihren prächtigen Anzügen froh zu Tische und als in kunstvoll geschliffenen Gläsern der köstlichste Wein perlte, rief Wolfram aus: „Jetzt, meine Söhne, ist in Erfüllung gegangen, was ich vor Jahren, da ich eines Abends mißmuthig aus der Stadt heimkehrte, zu euch sagte. Weißt du es noch, Arnold?“

„Ja wohl!“ antwortete dieser. „Als wir dich damals fragten, ob du uns Etwas mitgebracht habest, sagtest du traurig: Wir haben ja fast das liebe, tägliche Brod nicht, wo sollte ich da Geld hernehmen, euch auch noch Spielzeug zu kaufen. Ihr müßt warten, bis wir einmal den Zauber des großen Schwanensee's lösen und dadurch steinreiche Leute werden; eher gehts nicht. Wann das aber sein wird, das weiß der liebe Himmel!“

„Seht einmal an,“ rief Wolfram mit freudigem Lachen, „ich glaube gar, unser Arnold hat alle Wörtchen behalten, die ich damals sagte. Mir ist, als hätte ich wirklich genau so gesagt. — Ach, wie bedaure ich nun, daß eure Mutter nicht mehr lebt. Sie hat sich so viel mit mir gequält, um euch ordentlich zu erziehen, daß es mir eine wahre Lust wäre, sie jetzt in unserm Glück bei uns zu sehen. Wie ist es, Arnold? Könntest du nicht machen, daß sie wieder mit uns vereinigt würde, wenn du dein Röslein etwa auf ihr Grab legtest?“

„Leider kann ich das nicht, lieber Vater!“ entgegnete er. „Die Fee hat

mir zwar sonst alle mögliche Macht gegeben; aber in dieser Beziehung kann ich nur Leben verlängern, nicht Todte auferwecken.

„Nun, dann verlängere unser aller Leben so sehr, daß wir niemals sterben!" sagte da Wilhelm.

„Auch das kann ich nicht," gab Arnold zur Antwort. „Ewiges Leben kann auch die Fee Hulda nicht verleihen, wie sie mir selbst gesagt hat, sondern das hängt allein von der Macht des Allerhöchsten ab."

Während sie sich so unterhielten und ein Chor von trefflichen Musikern eben die Tafelmusik beginnen wollte, wurde dem Arnold ein Bote gemeldet, der von den beiden königlichen Prinzen einen Auftrag an ihn habe. Er begab sich mit ihm sogleich in ein schönes Besuchzimmer und erfuhr denn, daß er so bald als möglich auf dem Schlosse der Prinzen erwartet werde. Nach dem Essen übergab er also seinem Vater und Bruder den prachtvollen Palast sammt Gärten, wünschte ihnen gute Unterhaltung, während er abwesend sein würde, und fuhr in seinem Wagen davon. Bald hatte er das königliche Schloß erreicht und wurde bei seinem Eintritte in dasselbe auf das Ehrenvollste empfangen. „Denk dir einmal!" sagte einer der Hofleute zu ihm, „die beiden Prinzen sind ja wieder miteinander in Streit gerathen. Vor der Verzauberung wollte jeder von ihnen König werden; jetzt mag es keiner sein, und Einer bestürmt den Andern, doch die Königswürde anzunehmen. Freilich ist der diesmalige Streit kein Ausbruch von Leidenschaft, sondern reiner Wetteifer der Bescheidenheit. Da haben sie nun dich rufen lassen, daß du das Schiedsrichteramt übest, wer König sein solle; was du urtheilen wirst, dem werden sie sich unterwerfen." Indem der Höfling noch so redete, kamen die beiden Königssöhne daher und bezeugten eine außerordentliche Freude, ihren Retter bei sich zu sehen. Nach der herzlichsten Bewillkommung nahmen sie ihn vertraulich in ihre Mitte, und gingen mit ihm Arm in Arm hinauf in einen der schönsten Säle des Schlosses,

wo sie ihm denn mittheilten, was wir bereits wissen, nämlich: daß er bestimmen möge, wer von ihnen beiden zum Könige auszurufen sei.

„Da weiß ich euch keinen bessern Rath," sprach Arnold, „als daß ihr gemeinschaftlich das Land regieret; Jahr um Jahr wechselt ihr ab mit der Besetzung des Thrones, besorget aber jederzeit miteinander die Staatsgeschäfte. In dem Jahre, wo der Eine auf dem Throne sitzt, Audienzen ertheilt, Urtheile unterschreibt u. s. w., reis't der Andere im Lande umher und sieht, wo es bei den Unterthanen Noth thut. Auf diese Weise werdet ihr Beide sehr wohl regieren und die Unterthanen werden sich desto besser dabei befinden. Es wäre überhaupt jedem Könige zu wünschen, daß er sich zertheilen und theils auf dem Throne sitzen, theils im Staate umherreisen könnte, um gleichzeitig auch die Beschwerden und Bedürfnisse des Volkes zu erforschen. Da es sich bei euch nun so schön fügt, daß ihr euch in Würde und Bürde des Königthums theilen könnet, so thut es; das wäre mein Rath." Als Arnold ausgeredet hatte, klatschten die beiden Königssöhne vor Freuden in die Hände wegen dieses von ihnen nicht erwarteten Rathes, der für Beide so annehmbar und für das Land so ersprießlich war; und sie ließen diese Art und Weise des Regierens sogleich überall bekannt machen. Hierauf drangen sie in ihn, daß er doch eine hohe Stelle am Hofe annehmen und sich eine solche selbst aussuchen möchte; allein dazu war Arnold nicht zu bewegen.

„Ich bin bis jetzt," so antwortete er, „ein einfacher Bauer und Schäfer gewesen und muß gestehen, daß ich mich dabei am Glücklichsten befunden habe. In das Hofleben würde ich mich am allerwenigsten schicken können. Jedoch stehe ich euch allezeit sehr gern mit meiner Macht zu Diensten und es wird mich freuen, wenn ich oft Gelegenheit habe, euch Gefälligkeiten zu leisten."

Mit Bedauern willigten die Königssöhne darein, daß Arnold sie wieder verließ; indessen erlangten sie mit ihren Bitten bei ihm doch so viel, daß er noch vierzehn Tage lang ihnen am Hofe Gesellschaft leistete. Die Zeit seines

Aufenthaltes im Schlosse war aber keineswegs eine ungestörte; denn zu jeder Stunde des Tages kamen Leute, welche dieses oder jenes Anliegen hatten. Es kamen auch sehr viele von den Buben, welche ehemals als Enten auf dem See umhergeschwommen waren; diese klagten, daß sie in der langen Zeit ihrer Verzauberung um ihre Heimath gekommen wären. Man kann sich das denken; bei dem Wechsel der Verhältnisse innerhalb eines Zeitraumes von hundert und fünfzig Jahren konnte schon eine gehörige Anzahl dieser Buben heimathlos werden. Da mußte denn Arnold auf verschiedenen größeren Ebenen des Landes Städte hinzaubern, um dem Bedürfnisse von Wohnungen zu genügen. Als er nun vierzehn Tage lang mit Rath und That am Hofe und in der Umgegend geholfen hatte, kehrte er wieder zu seinem Vater und Bruder zurück. Er nahm seinen Weg durch das bekannte Thal, welches vor Kurzem noch ein großer, tiefer See gewesen war und gerieth wahrhaft in Erstaunen über die Unzahl von Spaziergängern, die daselbst auf- und abwogten. So wie sich nämlich die Nachricht von der Entzauberung des großen Schwanensee's im Lande umher verbreitet hatte, waren aus allen Gegenden Menschen zusammengeströmt, um sich die großen Veränderungen einmal in der Nähe zu betrachten. Viele meinten noch Feuchtigkeit oder Spuren von Schilf u. s. w. daselbst anzutreffen; — aber wie schon gesagt: es war alles blühende Ebene und grünende Waldung. Dieser zahlreiche Thalbesuch dauerte gewiß vier Wochen lang, und als die Landeskinder mit Beschauen fertig waren, kamen ganze Schwärme von Reisenden aus fremden Ländern in der nämlichen Absicht dorthin.

Arnold war kaum vor seinem Palaste abgestiegen, als ihm sein Vater mißmuthig entgegenkam und rief: „Dieses Herrenleben halte der Kukuk aus; mir und dem Wilhelm ist es unerträglich. Die ganze Geschichte ist doch weiter nichts als eine glänzende Langeweile und ein vornehmer Müßiggang. Ich bitte dich, mein Sohn, mach' doch, daß ich wieder als Bauer leben kann. Man muß sich zwar genug dabei schinden und plagen, aber man ist doch

frisch und stark dabei und wird seines Lebens froh; auf diese Weise hingegen weiß man gar nicht, was man auf der Welt soll, und möchte sich fast vor seinem eigenen Schatten schämen. Behalte du meinetwegen diesen stolzen Palast allein und gib mir ein Bauerngut mit etwa vier bis sechshundert Morgen Land, mit achtzig Kühen, dreißig Pferden, einigen Hundert Schafen, etlichen Schweinen; versteht sich: sammt den dazu gehörigen Stallungen und Ackerwerkzeugen. Und ich müßte auch etwa fünfzehn Knechte dazu kriegen; aber nur ja keine faulen Lümmel, sondern Kerls, mit denen es auch eine Freude ist, etwas anzufangen. Auch fällt mir ein, daß ich ein gutes Stück Waldung brauchen könnte, von wegen dem Holz. Du sollst sehen: wenn du mir das gibst, bin ich der glücklichste Mensch, den die Sonne bescheint." So sprach Wolfram. Wilhelm fügte jetzt auch noch seine Meinung dazu, indem er sagte: „Ach ja, Arnold, mach' es so, wie es der Vater eben gesagt hat. Mir ist es in einer einfachen, aber reinlichen Strohhütte unendlich wohler, als zwischen diesen goldverzierten Marmor- und Alabasterwänden. Wenn ich noch daran denke, wie ich draußen auf dem Felde meine Ziegen so schön gehütet habe und wie ich mir ein lustiges Feuerchen anmachte, und Aepfel bratete und mein Lied dazu sang; oder wenn ich im Walde Schlingen und Fallen aufstellte, in denen ich Vögel fing, und wie ich Nester ausnahm und junge Häschen im tiefen Klee erhaschte; — ja, wenn ich an das Alles denke und es mit Dem vergleiche, was ich jetzt habe, so kommt es mir fast vor, als wohnten wir zur Strafe in diesem glanzvollen Gebäude. Drum bin auch ich der Meinung wie der Vater: gib uns ein recht tüchtiges Bauerngut; vergiß aber nicht, für einen ordentlichen Obstbaumgarten zu sorgen, der sich um's Haus ziehen muß. Hörst du?"

Als Arnold seinen Vater und seinen Bruder angehört hatte, fing er laut an zu lachen und sagte: „O ihr Lieben! Wißt ihr denn auch, daß ich genau so denke, wie ihr? Es ist gerade, als wenn wir ein Herz und eine Seele wären! So eben komme ich vom königlichen Schlosse, wo

mir die beiden Prinzen, — die von nun an gemeinschaftlich regieren werden, — eine hohe, vornehme Hofstelle antrugen; diese sollte ich mir selbst auswählen. Ich gab ihnen aber zur Antwort: ich sei bisher Bauer und Schaafhirt gewesen und habe mich dabei am allerglücklichsten befunden; in das Hofleben würde ich mich am wenigsten fügen können. Im Uebrigen aber stünd' ich ihnen mit meiner Macht allezeit sehr gerne zu Diensten. Seht, das habe ich ihnen zur Antwort gegeben. Ich muß euch auch offen gestehen und ihr werdet mir's gerne glauben, — dafür kennt ihr mich — daß ich den Zauber des Schwanensee's nicht gelöst habe, um nachher ein Schlaraffenleben zu führen. Nein, ich wollte blos unsere ärmliche, drückende Lage verbessern und die Verzauberten von ihrem peinlichen Schicksale befreien; — das ist die ganze Geschichte. Euer Vorschlag ist der allerbeste von der Welt; wir können nichts Gescheideres thun, als zu unserm alten schönen Stande zurückzukehren, uns diesen so angenehm als nur möglich zu machen und so lange beieinander zu bleiben, bis es Gott gefällt, uns aus diesem Leben abzurufen. Nun will ich euch was sagen: Du, Vater, wirst der Meisterbauer, der das Ganze leitet; Wilhelm wird dein Meisterknecht und ich werde dein Schaafhirt. Gelt, das ist das Beste?"

Ja, ja! das ist das Beste!" riefen Wolfram und Wilhelm fast gleichzeitig und der Letztere sprang, indem er das ausrief, vor Freuden hoch in die Höhe.

„Also wollen wir gleich Ernst aus der Sache machen!" sprach darauf Arnold und berührte mit seinem Zauberröslein die Mauer des Palastes. Derselbige verschwand augenblicklich und an dem Orte, wo er gestanden hatte, gestaltete sich sofort ein Bauerngut in der Art und in dem Umfange, wie es Wolfram und Wilhelm gewünscht hatten. Voller Freude, sich jetzt auf dem Gipfel ihrer Wünsche angelangt zu sehen, nahmen die Drei von dem Gute Besitz und führten das glücklichste Leben von der Welt. Auch die Regierung der beiden Königssöhne war eine sehr glückliche und segensreiche.

Nie hatten sie fernerhin mehr einen Streit miteinander, sondern theilten sich in die Lasten und Freuden ihres Standes nach ächt brüderlicher Weise; und die Bewohner des Landes priesen sich glücklich: zwei so väterlich gesinnte Männer zu Königen zu haben. Von Noth war natürlich gar keine Rede, so lange Arnold lebte; denn wenn die Königssöhne oder andere Leute im Lande sich in Etwas nicht recht zu helfen wußten, kamen sie hinaus zu dem mächtigen Arnold, der auf dem freien Felde oder auf den waldigen Anhöhen ganz bescheiden und friedlich seine Schaafheerde weidete, und allemal half sein Zauberröslein. Schade nur, daß alle irdische Herrlichkeit so bald wieder vergeht; sonst könnte man heutzutage noch gar oft zu jenem wundervollen Blümchen seine Zuflucht nehmen! Nicht wahr? —

37.

Männertrutz.

Von

Clemens August, Erzbischof von Köln.

Es soll, gleich einem Eichbaum stark,
Der Mann mit Stürmen ringen,
Es soll ihm trotzig Bein und Mark
Die Willenskraft durchdringen.

Und wenn der Donner oben braus't,
Der Himmel steht in Gluthen,
Die Höll' ihm um die Ohren saus't,
Das soll ihn nicht entmuthen.

Ihm muß die Welt in seiner Brust,
In seinem Leben liegen,
Er muß in Leid und muß in Lust
Sein eigen Herz besiegen.

Und stetig ernst und stetig treu
Muß er sein Werk vollbringen,
Und muß im Leben frank und frei
Nach allem Edlen ringen.

So soll er aus dem Erdenthal
Den Weg zum Himmel wandeln,
Und soll im heil'gen Gottesstrahl
Stets recht und redlich handeln.

Das ist der ächte starke Mann,
Der so durch's Leben gehet,
Der so auf seiner Lebensbahn
Gleich einem Eichbaum stehet.

38.

Denkspruch.

Ich bin ein Königreich; mein Herz das ist der Thron, die Seele Königin, der König — Gottes Sohn.

39.

Was man an einem Gärtchen lernen kann.

Ihr alle, meine jungen Freunde, habt wohl Gärtchen an euern elterlichen Wohnungen, oder kennet sie doch wenigstens aus der Anschauung. Habt ihr denn aber auch schon nachgedacht, was man an einem Gärtchen lernen kann? Schwerlich; denn in euerm Alter denkt man mehr an den Genuß der Dinge, als an deren Bedeutung. Darum will ich es euch sagen; das Gärtchen verkündigt uns folgende Lehren:

1. Ohne Müh' und Sorge gibts im Leben keine Freude. Das Gärtchen muß man umgraben, düngen, hacken, mit dem Rechen ebnen, eintheilen, besäen und bepflanzen, wenn etwas Rechtes draus werden soll. Und selbst dann hat man noch nicht genug gethan; es muß auch noch darin begossen, beschnitten, versetzt, veredelt werden und dergleichen mehr. Hat man das Alles treulich besorgt und läßt sich des Gärtchens Pflege auch fernerhin angelegen sein, so hat man sich seiner Zeit auch lieblicher Blüthen und edler Früchte zu erfreuen. Wollte der Gärtner über die Arbeit verdrießlich werden und in seiner Ungeduld Alles vernachläßigen, so bekäme er eben nichts. So geht es in allen Stücken, so geht es euch namentlich beim Lernen. Ohne Müh' und Sorge kommt auch ihr zu keinem Ziel; es kostet euch jetzt Schweiß und Anstrengung. Habt ihr's aber einmal überwunden und seid in der Gewohnheit des Fleißes groß geworden, so geht's euch wie dem Besitzer des Gärtchens, der allerlei schöne Blümchen und allerlei wohlschmeckendes, gesundes Obst zu pflücken hat; auch ihr genießet dann die Früchte euerer Thätigkeit und blicket dereinst mit Freuden auf die entschwundene Jugend zurück, weil ihr euch sagen könnt: „diese Zeit habe ich wenigstens nicht unnütz zugebracht; sondern nach Kräften war ich bemüht, Gutes und Nützliches zu erlernen und darf mich nun des guten Erfolgs freuen."

2. Ohne Licht und Wärme von Oben gedeiht nichts. Sperrt einmal Pflanzen in den Keller, wo gar kein Sonnenstrahl jemals hindringt oder laßt sie unter Steinen fortwachsen und seht was daraus wird! Elende, bleiche und kraftlose Ranken und Stengel bilden sich, die kaum Blätter, geschweige denn Blüthen zu treiben vermögen. Sie sind zu nichts dienlich, weder zur Zierde noch zur Nahrung; darum thut man am besten, man wirft sie auf den Mist, damit sie wenigstens noch Dünger geben. Die Ursache dieser Krüppelhaftigkeit und Untauglichkeit liegt einzig und allein in dem Mangel an Licht und Wärme von Oben. Farbenpracht und Wohlgerüche danken die Gewächse eben nur dem belebenden Einflusse der lieben Sonne. — Ganz so, liebe Kinder, verhält sich's mit dem menschlichen Leben. Soll sich euer Leben wahrhaft schön und wahrhaft erfreulich gestalten, so lasset vor allen Dingen das göttliche Licht von Oben, die heilige Religion, in euch leuchten! Verschließet nicht eure Herzen in strafbarem Leichtsinne dem segensreichen Einflusse ihrer Heilswahrheiten; nähret in euern Gemüthern vielmehr frühzeitig wahre Frömmigkeit und reine Andacht, und bedenket, daß auch die rühmlichste That keinen Werth hat, wenn die Gesinnung, die sie hervorrief, nicht in Gott ruht oder mit andern Worten: wenn die That nicht aus Liebe zu Gott geschieht. So befleißiget euch denn allezeit und mit aller Gewissenhaftigkeit dessen, was unsere heilige Religion als Pflicht und als heilsame Uebung aufstellt! Wenn ihr auch Manches noch nicht recht begreift, — das Verständniß kommt noch; aber den Segen der religiösen Uebungen könnet ihr jetzt schon an euch erfahren.

3. Es gibt Böses auszurotten. Gebt einmal Acht, wie es in einem Garten aussieht, wenn man mehrere Tage lang nicht gejätet hat! Gleich fangen Wege und Beete an sich mit Unkraut zu bedecken, so daß es Mühe kostet, bis Alles wieder klar und geordnet ist. Was wird man nun wohl am Besten thun, um den Garten allezeit rein zu erhalten? Das will ich euch sagen. Jeden Tag, wo ihr euer Ländchen überblickt und eine schädliche oder unnütze Pflanze bemerkt, reißt ihr sie heraus und werft sie fort! Auf diese Art habt ihr zwar jeden

Tag damit zu schaffen; allein die Mühe ist doch nur gering, weil sie sich vertheilt und weil das Unkraut im Entstehen leichter zu vertilgen ist, als wenn es sich bereits zur kräftigen Pflanze ausgebildet hat. — Diese gute Regel laßt euch aber nicht blos für euer Gärtchen, sondern auch für euer Herz gesagt sein. Auch hier sproßt, neben manchem Guten, manche Unart, manche böse Neigung, die, wenn sie ungestört fortwuchern darf, sich zuletzt zur gefährlichen Leidenschaft steigert. Seid also auch an eueren Herzen gute Gärtner und rottet alle Tage aus, was darin Schädliches aufkommen will. Eure Eltern, Lehrer und Seelsorger sagen euch schon was Recht und Unrecht ist. Ihr werdet am Besten fahren, wenn ihr euch jeden Abend vor dem Schlafengehen getreu erforscht: was ihr an diesem Tage Böses gethan und Gutes unterlassen habt. Diese tägliche Gewissenserforschung ist die beste Vorbereitung für die heilige Beichte, und je sorgsamer ihr allezeit über euch selbst wachet, desto reiner wird euer Lebenswandel werden.

4. Die Gewächse des Gartens lehren Dankbarkeit. Es ist wahr: ein Garten, wenn er gut werden soll, gibt viel zu thun, wie wir schon im Anfange gesehen haben; allein wie dankbar ist er nicht auch dafür! Die Blumen ziehen ihre schönsten Kleider an, gießen ihre herrlichsten Wohlgerüche aus und tischen den süßesten Honig auf; die Bäume, die schon im Frühling mit einander um die Wette geblüht, tragen jetzt köstliche Früchte; ja selbst ganz kleine Bäumchen stehen nicht leer, sondern bieten dem Menschen eine Anzahl Früchte an schwachen Aermchen dar, gleichsam als wollten sie zu ihm sagen: „Schau, viel ist es nicht; aber mein Möglichstes hab' ich doch gethan!" Wie steht's denn nun mit euch, meine jungen Freunde? — Euere Eltern scheuen keine Mühen und keine Sorgen, um euch zu braven und geschickten Menschen zu bilden; seid ihr denn auch dankbar dafür? Ich meine nicht mit schönen Worten, wie in Glückwünschen zum Namenstag oder zum neuen Jahr; — das ist zwar an sich recht gut, aber auf schöne Worte allein gibt kein vernünftiger Mensch Etwas — sondern ich meine vielmehr, ob ihr auch erfreuliche Früchte

des Fleißes und der Rechtschaffenheit aufzuweisen habt und ob ihr wenigstens mit dem kleinen Bäumchen sprechen könnet: „Viel ist es zwar nicht; aber mein Möglichstes hab' ich doch gethan!" Das überlegt euch einmal ernstlich und wenn es in dieser Hinsicht nicht gut mit euch bestellt sein sollte, so lernet von dem Gärtchen die Tugend der Dankbarkeit! —

5. Laßt keinen Neid in euch wohnen! Man sollte nicht meinen, daß ein Gärtchen Einem diese Lehre verkündigen könnte; — und doch ist es so. Schaut euch einmal die Blumen und Gewächse alle an, ob sie nicht schön friedlich und genügsam neben einander stehen? In dem Gärtchen blüht zwar Mancherlei, aber kein Neid. Angenommen: die Gewächse könnten sprechen; wie käm' euch das vor, wenn der Rittersporn zum lieben Gott sagte: „Warum hast du mir nicht die Schönheit und den Duft der Rose gegeben?" Oder die Reseda spräche: „Warum hast du mir nicht das herrliche Kleid der Lilie angezogen?" Oder der Epheu spräche: „Warum muß ich allezeit nur kriechen an Mauern und Bäumen? Warum bin ich nicht selbst ein Baum?" Nicht wahr? Das würde euch mindestens drollig vorkommen, wenn ihr es nicht vielleicht geradezu mißbilligen müßtet. Denkt euch einmal, es herrschte Neid in der Natur; jedes Gewächs vergliche sich mit einem schönern und größern; jedes Thier wollte mehr sein, als es ist; jeder Stern wollte heller strahlen und weiter marschiren, als ihm vergönnt ist; — gäbe das nicht eine entsetzliche Unzufriedenheit und Empörung allenthalben? Wäre es für uns Menschen nicht schrecklich, unter solchen mißvergnügten, neidischen und gehässigen Geschöpfen zu leben? Darum, wenn einer eurer Mitschüler mehr Fähigkeiten hat, als ihr, so seid ihm deßhalb nicht neidisch und mißgünstig! Bedenket, daß nicht jede Blume eine Rose, nicht jeder Baum eine Palme sein kann. Gott ist es, der die Mannichfaltigkeit der Dinge und der Kräfte gewollt hat, und gerade diese Mannichfaltigkeit macht die Welt so schön und so lehrreich. Ebenso ist es mit den irdischen Gaben. Besitzen Andere mehr als ihr, so laßt sie es mit Frieden genießen und störet

ihren ruhigen Besitz nicht. Ihr könnt mit Fleiß und Nachdenken euch ja ebenfalls genug verschaffen.

40.

Zwei starkmüthige Knaben.

Wie standhaft und starkmüthig selbst schon Knaben im Bekenntnisse des heiligen Glaubens sein können, davon erzählt uns die Geschichte unter andern merkwürdigen Beispielen folgendes: Um's Jahr 1648 fielen zwei fünfzehnjährige Knaben, ein Franzose und ein Engländer in die Hände der Seeräuber, wurden von ihnen nach Tunis [1]) gebracht und dort als Sclaven verkauft.

Den beiden Knaben blieb nicht lange verborgen, was ihre Herren eigentlich mit ihnen beabsichtigten; denn kaum waren sie in deren Wohnungen eingeführt, so wurde ihnen auch schon auf das Freundlichste und Liebevollste zugeredet: sie möchten ihrem christlichen Glauben entsagen und die Lehre des Muhammed annehmen. Als das bloße Zureden nichts half, folgten schmeichelhafte Versprechungen, nämlich: sie sollten gehalten sein wie Söhne des Hauses und nach einigen Jahren stehe es ihnen völlig frei, hier zu bleiben oder in die Heimath zurückzukehren. Die jungen Christen weigerten sich jedoch standhaft, Christum und seine göttliche Lehre zu verläugnen, und, da auch Drohungen nichts über sie vermochten, wurden sie sofort zu den härtesten Arbeiten mit grausamer Strenge angehalten.

Was den beiden Gefangenen vielen Trost gewährte, war der Umstand, daß sie ganz nahe bei einander wohnten. Sie hatten daher öfters Gelegenheit, ein-

1) Tunis ist die Hauptstadt des Staates gleichen Namens an der nördlichen Küste von Afrika; sie zählt 12,000 Häuser und 150,000 Einwohner, wovon 120,000 der muhamedanischen und 30,000 der jüdischen Religion angehören.

ander zu sprechen und die innige Freundschaft, die sich bei gleichem Alter und gleichem Mißgeschick zwischen Beiden entspann, trug nicht wenig dazu bei, ihr hartes Loos erträglicher zu machen. Gar häufig unterhielten sie sich nun von der geliebten Heimath und wenn bei der Erinnerung an das verlorne Glück sich Muthlosigkeit ihrer bemächtigen wollte, war ihr kräftigster Trost, ihre einzig feste Stütze die christliche Religion. Darin zeigte sich der junge Franzose so wohlunterrichtet und so warm begeistert, daß der Engländer, welcher ursprünglich der protestantischen Confession angehörte, sich von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugte und freudig sich zu demselben bekannte. Man kann sich leicht denken, daß die nunmehrige Uebereinstimmung der religiösen Ueberzeugung ihre Freundschaft nur inniger und fester knüpfte.

Eines Tages kamen Engländer nach Tunis, um zu sehen, ob sich unter den Sclaven der Stadt etwa Landsleute und Glaubensgenossen von ihnen befänden. Diese wollten sie loskaufen und mit in die Heimath zurücknehmen. Den Aufenthalt des jungen Neubekehrten hatten sie denn auch bald entdeckt und jetzt entstand für diesen die wichtige Frage: ob er freimüthig bekennen solle, daß er katholischer Christ sei, oder ob er es verschweigen und sich dadurch die Rückkehr in's Vaterland bahnen solle. So schmerzlich es ihm auch war, auf die Befreiung aus der Sclaverei zu verzichten, so bekannte er doch offen, daß er den katholischen Glauben angenommen habe und demselben treu bleiben wolle bis in den Tod. So blieb er also Sclave und trug nach wie vor sein trauriges Schicksal mit Geduld und Ergebung.

Die Gebieter der beiden Knaben schienen mit einander zu wetteifern, wer am grausamsten quälen könne, und ließen ihnen, nach der Art der Türken, oft so viele Hiebe auf die Fußsohlen geben, daß sie ohnmächtig auf dem Boden liegen blieben. In diesem Zustande der Mißhandlung fand einst der Engländer seinen Freund, rief ihn bei'm Namen und fragte ihn, ob er noch lebe. Mit matter Stimme antwortete Jener: „Ich bin ein Christ und will es bleiben!" Da stürzte sich der junge Engländer tief gerührt auf die Erde hin und küßte die

Füße seines Freundes. Als ihn darauf einige Tunesen so fanden und fragten, warum er das thue, gab er zur Antwort: „Ich ehre die Glieder, die solchen Schmerz erlitten haben für Jesum Christum, meinen Heiland und meinen Gott!“

Mit Verhöhnungen und Schlägen jagten die Muselmänner ihn nun aus dem Hause und sorgten dafür, daß auch ihm eine solche Züchtigung widerfahre. Nach einiger Zeit, da der Franzose wieder gehen konnte, besuchte er den Engländer. Er fand ihn entkräftet auf einer Strohmatte liegen und bedeckt mit dem Blute so eben erlittener Mißhandlungen; die Muselmänner, welche ihn so grausam gepeinigt hatten, saßen noch um ihn herum.

Erschüttert von diesem Anblicke, fragte der Franzose seinen Leidensgefährten: wen er mehr liebe, Christum oder Muhammed? Und der Leidende bezeugte laut: „Ich liebe Jesum Christum über Alles und will als Christ leben und sterben!“ Diese Aeußerungen reizten den Zorn der Ungläubigen dermaßen, daß Einer von ihnen aufsprang, ein scharfes Messer aus dem Gürtel zog und dem jungen Franzosen drohte, ihm die Ohren abzuschneiden. Entschlossen aber trat ihm dieser entgegen, wand ihm das Messer aus der Faust, schnitt sich selbst das eine Ohr ab und fragte: ob er auch das andere begehre? — Ueber solche Festigkeit der Gesinnung staunten die rohen Barbaren und gaben die Hoffnung der Bekehrung auf, so daß sie die beiden Knaben künftig unangefochten ließen.

Im folgenden Jahre nahm Gott Beide zu sich durch eine schwere Krankheit, von welcher sie zu gleicher Zeit befallen wurden.

41.

Räthsel.

Der es macht, der will es nicht,
Der es trägt, behält es nicht;
Der es kauft, der braucht es nicht;
Und der es hat, der weiß es nicht.

42.

Leitsterne.

Eine Sammlung von Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften der Heiligen.

1.

Die Weintraube.

Es ward einstens dem heiligen Abt Makarius, dem geistlichen Lenker vieler Klöster in der thebaïdischen Wüste eine Weintraube von seltener Größe und Schönheit zugesandt. Der heilige Abt, der nach seiner Liebe that, die nicht das Ihrige sucht, sandte sie einem andern der Brüder, der mit einer Krankheit behaftet war. Der Kranke freute sich höchlich über die Liebe des Heiligen und dankte dem Herrn dafür. Aber auch er dachte mehr an das Wohl der Brüder, als an sein eigenes; darum kostete auch er dieselbe nicht, sondern sandte sie einem andern Kranken. Dieser that deßgleichen und sandte sie einem Vierten. Und so gelangte die Traube von einer der weit auseinander gelegenen Zellen zur andern, bis sie endlich wieder in die Hände des heiligen Abtes Makarius zurückkam, der dem Ersten sie gesendet hatte. Der

heilige Altvater aber weinte vor Freuden, als er die große Liebe und Abtödtung sah, die unter den Brüdern herrschte, und ward dadurch selbst zu noch feurigerem Eifer für die heilige Liebe entflammt. —

2.

Barmherzigkeit des heiligen Martin.

Der heilige Martin († 400), der Sohn heidnischer Eltern und geboren zu Sabaria in Pannonien, dem heutigen Ungarn, kam bald nach seiner Geburt mit seinem Vater, welcher Feldoberst war, nach Pavia in Oberitalien. Hier lernte Martin die beseligenden Lehren des Christenthums kennen und ließ sich schon in seinem zehnten Jahre aus eigenem Antriebe darin unterrichten. Durchglüht von dem sehnlichen Verlangen: sein ganzes Leben nur Gott zu weihen, wollte er bereits in seinem zwölften Jahre sich in eine Einöde zurückziehen, um daselbst das Leben eines strengen Einsiedlers zu führen. Allein der Priester, welcher ihn zur Erkenntniß des heil. Wortes geleitet hatte, hielt ihn aus Rücksicht für sein zartes Alter von diesem Schritte ab. Einige Jahre später erließ der Kaiser einen Befehl: daß alle waffenfähigen Söhne der Veteranen in den Kriegsdienst treten sollten und Martin, damals 15 Jahre alt, wurde von seinem Vater gezwungen, daran Theil zu nehmen. In eine Schaar gallischer Krieger eingereiht, mußte er nach Gallien ziehen. Auf diesem Feldzuge war es, wo er zuerst Gelegenheit fand, seine christliche Liebe gegen die Armen und Leidenden zu bethätigen und es wird uns unter mehreren andern Beispielen, folgender schöne Zug von ihm erzählt: Martin, der an einem sehr kalten Wintertage mit einigen Begleitern durch das Thor von Ambiani (Amiens) ritt, gewahrte daselbst einen halbnackten Bettler, welcher die Vorübergehenden umsonst um ein Almosen ansprach. Vom tiefsten Mitleiden für den Armen ergriffen, dessen sich Nie-

mand erbarmte, zog er, jeder andern Gabe entblößt, sein Schwert von der Seite und zerschnitt damit seinen Mantel in zwei Stücke, gab dem Bettler das eine und warf das andere wieder um sich. Einige, welche ihn in diesem Anzuge sahen, spotteten seiner; Andere aber schämten sich ihrer eigenen Hartherzigkeit. In der Nacht nach dieser edlen That erschien dem Heiligen Jesus Christus, angethan mit der Mantelhälfte, welche Martin dem Bettler gegeben hatte und sprach zu der Engelschaar, welche ihn umgab: „Sehet da Martin, den Ungetauften, der mich mit dem Gewande bekleidete.“ Durch diese Erscheinung noch mehr angefeuert, ließ sich Martin, damals 18 Jahre alt, taufen. Er ward in der Folge Bischof von Tours.

3.

Ein Gleichniß des heiligen Cäsarius.

Dieser heilige Bischof († 542) war einer der ausgezeichnetsten Prediger seiner Zeit und besonders glücklich in Gleichnissen, wodurch er den wirksamsten Einfluß auf die Ueberzeugung der weniger Gebildeten ausübte. Einst sagte er in einer Predigt, um den Entschuldigungsgrund der Unwissenheit in der Religion zu bekämpfen: „Sage mir doch, wer hat dir gezeigt, wie du deinen Weinberg beschneiden, zu welcher Zeit du die neuen Weinreben pflanzen sollst? Wer hat dir das gezeigt? Du hast es gesehen oder gehört oder die besten Weinbauern befragt, wie du deinen Weinberg bearbeiten müßtest. Warum bist du also nicht ebenso besorgt um deine Seele, wie du um deinen Weinberg besorgt bist?“ Auf das Schönste führte er dieses Gleichniß zur Darlegung christlicher Wahrheiten durch und sagte unter Anderm noch: „Wie Einer, der seinen Weinstock ein Jahr lang nicht beschneiden will, in diesem Einen Jahre zwar reichlichere Frucht erhält, nachher aber ohne Frucht bleibt; so scheint derjenige, welcher

die schlechten Neigungen und Gedanken nicht von seiner Seele hinwegnimmt, zwar durch Raub und Betrug in diesem Einen Jahre des irdischen Lebens Frucht zu empfangen; aber er wird sodann für die Ewigkeit unfruchtbar bleiben."

4.

Christliche Demuth.

Als der Pabst Pelagius zu Anfang des Jahres 590 starb, kannte Volk, Senat und Geistlichkeit Keinen, der des heiligen Apostelstuhles würdiger gewesen wäre, als den Abt des Klosters von St. Andreas, den heiligen Gregorius. Nur er selbst hielt sich in christlicher Demuth dieses höchsten Amtes der Kirche für unwürdig und schrieb, als der Wahlbeschluß dem Kaiser Mauritius zur Bestätigung zugesandt wurde, selbst an den Kaiser, um ihn zu bitten, seine Zustimmung zu verweigern. Zu gleichem Zwecke schrieb er an hohe, einflußreiche Freunde bei Hofe. Seine Bemühungen vereitelte jedoch der fromme Betrug des Präfecten von Rom, welcher des Heiligen Briefe auffangen und nur das Bestätigungsgesuch von seiner, des Senates und des Volkes Seite an den Kaiser gelangen ließ.

Sicher seines Erfolges, indem er jenen Betrug nicht ahnte, überließ sich nun der Heilige, während der zu dieser Zeit in Rom fürchterlich wüthenden Pest, ganz seinem liebevollen Drange, der Helfer oder mindestens der Tröster der Unglücklichen zu sein. Mit Inbrunst flehte er an der Spitze des Volkes zu Gott um Abwendung des Uebels und ermahnte in feurigen Reden Alle: Werke reiner und wahrer Buße zu thun und unablässig den Herrn um Gnade und Hülfe zu bitten.

Unterdessen ward der Schritt des Präfecten, so wie dessen günstiger Erfolg, die kaiserliche Bestätigung der auf Gregor gefallenen Pabstwahl, in

der Stadt bekannt. Das Volk jauchzte; Gregor selbst entfloh mit Mühe und List den wachsamen Augen des Volkes und entkam aus Rom. In Wäldern und Höhlen hielt sich der Heilige verborgen, während das untröstliche Volk drei Tage und drei Nächte im Gebete lag, um durch des Herrn Beistand den Hirten aufzufinden. Am dritten Tage gelang es endlich, den Ort auszuspähen, wo der heil. Gregorius verborgen war. Auf wunderbare Weise entdeckt, glaubte er nun dem Verlangen des Volkes nicht mehr länger widerstreben zu dürfen und wurde im Triumphe nach Rom geführt, wo ihn allgemeiner Freudenruf empfing und ihm am dritten September 590 die bischöfliche Weihe ertheilt wurde. Sein bei dieser Gelegenheit, dem alten Gebrauche gemäß, bei dem Grabe des heiligen Petrus abgelegtes Glaubensbekenntniß ist bis auf unsere Tage erhalten worden. Unter dem ehrenvollen Beinamen des Großen glänzt er in der Geschichte unserer Kirche. Wer gedenkt hierbei nicht des Wortes des Heilandes: „wer sich selbst erniedriget, wird erhöhet werden!"

5.

Sonnenuntergang.

Es pflegten die heiligen Väter zu sagen, es sei den Engeln eigen, nie zu zanken, sondern in beständigem und seligem Frieden zu leben; den Menschen aber sei es natürlich, zu zanken; nur sollten sie sich bald wieder versöhnen. Es begab sich einstmals, daß der heilige Patriarch Johannes, der Almosenspender, mit einem adelichen Herrn einer Sache wegen, die das öffentliche Wohl betraf, in ziemlichen Wortwechsel gerieth; denn jener wollte das Marktwesen und allen Handel für den Gewinn der Stadtkasse ordnen, wogegen der heilige Patriarch sich widersetzte, weil die Armen so sehr darunter litten; und sie gingen erbittert und zornig auseinander. Dieß aber

begab sich um die fünfte Stunde des Tages. Ob nun auch der gottselige Patriarch für die Armen Christi eiferte, so sprach er dennoch, man sollte weder wegen billiger noch unbilliger Ursache zürnen. Als daher die elfte Stunde des Tages erschien, da sandte er zwei aus seinen Geistlichen zu dem erwähnten Herrn und ließ ihm die denkwürdigen Worte sagen: „Herr, die Sonne ist bereits untergegangen!" Sobald aber Jener das hörte, ward sein Herz so sehr getroffen, daß er augenblicklich in sich ging und vor Reue Thränen vergoß. Ja, er stand alsbald auf und begab sich zu dem heiligen Gottesmanne. Kaum aber hatte Johannes ihn ersehen, so kam er ihm entgegen und rief: Sei mir gesegnet, du Sohn der heiligen Kirche, der du ihrer Stimme gehorsam bist!" Und darauf umfingen sie einander und verständigten sich in der freundschaftlichsten Liebe Christi.

6.

Antwort des Bruders Aegidius über die Auserwählten.

Es fragte einstmals ein gelehrter und berühmter Theolog den heiligen und durch göttliche Weisheit erleuchteten Bruder Aegidius, einen der ersten Gefährten des heil. Franciscus, über das Geheimniß der Gnadenwahl. Dieser aber antwortete ihm in heiliger Einfalt: „Mir genügt das Wasser am Ufer des Meeres, die Füße und den ganzen Leib zu waschen; und ein Thor wäre der, welcher, um sich zu waschen, Wasser aus der verborgensten Tiefe des Meeres begehrte. Auf gleiche Weise soll man, wenn die Wissenschaft genügt: fromm zu leben, Gott zu dienen und selig zu werden, nicht tiefen Geheimnissen nachgrübeln, welche die Fassungskraft des Menschen übersteigen und deren Kenntnisse nicht zu seinem Heile nothwendig sind."

7.

Das Brachfeld.

Ein Klosterbruder, der mit großen Geistestrübsalen geplagt war, ward darob so kleinmüthig, daß er zuletzt vor Leid und Ueberdruß die Ordensregel ganz verabsäumte; und als er dieß endlich wahrnahm und zur Ordnung zurückkehren wollte, hinderte ihn seine Betrübniß hieran und er sprach: „Nimmermehr werde ich dahin kommen, wo ich einstens war!" Und er ließ den Muth gänzlich sinken. Da kam er mit einem der Altväter zusammen und klagte demselben seine Noth und wie sehr sein ganzes Innere zerrüttet wäre. Der Greis hörte ihn liebreich an, tröstete ihn und erzählte ihm folgendes Gleichniß:

Es war einstens ein Mann, der hatte ein Ackerland und verwahrlosete solches gänzlich, so daß es zuletzt ganz mit Dornen und Disteln bedeckt war. Nun besann er sich auf einmal eines Besseren, sah, wie Schade es um das schöne Erdreich war, beschloß solches zu bebauen und sprach zu seinem Sohne: „Mein Sohn, geh' hinaus und reinige unser Ackerland!" Und es ging der Sohn hinaus, dasselbe zu reinigen. Als er aber die große Menge Dornen und Disteln überschaute, da entsank ihm aller Muth und er sprach: „Wie lange hätte ich da zu thun, wenn ich Alles ausrotten und reinigen wollte!" Und er legte sich auf die Erde nieder und schlief. Dieß aber that er mehrere Tage hindurch. Und es ging sein Vater hinaus, daß er sähe, wie weit der Sohn gekommen wäre. Wie er nun sah, daß dieser ganz und gar nichts angerührt hatte, sprach er zu ihm: „Warum hast du in so langer Zeit nichts gethan?" Der Jüngling aber gab dem Vater betrübt zur Antwort: „Mein Vater! als ich herauskam und Hand anlegen wollte, sah ich diese ungeheure Menge Dornen und Disteln und es entsank mir aller Muth, eine so endlose Arbeit auf mich zu nehmen; und vor Verdruß und Unmuth warf ich mich zur Erde und schlief ein." Da sprach der

Vater zu ihm: „Mein Sohn! Bearbeite du nur jeden Tag so viel Erdreichs, als der Raum beträgt, den dein Körper auf der Erde einnimmt und es wird dein Werk mählig und mählig vor sich gehen und deine Kleinmuth wird von dir weichen!"

Und der Jüngling that wie er gehöret hatte und sein Erbe ward in kurzer Zeit gereinigt, blühend und überaus fruchtbar. Also, mein Bruder, wirke auch du allmählig, und du wirst nicht erliegen, und Gott wird durch seine Gnade dich wieder zu deinem früheren Stande zurückführen. Der Klosterbruder aber ging, hierüber gar sehr getröstet, von dannen und bearbeitete, wie der Altvater ihm gesagt hatte, das Erdreich seiner Seele mit Geduld und fand endlich Ruhe, und gelangte durch die Gnade des Herrn zu größerer Vollkommenheit.

8.

Der heilige Eligius, der Armenfreund.

Dieser Heilige, der im Jahre 659 als Bischof starb, hatte in seiner Jugend die Kunst eines Goldschmieds erlernt, verließ später seinen Geburtsort Chatelat, unweit Limoges und begab sich nach Paris, an den Hof des fränkischen Königs Chlotar II., wo er seiner großen Redlichkeit und Treue wegen zum Münzmeister ernannt wurde. Sein frommer Character ließ ihn aber nicht lange Wohlgefallen finden an der kostbaren, vornehmen Hoftracht; das Wohl der Armen lag ihm am meisten am Herzen, und ihnen zu lieb verkaufte er seine schönen Kleider, damit er mit dem Erlös Wohlthaten spenden könnte, wie er denn überhaupt seine Einkünfte größtentheils der Unterstützung der Bedrängten und Nothleidenden widmete. Er selbst ging in den einfachsten, ärmsten Kleidern daher.

Wie sehr er die Armen liebte, geht daraus hervor, daß, wenn ein Fremder nach seiner Wohnung fragte, man sie so zu bezeichnen pflegte: „Gehe nach jener Richtung hin, und da, wo du eine große Menge Arme versammelt sehen wirst, da wohnt Eligius!“ Wenn er hörte, daß Schiffe voll Sclaven, fortgeschleppte Gefangene zum Verkaufe angekommen seien, eilte er hin und kaufte zuweilen Hunderte los. Zu diesem edlen Werke verwendete er nicht nur sein Geld, sondern auch, wenn es ihm an Geld fehlte, seine Kostbarkeiten und nothwendigen Kleidungsstücke. Den Befreiten ließ er die Wahl, ob sie nach Hause zurückkehren wollten, in welchem Falle er ihnen Reisegeld gab; oder ob sie bei ihm bleiben wollten als freie Brüder, oder ob sie vorzögen Mönche zu werden; in diesem Falle verschaffte er ihnen ein gutes Unterkommen in einem Kloster.

Jeden Tag waren mehrere Arme seine Gäste, und oft setzte er sich mit denselben zu Tische, daß er schon Alles weggegeben hatte. Dann spotteten seine Diener und äußerten ihr Mitleid; er aber sagte: „Wie kleingläubig seid ihr doch! Sollte Der, welcher den Elias und den Johannes in der Wüste ernährt hat, heute und mitten in einer solchen Gesellschaft seinen Segen entziehen? Ich vertraue auf meinen Schöpfer, daß, wenn gleich wir selbst es nicht verdienen, doch diese Armen durch seine Gaben erquickt diese Stube verlassen werden.“ Und jedesmal erschienen Leute, welche Brod und andere Nahrungsmittel brachten, die der König oder sonst reiche und fromme Leute, welche seine grenzenlose Wohlthätigkeit kannten, ihm zuschickten.

9.

Wie der heilige Dominicus über einen Feind siegt.

Auf den mühevollen Reisen, welche dieser Heilige († 1221) in seinem frommen Eifer oft unternahm, bot sich ihm einst ein Irrgläubiger, den er

nicht kannte, als Führer an und leitete ihn auf einen Weg, der mit Steinen und Dornen so überdeckt war, daß die entblößten Füße des Heiligen gänzlich zerfleischt wurden. Er aber blieb, als geschähe ihm gar nichts, voll Geduld und Ruhe und aus seinem hehren Antlitze strahlte, wie immer, dieselbe Freudigkeit und Milde, welche seinen Worten die unwiderstehliche Kraft gab. Der unedle Feind ward durch den Anblick solcher heiligen Würde und Geduld in die ganze Tiefe seiner eigenen Nichtswürdigkeit hinabgedrückt und hatte die Kraft nicht, sich aus seiner Schmach zu dem Entschlusse zu erheben, seine Reue dem Heiligen zu erkennen zu geben und ihn um Verzeihung zu bitten. Dieser Kampf des Unglücklichen entging ihm nicht. Er richtete den Beschämten durch Worte des liebevollsten Trostes auf und sprach zu seinen niedergeschlagenen Gefährten: „Brüder, laßt uns auf den Herrn vertrauen! Vom Himmel bleibt uns der Sieg; denn schon werden unsere Sünden mit Blut abgewaschen!“ Der Führer wurde wahrhaft bekehrt und kehrte zu dem Glauben zurück, welchen ein des göttlichen Meisters so würdiger Diener bekannte und predigte.

10.

Gottvertrauen macht stark.

Als der heilige Severin († 482) in der Stadt Faviana sich aufhielt, wurde die Umgegend bis an die Mauern derselben von einer barbarischen Räuberhorde beunruhigt und Menschen und Vieh fortgeschleppt. Da mehrere Bürger dem Heiligen ihr Unglück klagten, fragte dieser den Tribun, welcher die Besatzung der Stadt befehligte, ob er keine Soldaten habe, den Räubern nachzusetzen. Er antwortete: „Mit meiner geringen Mannschaft wage ich nicht, die größere Macht der Feinde anzugreifen. Wenn du es aber sagst, will ich es dennoch wagen; denn ich hoffe, wenn auch nicht durch die Gewalt der Waffen, doch durch dein Gebet zu siegen.“

„Eile nur,“ sprach hierauf Severin; „eile im Namen Gottes! Ist Gott

mit dir, so kommt es auf die Zahl und Kraft der Menschen nicht an. Wenn deine Soldaten unbewaffnet sind, so sollen sie von den Feinden die Waffen nehmen. Da der barmherzige Gott vor euch hergeht, wird der Schwächste zum Stärksten werden; Gott wird für euch streiten. Also mache nur schnell; dies Eine aber beobachte vor Allem: daß ihr alle Barbaren, die ihr gefangen nehmt, unversehrt zu mir bringt."

Der Tribun zog aus. Eine halbe Meile von der Stadt traf er mit den Feinden zusammen; er bewaffnete die Seinigen mit den von Feinden genommenen Waffen, schlug diese in die Flucht und führte die Gefangenen, seinem Versprechen gemäß, unversehrt vor Severin. Dieser erquickte sie mit Speise und Trank und ließ sie dann frei mit den Worten: „Geht und warnt die Eurigen, daß sie nicht wieder aus Raubsucht hierher zu kommen wagen; denn sie werden dem Strafgerichte des für die Seinigen streitenden Gottes nicht entgehen!"

11.

Aufopferung.

Der heilige Patricius, Apostel der Irländer († 464) wirkte mit solchem Segen und solcher Hingebung unter seinen Gläubigen, daß viele von ihnen ihm, als ihrem geistlichen Vater, Geschenke der Dankbarkeit darbringen wollten. Er lehnte diese jedoch ab, indem er selbst den Schein des Eigennutzes meiden wollte und kehrte sich nicht daran, daß die Geber und Geberinnen ihm anfänglich seine Weigerung übelnahmen. Er selbst gab den Häuptlingen Geschenke, um Frieden für sich und seine Gemeinde zu erkaufen; er lösete mit eigenen Mitteln christliche Gefangene aus und war bereit, Alles, auch sein Leben als treuer Hirt für seine Schaafe hinzugeben. So opferte er den sehnsüchtigen Wunsch: sein Vaterland Britannien, seine Verwandten und Freunde nach vieljähriger Entfernung und Arbeit wiederzusehen, dem höheren Rufe, dem Wohle seiner mühsam errungenen Gemeinde auf und

blieb bis an sein Ende in dem von ihm gesegneten Lande, gab ihm Priester, erbaute ihm Kirchen, Klöster und Schulen und machte das sonst öde Irland zu einem Asyle wahrer Frömmigkeit und hoher Wissenschaft, aus welchem später das Mutterland desselben, Britannien und Gallien, durch besondere Fügungen im wilden Zeitsturme Licht und lebendiges Christenthum erhalten sollten.

12.

Nicht vergängliche Blüthen der Begeisterung, sondern wahrhafte Früchte der Buße soll das Wort Gottes treiben.

Der heilige Johannes, der große Bischof und Kirchenvater († 407), dem eine unübertroffene Kraft und Anmuth der Rede den Namen Chrysostomus (Goldmund) und ein in aller Beziehung apostolisches Leben die verdiente Anerkennung bei den Christen und den größten Männern aller Zeiten erwarb, legte seinen Zuhörern oft die in der Ueberschrift angedeutete Wahrheit ans Herz. Wenn sie nämlich, wie es oft geschah, von dem Zauber seiner Rede fortgerissen, in die stürmisch'sten Beifallsbezeugungen ausbrachen, verwies er ihnen das und ermahnte sie, ihren Beifall durch die Ausübung seiner Lehren zu erkennen zu geben. Er verlangte kein Händeklatschen und und keine Ausrufungen der Bewunderung — in dem Herzen sollten seine Worte Wurzel schlagen. Einst, da die Menge seiner Zuhörer auch wieder in zügellose Begeisterung ausbrach, weinte er über ihren verderbten Sinn, welcher die Wahrheit zwar zu erkennen schien, aber doch nicht befolgte, und rief aus: „Schmeichle ich euch denn, daß ihr so großes Wohlgefallen an meiner Rede findet, die ihr doch nicht auf euer Leben anwendet, oder sage ich euch nicht allen, Hoch und Niedrig, Mann und Weib, Jüngling und Greis, die herbste Wahrheit?"

So sind aber auch heutzutage noch gar viele Menschen. Entzückt von der Predigt, verlassen sie die Kirche, rühmen zu Hause, wie schön der Pfarrer heute geredet habe und — hinterher, wann die Begeisterung verrauscht ist, sind sie wieder die Nämlichen, die sie vorher waren und beharren in dem alten Schlendrian ihrer Sündhaftigkeit.

13.

Gutes Gewisssen.

Als der heilige Ambrosius († 400), dieser hochberühmte Bischof von Mailand, sein Ende herannahen fühlte und Rilicon, der Erzieher und Vormund des minderjährigen Kaisers, Bischöfe und hohe Personen, denen der Heilige befreundet war, aufs Dringendste beschwor, ihn zu bitten, daß er durch seine Gebete sein theures Leben noch erhielte, antwortete er den Bittenden: „Ich habe nicht so unter Euch gelebt, daß ich mich eines längeren Lebens schämen müßte, und ich fürchte nicht den Tod; denn wir haben einen guten Herrn!"

Das ist die Sprache des guten Gewissens und wer diese reden will, muß auch ein dieses Heiligen würdiges Leben geführt haben; wer ohne einen solchen Lebenswandel so spräche, befände sich in der traurigsten, gefährlichsten Verblendung.

14.

Unerschrockenheit des heiligen Basilius, Bischofs zu Cäsarea.

(† 379.)

Der Kaiser Valens, welcher sich alle Mühe gab, die Ketzerei des Arius [1])

1) Arius und seine Anhänger leugneten die Gottheit Christi.

in seinen Staaten recht auszubreiten und zu befestigen, begab sich selbst in mehrere Provinzen, um aus denselben die katholischen Bischöfe zu vertreiben. Ehe er sich jedoch an den in großem Ansehen stehenden Basilius wagte, schickte er den Modestus, Präfecten des Prätoriums, zu ihm, daß er ihn erst freundlich, nachher aber, wenn Güte nichts ausrichte, mit Gewalt dazu bewege, mit den Arianern in Gemeinschaft zu treten. Modestus umgab sich mit aller Pracht seiner Würde, setzte sich auf seinen Richterstuhl, den er geflissentlich mit allen seinen Gerichtsdienern und den fürchterlichsten Werkzeugen der Tyrannei umstellte, und ließ den Basilius vor sich kommen. Der heilige Bischof erschien mit heiterem, ruhigen Angesichte. Nachdem der Präfect sich überzeugt hatte, daß er mit sanften, gütigen Reden nichts ausrichte, versuchte er das Mittel der Drohung und sprach: „Weißt du auch, daß du dich einem großen Kaiser widersetzest, dessen Befehlen die ganze Welt gehorcht? Fürchtest du nicht, daß er dich die Wirkungen seines Zornes werde empfinden lassen? Ist er nicht der Herr, welcher dir alle deine Güter, deine Freiheit, ja selbst dein Leben nehmen kann?"

„Diese Drohungen rühren mich nicht," sagte Basilius, „wer nichts besitzt, der kann auch nichts verlieren; du müßtest mir diese elenden Kleider, die ich an meinem Leibe trage, und einige wenige Bücher, die meinen ganzen Reichthum ausmachen, nehmen wollen. Was die Landesverweisung betrifft, so kenne ich keine, weil ich keine bleibende Stätte habe; die ganze Erde gehört Gott an, sie wird allenthalben mein Vaterland oder der Ort meiner Wanderschaft sein. Hinsichtlich des Todes fürchte ich wieder nichts; ja diesen betrachte ich sogar als eine große Wohlthat, weil er mir die Pforte zu dem wahren Leben jenseits öffnet. Ich bin ohnehin diesem gegenwärtigen Leben schon längst abgestorben; keine Martern werden mich zu erschüttern vermögen; mein Körper ist so mager und schwach, daß er nicht lange wird leiden können. Der erste Streich wird sogleich meinem Leben und meinen Qualen ein Ende machen!"

Diese Reden, die in den Ohren eines so mächtigen Hofbeamten ganz neu klingen mußten, setzten den Präfecten in das größte Erstaunen. „Niemals," so sprach er, „hat Jemand mit mir so frei und so beherzt gesprochen."

„Du hast aber auch noch niemals mit einem Bischof zu thun gehabt!" versetzte der Heilige. Und weder Modestus, noch ein anderer Präfect, Namens Eusebius, vermochten seine Standhaftigkeit im Glauben zu beugen. — In unseren ruhigen Zeiten, wo so Manche in beklagenswerther Gleichgültigkeit oder aus niedrigem Eigennutz die wahre Kirche verlassen, muß dieser schöne Zug aus dem Leben des heiligen Basilius, wie für die Untreuen beschämend, so für die Getreuen eine kräftige Aufforderung zu noch größerer Glaubenstreue sein.

15.

Glaubensstandhaftigkeit des heiligen Polycarpus, Bischofs zu Smyrna. († 166.)

Dieser hochbetagte, ehrwürdige Greis ward, vor den Proconsul geführt, folgendermaßen angeredet: „Entsage deinem Gotte, verfluche Christus, und ich will dich freilassen!" Aber Polycarpus antwortete ihm: „Schon sechs und achtzig Jahre lang diene ich Ihm und Er hat mir noch niemals etwas zu Leid gethan; wie könnte ich also gegen meinen König und Erlöser Lästerungen ausstoßen?" Nachdem ihm der Proconsul vergebens mit der schrecklichen Todesart gedroht: von wilden Thieren zerrissen zu werden, droht er ihm auch noch mit dem furchtbaren Feuertode; aber der Heilige spricht: „Du drohest mir mit einem Feuer, das in einem Augenblicke wieder erlischt und kennest das ewige Feuer nicht, das den Gottlosen aufbewahret ist. Doch was zögerst du lange? Mache mit mir, was dir beliebt!" — Polycarpus starb alsdann den Flammentod.

16.

Wunderbarer Schutz.

Der heilige Paulinus, welchem wir die Nachrichten über das Leben des heiligen Priesters Felix zu Nola verdanken, erzählt uns, wie wunderbar dieser einst seinen Verfolgern entkam. Durch den Tumult seiner Feinde aufmerksam gemacht, entfloh der heilige Priester durch die Lücke einer baufälligen Mauer. Bald waren auch seine Verfolger daselbst angelangt. Da aber ein auf eine wunderbare Weise plötzlich entstandenes Spinnengewebe die Lücke überzogen hatte, urtheilten sie, daß kein Mensch wenige Augenblicke zuvor durch dieselbige gegangen sein könne und standen dann ab, sich nach dieser Richtung weiter fort zu begeben. Sehr schön sagt hierüber der heilige Paulinus: „Ist Christus mit uns, so wird uns ein Spinnengewebe zur Mauer; ist Christus nicht mit uns, so wird die Mauer zum Spinnengewebe.“

17.

Kindliche Liebe.

Im Jahre 1610 verhängte der Herr über den heiligen Franz von Sales eine schwere Prüfung, indem er ihm das Liebste, das er auf Erden hatte, seine gute Mutter durch den Tod nahm. Kaum hatte der heilige Mann die Nachricht erhalten, daß sie vom Schlage gerührt worden sei, so eilte er zu ihr hin. Alle Sorgen und Bemühungen für ihr Leben waren vergeblich. Franz stand ihr bis auf den letzten Augenblick mit der kindlichsten Liebe bei; seine Augen waren zwar mit Thränen gefüllt, aber er zeigte doch zugleich auch eine so hohe Fassung und Ergebung in Gottes Willen, daß alle Umstehenden darüber staunten; denn sie wußten, daß er die Sterbende so innig liebte, als nur je ein Sohn seine Mutter lieben kann. Als sie entschlafen war und man ihn trösten wollte, bekundete er jene fromme Ergebung sehr schön, indem er sprach: „Sie gehörte Gott mehr

an, als mir. Er hat zurückgenommen, was Sein war, und ich kann Ihm nicht genug danken, daß Er sie mir zur Mutter gegeben und so lange gelassen hat."

18.

Ein freudiger Tod.

Der wahrhaft fromme Mensch fürchtet nicht nur nicht den Tod, sondern sieht ihm sogar mit Freudigkeit entgegen. Diese Wahrheit wird in der Lebensgeschichte der Heiligen durch Hunderte von Beispielen bestätigt; unter diesen will ich nur das von der heiligen Theresia († 1562.) hervorheben. Diese Heilige ward in ihrem achtundsechszigsten Jahre, als sie eben von der Gründung des Klosters Burges zurückkehrte, von einer schweren Krankheit auf das Krankenlager geworfen. Sie ahnete alsbald ihr bevorstehendes Lebensende und sagte zu ihrer Umgebung: „Die Stunde meines Abschiedes ist gekommen!" Nachdem sie die heil. Communion empfangen, erhob sie Hände und Augen gen Himmel und sprach: „O mein Herr und mein Heiland! So ist sie denn herangenaht, die Stunde, nach der ich mich schon so lange glühend sehnte! — — Ich werde nun dich sehen! Dein Wille geschehe! — O süßer Augenblick, wo ich ganz mit meinem Gotte werde vereinigt sein, um es auf ewig zu bleiben!" Und bald nach Empfang der heiligen Oelung verschied sie mit den Worten: „Ein zerknirschtes und demüthiges Herz wirst du, o Gott, nicht verschmähen!"

43.

Joseph.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Erstes Kapitel.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts starb in dem schwäbischen Dörfchen H. ein Tagelöhner in den ärmlichsten, dürftigsten Umständen. Sein ganzer Reichthum bestand in einer Axt, einer Holzsäge und einigen abgenutzten Hausgeräthen. Zwei niedere, schwarzgeräucherte Kämmerchen in einem alten, baufälligen Hüttchen waren seine Wohnung. Das liebe tägliche Brod mußte er sauer genug mit Holzhacken und andern Handarbeiten für sich und seinen Sohn verdienen, denn die Mutter war schon vor mehreren Jahren in die Ewigkeit hinüber gegangen. Zwar half der rüstige Knabe seinem Vater schon recht wacker bei den Geschäften des Tages und verdiente nebenbei auch durch Botengänge und andere Dienstleistungen dann und wann ein kleines Trinkgeld; allein darum war ihre Lage doch bei Weitem noch keine günstige. Wo ein kräftiger Mann und ein heranwachsender Bube mit einander den ganzen Tag hindurch anstrengende Arbeit verrichten, da ist auch immer ein tüchtiger Appetit vorhanden. Woher nun bei so geringem Geldverdienst immer Nahrung nehmen, die dem Aufwande von Körperkräften entsprochen hätte? Es konnte nicht wohl anders sein, als daß die meiste Zeit bitterer Mangel die beiden Armen drückte. Freilich bekamen sie öfters in diesem oder jenem wohlhabenden Hause warmes Essen und ein Glas Wein dazu; allein gewöhnlich war doch nur trockenes Brod und ein Trunk Bier ihr Nachmittags- und Abendessen. Der Hauszins, so billig er auch gestellt war, konnte selten zur rechten Zeit entrichtet werden; denn es gab auch Sorgen wegen Kleidung, Schuhwerk, Abnutzung der Werkzeuge und Anderes mehr. Obendrein hatten sie noch an einer Schuld abzutragen, die durch die langwierige

Krankheit der Mutter entstanden war. So lebten die beiden Arbeiter also in den drückendsten Verhältnissen.

Was sie jedoch die Noth leicht ertragen ließ, das war ein biederer, frommer Sinn, Gesundheit und heitere Laune. Nie versäumten sie bei ihren Handlungen, es mochte Essen, Arbeiten oder Schlafengehen sein, ein andächtiges Gebet zu verrichten. Die Frömmigkeit war schon von frühern Zeiten her in dieser Familie heimisch; wie es denn auch wohl nicht anders sein kann, wenn der Hausvater selbst fromm ist und die Seinigen zur Gottesfurcht gewissenhaft anhält. Daß sie des Sonntags die Kirche regelmäßig besuchten, versteht sich von selbst; sie gingen aber auch an den Wochentagen jeden Morgen in die heilige Messe. Sie dachten nicht, wie so viele Andere: „Herrendienst geht über Gottesdienst; oder: durch das Kirchengehen versäumt man ein schönes Stück Arbeit;" sondern ihre Meinung war vielmehr die: „Was man Gott zu Ehren thut, das bleibt nie ohne Segen; wenn man auch auf der einen Seite etwas an Zeit oder Arbeit verliert: — dem Herrn ist es ein Leichtes, es auf einer andern Seite reichlich zu ersetzen!" Dabei lebten sie ganz wohl und glücklich. Liegt doch schon ein großes Glück in dem Bewußtsein: gegen den Allerhöchsten, von dem ja alles Gute kommt, seine Kindespflicht erfüllt zu haben.

Nun erfreuten sich beide auch einer kräftigen, ungestörten Gesundheit. Einige leichte, vorübergehende Uebel abgerechnet, denen auch der Stärkste unterworfen ist, hatten sie nie über körperliche Schmerzen zu klagen. Wie sollten sie also da nicht heiter sein? Zufrieden gingen sie an ihr Tagewerk, unter muntern Gesprächen wurde es verrichtet und Abends kehrten sie gewöhnlich mit einem fröhlichen Liedchen heim. Diese glücklichen Zustände dauerten ohne Trübung fort bis Joseph — so hieß der Knabe — sein sechszehntes Jahr erreicht hatte. Da wurde der Vater plötzlich krank; eine gefährliche Erkältung, die er sich bei schweißvoller Arbeit und nur ganz leichter Bekleidung zugezogen hatte, warf ihn aufs Krankenbett. Tag und Nacht

wich Joseph nicht vom Lager des geliebten Vaters, reichte ihm die Arzneien, deckte ihn stets warm zu, kam allen seinen Wünschen nach Kräften entgegen — aber es wollte Alles nichts helfen. Der Kranke nahm zusehends ab und stand schon nach wenigen Tagen an der Grenze des irdischen Lebens. „Laß den Geistlichen rufen, Joseph!“ sagte er mit schwacher Stimme, „und lies mir unterdessen die Sterbegebete vor; denn ich fühle, daß es mit mir zu Ende gehen will!“ In einer andern Abtheilung des Hüttchens wohnte noch eine arme Familie; diese schickte sogleich eines ihrer Kinder ins Pfarrhaus, indeß Joseph mit Angst und Thränen dem Vater aus dem alten Gebetbuche vorlas. Nach einer Weile, da die Gewalt des Schmerzes Josephs Stimme erstickte, so daß er mit dem Lesen innehalten mußte, sprach der Kranke: „Betrübe dich doch nicht so sehr, mein Sohn; mir wird es, so Gott will, nicht übel ergehen! Sieh, ich werde jetzt erlöset aus diesem gebrechlichen Leibe und von allen irdischen Sorgen. Wärest du noch klein, schwach und unbeholfen, ich würde mit schwerem Kummer von der Erde scheiden. Nun aber bist du ein starker Bursche, der seine Arbeit schon versteht; da kann dir's am nöthigen Unterhalt nicht fehlen. Halte nur dein Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit fest, übe stets die Gebote der Frömmigkeit, und der Gott der Liebe wird für dich sorgen, besser, als es der treueste Menschenvater vermag.“ Jetzt trat der Geistliche in das Stübchen und versah den Kranken, nachdem er dessen letzte Beicht gehört, mit den heiligen Sterbesakramenten. Seine letzten Augenblicke waren freundlich und schön; der hohe Glaubenstrost, welchen Jesus Christus durch seine heilige Kirche immerdar den Menschen schenket, hielt seine Seele frei von jeglichem Verzagen, so daß er mit einem sanften Friedenslächeln verschied und seinem Sohne, wie im Leben, so auch noch im Tode ein erhebendes Beispiel hinterließ. Wir wollen die traurige Scene der Beerdigung nicht schildern. Jeder von euch wird lebendig genug in sich fühlen, wie schmerzlich es für einen armen Knaben ist, die beste Stütze auf dieser Welt, einen treuen, guten Vater zu verlieren.

Zweites Kapitel.

Nach dem Tode des Tagelöhners wurde dessen ganze ärmliche Habe versteigert und das daraus gelöste Geld zur Deckung der Schulden verwendet. Freilich war das bei Weitem nicht hinreichend; Joseph gab jedoch den Gläubigern die Versicherung, daß er, sobald er nur zu Geld kommen würde, Alles pünktlich abtragen wolle; wenn er auch längere Zeit daran zahlen müsse. Mit diesem Versprechen begnügten sich denn diese Leute auch; denn in Josephs Redlichkeit setzte Niemand das geringste Mißtrauen. Wie schön ist es, wenn ein noch ganz junger Mensch schon solches Vertrauen genießt! Manche Arme vergessen in der Bedrängniß ihrer Lage, daß sie Gott stets vor Augen und im Herzen haben sollten; sie verlegen sich entweder auf das träge Betteln, oder begehen selbst Handlungen der Untreue. Nimmermehr kann aber Armuth ein Entschuldigungsgrund für Schlechtigkeit sein. Dagegen ist Rechtschaffenheit ein Kapital, das seine reichlichen Zinsen trägt. Der Rechtschaffene erhält überall Zutritt, überall Beschäftigung und kann mit der Zeit zu einer recht vortheilhaften Stellung gelangen.

Nun aber entstand für Joseph die ernste Frage: „Was anfangen?" Die Verwandten, die er in dem Dorfe hatte, waren selbst arm, und bei der mühsamen Taglöhnerarbeit blieb ihm für Ersparnisse nichts übrig. Er dachte also daran, sich als Knecht zu verdingen und stellte Nachforschungen im Dorfe und in der Nachbarschaft an; jedoch vergeblich. Entweder brauchten die Bauern überhaupt keine Knechte, oder sie hatten schon solche, mit denen sie zufrieden sein konnten, oder es waren sonst Umstände dabei, die ihm die Lust vertrieben, bei ihnen in Dienst zu treten. Da fiel ihm ein, daß er in der Umgegend einen wohlhabenden Bauern mit Namen Helminger zum Pathen habe; zu diesem wollte er gehen. Gedacht, gethan. An einen schönen Morgen machte er sich auf und legte ohne viel Beschwerden die zwölf Stunden, die der Weg ausmachte, zurück. Helminger war sehr erfreut, den kräftigen Burschen bei sich zu sehen. „Herrschaft noch einmal," rief er aus, „wie bist

du gewachsen!" Als ich dich das letzte Mal gesehen habe, warst du nur ein kleiner Bube, der noch nicht einmal in die Schule ging. Weißt du noch, selbiges Mal, wo ich dir das hübsche Bilderbuch und das neue blanke Guldenstück mitbrachte?" Joseph bejahte es und mußte nun von zu Hause erzählen, was er wußte. Namentlich war die Bäuerin neugierig zu hören, wie es mit der Krankheit des Vaters gegangen sei und was er noch in seinen letzten Augenblicken gesprochen habe. Man kann sich denken, daß diese Aufforderung unserm Joseph nicht sehr willkommen war, da sein ganzer Kindesschmerz hierdurch wieder geweckt wurde; er that es aber doch, und fühlte am Ende sogar, wie sein Herz durch die Mittheilung merklich erleichtert wurde. Der Bauer und seine Frau hörten mit großer Theilnahme die Erzählung an, und als sie vernahmen, mit welcher Ruhe und christlichen Ergebenheit Josephs Vater gestorben sei, wischten sie sich Thränen aus den Augen und sagten: „Er war ein braver Mann; Gott der Herr gebe uns allen ein so selig End!" Darauf entschuldigten sie sich, daß sie so lange nicht auf Besuch gekommen wären, indem sie vorstellten, daß es auf dem Lande allezeit gar viel zu thun gebe, und wann man ja einmal meine, man könne sich losmachen, so komme gleich wieder Etwas dazwischen, das Einen abhalte. An Grüßen und sonstigen Freundschaftsbezeugungen hätten sie's übrigens nie fehlen lassen; das wisse er ja.

Da es schon spät war und Joseph nach dem langen Tagemarsch sich nach Ruhe sehnte, sprachen die Bauersleute mit ihm nicht weiter über seinen künftigen Unterhalt, sondern versicherten ihn blos, daß er wegen seiner Zukunft außer Sorgen sein dürfe; sie wollten überlegen, was da am besten zu machen sei und wollten gerne an ihm thun, was ein rechtschaffener Taufpathe nur immer zu leisten vermöge. Joseph verzehrte nun noch ein tüchtiges Abendessen und ging dann schlafen. Des andern Morgens bei guter Zeit waren die Leute bereits auf den Beinen und arbeiteten in Wiese und Feld aus Leibeskräften. Der Gast durfte, zumal da er am vorhergehenden Tage eine

ordentliche Anstrengung gehabt hatte, etwas länger schlafen. Als aber die Zeit des Frühstücks herbeikam, weckte man ihn, und sogleich kleidete er sich an. Unten in der Wohnstube standen schon die Knechte und Mägde um den braunen Nußbaumtisch herum, während der Bauer und seine Frau sich noch über die bevorstehenden Tagesarbeiten besprachen. Sie bewillkommten Joseph auf das Freundlichste, als er hereintrat, und führten ihn an den Tisch. Jetzt zog der Bauer andächtig sein Käppchen ab, was auch die Knechte thaten; alle bezeichneten sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und beteten gemeinsam den Morgensegen, worauf es ans Frühstücken ging. Nach demselben nahm Helminger den Joseph auf die Seite und sagte zu ihm: „Wenn dirs recht ist, kannst du uns heute schon gleich einmal bei der Arbeit helfen; damit ich sehe, was du kannst. Stellst du dich gut an zur Landarbeit und hast Freude daran, so bleibst du bei mir, so lange dirs gefällt und du sollst es gut haben. Gefällt dir die Landarbeit nicht — nun so lernst du eine Profession und ich suche dir in der Nachbarschaft einen wackern Meister aus. Was meinst du?"

„Mir ist es ganz recht," antwortete Joseph, dem es bei dieser Freundlichkeit des Pathen ganz wohl ums Herz ward, „Ihr mögt eine Probe mit mir machen und dann urtheilen, wozu ich am besten tauge; übrigens schaffe ich recht gerne auf dem Lande." Hurtig gings nun hinaus ins Feld an das Hacken und Ausjäten des Unkrautes, und Joseph machte seine Sache vortrefflich. Alle Tage beinahe gabs andere Arbeit; aber überall zeigte der junge Mensch Fleiß und Geschick, so daß nach Verlauf von vierzehn Tagen der Bauer zu ihm sagte: „Hör 'mal Bube, dich kann ich wahrhaftig brauchen; du machst dich in jeder Weise gut. Also bleibst du bei mir. Wo zehn Mäuler essen, hat auch das eilfte noch genug, und was deine beiden Arme betrifft, so sind mir die ganz anständig. Du kannst bei mir schaffen, so lange dirs gefällt, und sobald bei mir ein Knecht fortgeht, bekommst du seinen Lohn. Es soll mir übrigens auf ein paar Gulden mehr nicht ankommen, wenn du fortfährst, recht brav zu sein.

Inzwischen will ich dir für eine neue Kleidung sorgen, denn du hast es nöthig, und was du sonst gerade brauchst, will ich dir gern geben." Da freute sich Joseph über die Maaßen; noch mehr aber, als schon nach drei Monaten ein Knecht fortging und er nun wirklichen Lohn bekam. So verlebte denn Joseph in dem Hause seines Pathen die glücklichsten Tage, also daß es ihm wie ein Vaterhaus wurde. Seine Mitknechte gewannen ihn wegen seines heitern und rüstigen Wesens recht lieb, und was er an Geld erhielt, legte er sich hübsch auf die Seite. Daß er nach Verlauf einiger Zeit schon eine für einen armen Bauernknecht bedeutende Summe sich erworben hatte, wird Niemand Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie er es machte. Das ganze Kunststück bestand darin, daß er nicht ins Wirthshaus ging und sich überhaupt von allen den Dingen ferne hielt, die, bei Licht betrachtet, unnöthige Bedürfnisse sind.

Drittes Kapitel.

So herzensgut nun auch der Bauer Helminger war, wie wir gesehen haben, so hatte er doch auch seine schwache Seite und zwar eine sehr schwache. Er war nämlich ein großer Freund der geistigen Getränke, namentlich des Brannteweins. Bei jeder Gelegenheit nahm er ein Gläschen zu sich, und der Gelegenheiten gabs eben gar viele. Des Morgens früh, wann er aufstand, trank er eins, um sich einen guten Geschmack in den Mund zu bringen; nach dem Frühstück trank er eins, um sich für die Arbeit zu stärken; um zehn Uhr nahm er eins, weil da eine kurze Ruhezeit eintrat und sichs eben deßwegen wohl schicken wollte; vor dem Essen trank er eins, um sich guten Appetit zu machen; Nachmittags leerte er ein Gläschen, damit er nicht erschlaffen möge; Abends, damit er besser verdaue, und Nachts, um sich einen gesunden Schlaf zu bereiten. Das waren aber noch lange nicht alle Gelegenheiten. Der Schnaps diente ihm auch zur Erheiterung der Laune, zur Vertreibung des Kopfwehs oder der Uebelkeiten des Magens, zur Unterdrück-

ung des Verdrusses, den er etwa dann und wann mit den Knechten hatte, und wann die Franzosen, die damals Deutschland zu unterjochen begannen, eine Schlacht verloren, so trank er auch aus Vaterlandsliebe einen gehörigen Schluck. Als zum Beispiel Napoleon mit seiner großen Armee aus Rußland so kläglich heimgeschickt wurde, leerte Helminger sein Branntweinglas so tapfer, daß er den ganzen Tag nicht aus der Siegesfreude erwachte.

So nimmt der schwache Mensch überall Anlaß, seiner Leidenschaft zu fröhnen, und das ist gerade sein Verderben. Nicht die Stimme der Wahrheit ist es, die zum häufigen Genusse antreibt, sondern die Stimme der Versuchung, die mit schmeichelhafter Lüge sich des Menschen stets mehr und mehr zu bemächtigen sucht. Hier ist die strengste Wachsamkeit nothwendig; keine Einflüsterung, und wenn sie noch so vernünftig klänge, darf Gehör finden. Durch Entsagung dagegen wird der Mensch stark, lernt sich selbst beherrschen und erfüllt so immer besser die hohe Bestimmung, die ihm vom Himmel zu Theil ward: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist;" oder: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." Der Schwache aber, der nur Nachgeben kennt, sinkt immer tiefer, wird immer mehr ein Sclave der Sünde und endet oft auf die traurigste Weise mit dem Verluste seines leiblichen und geistigen Lebens.

Mit großem Bedauern bemerkte Joseph an seinem Pathen diese gefährliche Neigung zum Trinken, und hütete sich desto mehr: nicht auch in dieses Laster zu verfallen. Wenn daher Helminger ihm ein Gläschen anbot und rief: „Komm Joseph, es gilt auf dein Wohl!" so lehnte er dies auf eine schickliche Weise ab. Oft gab es wegen der Trinklust des Bauern Unordnungen in der Arbeit oder gar Vernachlässigung derselben, so daß offenbarer Nachtheil daraus hervorging, und dies würde in noch weit höherm Grade der Fall gewesen sein, hätte nicht die Bäuerin so ziemlich ihre Sache verstanden und, wo es Noth that, Acht gegeben. Alles ließ sich indessen doch nicht verhüten, und so kam es denn, daß die Bewirthschaftung des Gutes bei Weitem nicht den Ertrag abwarf, den es bei

größerer Emsigkeit und Umsicht hätte liefern müssen. Das Beste war nur, daß Helminger bei seiner Trunkenheit nicht in Rohheit ausartete. Der Branntewein äußerte bei ihm seine Wirkung zuerst in übertriebener Lustigkeit, dann in dumpfer Erschlaffung. Nie kam es daher vor, daß er seiner Frau oder den übrigen Hausleuten grob und zanksüchtig begegnete.

Einst war Kirchweih im nächsten Dorfe. Jedermann weiß, daß es dabei lustig und vergnügt hergeht. Da bleibt kein Bauer zu Haus, wenn er nicht gerade muß; sondern er besucht, sollte er auch zum Tanzen zu steif sein, in dem Dorfe wenigstens seine Verwandten oder Freunde, und läßt sich bei ihnen den Kirchweihkuchen recht wohlschmecken. Es war an einem freundlichen Sonntag Mittag, als die Bauernfamilie mit sich zu Rathe ging: wer denn hinaus aufs Dorf gehen, und wer daheim bleiben sollte. Das Hin- und Herreden dauerte ziemlich lange; endlich kam man überein, daß die Bäuerin und Joseph das Haus hüten möchten, während die Uebrigen an den Tanzbelustigungen Theil nähmen. Helminger hätte den Joseph gar zu gern mit auf die Kirchweih genommen, weil er so ein braver Bursche war; allein, da er erklärte, er bleibe recht gern zu Haus, drang er nicht weiter in ihn. Als die Leute fort waren, setzte sich Joseph unter den schattigen Apfelbaum im Garten und dachte über seine Zukunft nach; indeß die Bäuerin in der Stube einige Abschnitte aus Goffine's Erbauungsbuch las. „Was wird wohl noch aus mir werden?“ dachte er so bei sich selbst. „Die Landarbeit geht mir jetzt gut von Statten; wenn ich so fortfahre, kann noch ein tüchtiger Bauer aus mir werden. Ich will mich bei'm Pathen Helminger gut halten, will mir meinen Lohn hübsch zurücklegen, und wenn sich nach mehreren Jahren einmal Gelegenheit zeigt, ein kleines Gut wohlfeil zu pachten, so greif' ich zu und komme nach und nach zu einigem Vermögen.“ Dies denkend, spatzierte er auf die Wiesen und Aecker hinaus, um zu sehen, wie sich wohl dies Jahr die Ernte machen möge. Es stand Alles im besten Wachsthum und Gedeihen; nur Eins machte ihm Sorge: daß der Krieg leicht verderben könne, was Gottes Hand da so reichlich spende. Zu Hause wieder angelangt, unterhielt er sich mit

der Bäuerin über die verstorbenen Eltern, bis es anfing dunkel zu werden. Dann ging er in den Stall und fütterte das Vieh. Als er in die Stube trat, war Peter, sein Mitknecht, eben von der Kirchweih' zurückgekehrt. Er rühmte mit redseligem Munde, wie lustig es draußen auf dem Dorfe zugehe; es sei so schöne Musik da, und der Tanzboden zittere ordentlich unter der Last der vielen Leute, die sich darin umhertummelten. Auf die Frage, ob denn Helminger nicht auch bald nach Hause kommen wolle, antwortete Peter: im Wirthshaus zum schwarzen Adler habe er zu ihm gesagt, er möge nur einstweilen vorausgehen; er komme bald. Jetzt wurde das Nachtessen aufgetragen, und als der Bauer immer noch nicht kam, erbot sich Joseph, ihm eine Strecke weit entgegen zu gehen. Die Bäuerin billigte das, forderte Joseph noch besonders dazu auf, und dieser begab sich auf den Weg. Obschon es gerade kein heller Abend war, verbreitete der von Zeit zu Zeit aus streifigen Wolken blickende Mond doch so viel Licht, daß der Pfad zu erkennen war. Durch die duftenden Wiesen schritt Joseph munter dahin und blieb manchmal lauschend stehen, ob er Niemand kommen höre; allein er vernahm nichts, als den Schlag der Wachteln im Waizen, das Zirpen der Grillen und das ferne Jauchzen, das aus dem die Kirchweih feiernden Dorfe schwach zu ihm herüberscholl. Als er die Hälfte Weges zurückgelegt hatte und dem dort befindlichen Weiher nahte, war ihm mit einem Male, als höre er ein starkes Plätschern. „Hm!“ sprach Joseph bei sich selbst, „sollten denn die wilden Enten oder Wasserhühner ein solches Geräusch machen? Kaum möglich; das wäre doch zu stark!“ Da erfaßte ihn eine bange Ahnung, so daß er in raschem Laufe nach dem Wasser eilte, und als er das Ufer erreichte, was war's? — ein Mensch war in den Weiher gestürzt, der sich aus Leibeskräften gegen das Untersinken sträubte und sich doch nicht zu retten vermochte. Kurz entschlossen, sprang Joseph ins Wasser, faßte den eben Sinkenden kräftig beim Arme und zog ihn mit größter Anstrengung ans Ufer. Ein Glück war es nur, daß der Weiher an dieser Stelle nicht allzutief war, sonst wäre Josephs Bemühen vergeblich gewesen,

und er hätte, da er eben nicht zu den besten Schwimmern gehörte, vielleicht mit dem Verunglückten seinen Tod gefunden. Wer beschreibt Josephs Schrecken, als er in dem Geretteten seinen Pathen, den Bauer Helminger erkannte! Vergebens rief er ihn beim Namen, vergebens lauschte er auf Bewegungen oder Athemholen; — es ließ sich kein Lebenszeichen von ihm entdecken. Da lud er ihn denn trauernd auf die Schultern, um ihn heim zu tragen; allein die Last war ihm zu schwer. Zum Glücke kamen eben einige Bursche des Wegs daher, die vom Kirchweihfeste nach Hause zurückkehrten; diese halfen ihn wegtragen und so bewegte sich der kleine Trupp Menschen wie ein heimlicher Leichenzug durch die Stille der Nacht dahin, dem Bauernhause zu.

Viertes Kapitel.

Der Bauer war nicht todt; allein es dauerte lange, bis man ihn durch starkes Reiben mit wollenen Tüchern ins Leben zurückgerufen hatte. Als das Bewußtsein ihm wiedergekehrt war, klagte er über Schmerzen in allen Gliedern und — was wohl kaum ausbleiben konnte — eine bösartige Krankheit fesselte ihn jetzt an das Bett. Anfangs war die Bäuerin heftig erschrocken, denn sie glaubte nicht anders, als man bringe ihren Mann todt nach Hause; als er aber wieder zu sich kam, freilich nur um durch ein langes Krankenlager noch mehr für seine Unmäßigkeit bestraft zu werden, tröstete sie sich wenigstens mit dem Gedanken: daß ihn Gott doch noch am Leben gelassen habe, und hielt die Hoffnung fest, daß er bei treuer Pflege wohl auch wieder genesen könne. Die sonstige Heiterkeit des Hauses war aber gestört. Traurig und bekümmert gingen die Knechte an ihre Arbeit und fragten oft, wie es dem Kranken gehe; denn sie hatten an dem Bauern Helminger einen guten Herrn, der bei allem Ernste während der Arbeit, doch stets freundlich und wohlwollend war. Konnte die Bäuerin wegen Er-

müdung den Kranken nicht länger abwarten, so lösete Joseph sie ab und wachte ganze Nächte bei ihm. Er that dies mit einer freudigen Hingebung, die man sonst wohl nicht allzuhäufig bei solchen Leuten findet; wohl möglich, daß er dabei an seinen seligen Vater dachte, dem er ja die gleichen Liebesdienste erzeigt hatte. Es traten ihm öfters die hellen Thränen in die Augen, wenn er seinem Pathen aus dem Gebet- und Erbauungsbuche vorlas. Nach Verlauf von sechs Wochen war indeß die Krankheit so weit überstanden, daß Helminger wieder aufstehen und bei warmem Sonnenschein vor das Haus gehen durfte. Aber wie sah er jetzt aus! Man hätte in ihm den ehemals so rüstigen Landmann schwerlich erkannt. Bleich und eingefallen schlich er, einem Greise gleich, an einem Stocke daher; ein warnendes Bild für diejenigen, die ihre Leidenschaften nicht beherrschen können, und wähnen, sie dürften ungestraft und blindlings denselben folgen.

Dieses ernste Ereigniß schien auf den Bauern auch einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Oft, wenn er mit Joseph allein war, sagte er: „Nächst Gottes Barmherzigkeit habe ich dir mein Leben zu verdanken; aber ich will dir's auch nie vergessen!" Und er hielt Wort. So wie er wieder gesund war, ließ er Joseph eine neue Kleidung machen und gab ihm ein schönes Geschenk an Geld.

Joseph hatte nunmehr so viel beisammen, daß er den größten Theil der väterlichen Schulden damit tilgen konnte und er beschloß, nächstens einmal sich zu den Gläubigern zu begeben, um ihren Forderungen Genüge zu leisten. An einem Samstag früh machte er sich auf den Weg und erreichte spät in der Nacht das Dorf seiner Heimath. Empfindungen der Freude und der Trauer durchzogen wechselnd sein Gemüth, als er des Dörfchens ansichtig wurde, je nachdem eben Erinnerungen der Vergangenheit in ihm erwachten. In der Schenke, wo noch einige fremde Fuhrleute bei ihrem Schoppen Wein saßen, kehrte er ein und legte sich zeitig schlafen. Des andern Morgens, als er mit den Hausleuten Kaffee trank, war die Rede

von den Kriegsgräueln, welche das französische Heer seither in Deutschland angerichtet; doch der Brand von Moskau, die großartige Niederlage der Franzosen in Rußland, ja selbst auch die Siege der verbündeten Mächte traten in den Gesprächen bald wieder in den Hintergrund, denn die Besorgniß vor neuen Schrecken und Verwüstungen des Krieges, die da kommen sollten, weil Napoleon nach seiner Verweisung nach Elba abermals an die Spitze des Kaiserreichs getreten war, hatte ganz die Oberhand. Gleichzeitig war auch die Sprache davon, daß alle junge, kräftige Männer, ja selbst schwache Jünglinge, freiwillig zum Dienste des Vaterlandes sich stellten. Es wurde erzählt, daß die Frauen und Jungfrauen freudig ihren Schmuck hergäben zum Besten des bedrohten Deutschlands. Das ging unserm Joseph ernstlich im Kopfe herum. Als er nun auf dem Wege nach der Kirche einigen alten Schulkameraden begegnete, die entweder schon gedient oder sich als Freiwillige eben hatten einschreiben lassen, da ward ihm die Sache noch ernster als zuvor. Während der Feier des Gottesdienstes empfahl er das Schicksal Deutschlands andächtig dem Schutze des Allmächtigen und that das Gelübde, daß auch er für den heimathlichen Herd freudig und tapfer kämpfen wolle. „Bin ich doch durch keine Rücksicht gebunden, wie Der oder Jener,“ sprach er bei sich selbst. „Verlassen doch selbst verheirathete Männer den Schooß ihrer Familie, um ihre Kräfte dem Vaterlande zu weihen. Und ich, der ich allein dastehe, sollte zurückbleiben? Nimmermehr! Helminger kann mit seinen Knechten schon fertig werden; das ist gewiß. Darum will ich getrost in den Krieg ziehen.“ Nach der Kirche ging er in das nahe Städtchen, um dem Apotheker sein Geld zu bringen. Als der ihn erblickte, grüßte er ihn freundlich und sagte: „Nun, das muß ich sagen, Joseph, du bist ein ehrlicher Kerl und hältst treulich dein Wort. Aber was thue ich mit dem Gelde? Bring's dem Amtmann, daß er es zur Unterstützung der deutschen Krieger, zur Verpflegung der Kranken und Verwundeten anwende. So lange wir keine völlig freie Heimath haben, darf an Erwerb und Vermehrung

des Vermögens nicht gedacht werden!" Als nun Joseph sagte, daß auch er mit in den Krieg ziehen wollte, begann der freundliche Apotheker von Neuem: „Sieh', das lob' ich mir. Behalte also das Geld; mir bist du nichts mehr schuldig. Wende du es an, so gut du kannst!"

Auf ähnliche Weise erging es ihm bei den Andern; nur Einer, ein armer Krämer mit zahlreicher Familie, nahm ihm das Geld ab und sagte: „Ich thät' es gewiß nicht, wenn ich nicht so viele Sorgen hätte. Aber ich muß wohl; Gott sei dein Beschützer im Kriege und hoffentlich sehen wir uns wieder." Der Krämer drückte ihm herzlich die Hand und wünschte ihm alles Wohlergehen.

Zu Hause wieder angelangt, eröffnete Joseph den Bauersleuten seinen Entschluß: mit gegen die Franzosen zu Felde zu ziehen. Es gab anfänglich Widerspruch, weil man ihn lieber behalten oder doch wenigstens vor der Gefahr gern bewahrt hätte; da aber der junge Mann fest auf seinem Vorsatze beharrte, hatten die Bauersleute nichts weiter einzuwenden und sagten: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, — in Gottes Namen!"

Fünftes Kapitel.

Der Abschied von dem Bauernhofe kostete viele Thränen. Die Bäuerin weinte, als verliere sie in Joseph einen lieben, guten Sohn auf ewig. Auch die Knechte waren tief betrübt, als er ihnen Lebewohl sagen wollte. Sie hingen mit aller Freundschaft an ihm und ließen sich's daher nicht nehmen, ihn zwei bis drei Stunden zu begleiten. Helminger erlaubte das gern, und so traten denn die Männer ihren Marsch an. Als Joseph der Bäuerin zum letzten Male die Hand reichte und diese schluchzend vor ihm stand, sagte er: „Vergeßt nicht, mich allezeit in Euer Gebet einzuschließen. Wir haben in ruhigen Tagen schon so nöthig, für einander zu beten; um so mehr noch

in den Zeiten solcher Gefahr!“ Sie versprach es mit bebender Stimme; auch die Männer gaben Joseph dieses Versprechen und nun ging's fort. Anstatt drei Stunden, gingen sie aber vier Stunden weit mit. Das ist sehr natürlich. Um einen lieben Freund will man gerne so lange als möglich sein und man hat namentlich bei einem Abschiede noch so viel miteinander zu sprechen, daß die Stunden wie Minuten dahinfliegen und man vorwärts kommt, ohne nur zu wissen wie? —

Nachdem Joseph und seine Begleiter in dem Dorfe, wo diese umkehrten, noch eine Maaß Wein getrunken und auf „Wohlergehen und glückliches Wiedersehen“ angestoßen hatten, trennten sie sich mit aufrichtigem Schmerze und unter wiederholten Glückwünschen. Angelangt an dem Orte, wo sich die Freiwilligen einzufinden hatten, wurde Joseph eingeschrieben und mußte sogleich die nothwendigen Exercierübungen mitmachen. Die jungen Soldaten waren alle recht ungeduldig, man könnte fast sagen: unzufrieden, daß es noch immer nicht in den Krieg gehen sollte. Wie groß war daher ihre Freude, als es eines Tages hieß: „Haltet euch marschfertig!“ Diese Worte wirkten wie ein Zauber auf die jugendliche Mannschaft; man sang, man jubelte, man hüpfte und bekundete auf jede Weise seine Kriegslust und Kampfbegier. So muß es auch sein, und der Soldat kann nicht leicht zu viel Freude mit sich herumtragen; denn im Felde kommen so viele Mühseligkeiten und Gefahren vor, daß er heitern Sinn und flammende Begeisterung recht gut gebrauchen kann. Es trägt sich ja auch nicht schwer daran.

Bekanntlich war Napoleon im Jahre 1815 von seiner einsamen Insel Elba wieder entflohen und hatte auf's Neue seine treuen Krieger um sich versammelt. Nach Frankreich ging darum der Zug der Verbündeten. Joseph war einer der fröhlichsten und rüstigsten Soldaten, der seine Kameraden nicht selten durch seine drolligen Einfälle erheiterte, wozu sich namentlich Abends im Quartier Gelegenheit bot. Er dagegen lernte von seinen Kameraden wieder eine Menge spaßhafter Anecdoten, die ihm, wie wir später

sehen werden, sehr gut zu Statten kamen. Nach einigen Hin- und Herzügen, die für die Geschichte unseres Joseph von keiner Wichtigkeit sind, kam der Tag der Schlacht bei Waterloo heran, einer der mörderischsten Schlachten, die je sind geschlagen worden. Jetzt wich freilich die bisherige Fröhlichkeit von den Gesichtern der Soldaten, aber die Kampflust verließ sie darum nicht. Mit ernstem Schweigen rückten die Schlachtreihen der Verbündeten vor; fürchterlicher Kanonendonner brüllte in das Krachen der unzähligen Gewehrschüsse hinein und mit dem Nebel der Landschaft vermischte sich der graue Pulverdampf. Die Abtheilung, in welcher Joseph stand, war schon mehrmals zum Schießen vorgerückt, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte; plötzlich stürmte eine Division französischer Reiterei heran und sprengte die vorderen Reihen des Fußvolks auseinander. Es entstand Verwirrung auf einige Minuten; Mann gegen Mann wurde der Kampf geführt; das Regiment schien verloren. Da kam mit lautem Hurrah der tapfere General Blücher mit seinen Preußen noch gerade zur rechten Zeit daher gesaust und brachte sowohl den Engländern, die unter Wellington fochten, als auch den deutschen Regimentern erwünschte und willkommene Hülfe. Von dem nachher errungenen, berühmten Siege hörte aber Joseph nichts. Er fühlte nämlich mit einem Male in seinem Schenkel einen stechenden Schmerz, griff hin und bekam Blutspuren an seine Finger. Zuerst achtete er es nicht und feuerte sein Gewehr noch einmal ab, dann aber verursachte ihm der starke Blutverlust eine solche Schwäche, daß er ohnmächtig umsank und vom Felde getragen werden mußte. Eine Flintenkugel war ihm durch den Oberschenkel gegangen.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich im Lazareth zu Paris unter ärztlicher Verpflegung. Die Wunde war zwar nicht lebensgefährlich, indem der Knochen keine Verletzung erlitten hatte, allein es war doch für lange Zeit an keinen Kriegsdienst mehr bei ihm zu denken. Die Verwundeten wurden, so viel sich's thun ließ, langsam nach Deutschland zurückgeschafft und so erreichte denn Joseph nach einer mehr als zwanzigtägigen Fahrt bei Straßburg die badische

Grenze. Zu besserer Verpflegung ließ er sich nach Karlsruhe bringen und blieb da, bis er so ziemlich wieder hergestellt war, d. h. bis er mit Hülfe eines Stockes mühsam ausgehen konnte.

Gerne wäre Joseph jetzt in seine Heimath zurückgekehrt, um in der Nähe seiner Bekannten sich wieder eine Beschäftigung zu suchen; allein was sollte er da thun? Er hatte ja Niemand mehr auf der Welt, der ihn hätte verpflegen können, hatte ja kein elterlich' Haus mehr und seinem Pathen Helminger wollte er auch nicht zur Last fallen. Zudem erfuhr er in der Stadt Karlsruhe so viel freundliches Wohlwollen, so viel theilnehmende Unterstützung, daß er sein ferneres Heil nun hier versuchen wollte.

Jetzt fragte sich's eben, was er etwa ergreifen könne. Landwirthschaft war zunächst nichts für ihn, da er sein erst kürzlich geheiltes Bein jedenfalls für längere Zeit noch nicht sehr anstrengen durfte. Um sich vorläufig einigen Unterhalt zu verschaffen, ergriff er den Stand eines Bedienten und suchte durch kurze Botengänge, durch Reinemachen von Kleidern und Stiefeln sich sein Auskommen zu verschaffen. Das gelang, und in kurzer Zeit hatte er so viel zu thun, daß ihm vor der Zukunft nicht zu bangen brauchte.

Sechstes Kapitel.

Ein scheinbar ganz geringfügiger Umstand erlangt für das Leben des Menschen bisweilen die größte Wichtigkeit und wird nicht selten sogar für die Zukunft entscheidend.

Eines Morgens, da Joseph für einen vornehmen Officier auf der Hausflur Kleider ausbürstete, trat ein Schwarzwälder Zunderhändler mit seinem Reichthum von Zunder und Bürsten zu ihm heran und fragte: „Kaufet Ihr keinen Zundel? Kaufet Ihr keine Bürsten?“ Joseph nahm dem Händler ein paar Schuhbürsten ab und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Es ergab sich aus

demselben, daß man bei einem solchen Geschäfte zufrieden sein könne, ja daß es sogar gut gehe; man müsse nur die rechte Art haben, mit den Leuten umzugehen. Diese Aeußerungen that der Schwarzwälder mit aller Offenheit. Was lag auch daran? Hatte er doch keine Ursache, zu fürchten, daß der Stiefelputzer Joseph sich in sein Geschäft mischen oder gar sein Nebenbuhler werden könnte. Dem Joseph aber machte diese Sache den Kopf heiß.

„Wie wär's denn," dachte er bei sich, „wenn ich nun auch mit Zunder, Bürsten und Schwefelhölzern umherzöge? Ich könnte, mein' ich, die Bauern und Stadtleute noch viel besser unterhalten, als dieser Schwarzwälder da. Potz Tausend! Ich habe Frankreich gesehen, habe den Krieg mitgemacht und trage an meinem Beine eine Wunde, die ich im Kampfe für's Vaterland habe mitnehmen müssen. Wer kömmt mir darin gleich? Ja und ich weiß auch eine Unzahl höchst ergößlicher Geschichtchen aus den Kriegs- und Friedenszeiten. Wer thut mir's darin wohl gleich?"

Kurz: je mehr sich Joseph die Sache überlegte, desto fester wurde er überzeugt, daß er sich ganz vortrefflich zu einem wandernden Zunderhändler eignen würde. Erfreut durch den Gedanken: daß dies Geschäftchen vielleicht der Anfang zu späterem Wohlstande sein könne, warf er die Kleiderbürste neben sich hin und rief aus: „Ja, wahrhaftig, das muß ich thun; dann geht Alles gut!"

„So? Geht's gut?" lautete mit einem Male eine Baßstimme hinter ihm. Erschrocken wandte sich Joseph um und erblickte den Officier, für welchen er eben Kleider rein machte. Dieser stand in seinem bunten Schlafrocke vor ihm und hatte offenbar seinen Spaß daran, daß Joseph wegen der Belauschung des Gesprächs so zusammengefahren war. Unserm Freunde war es indessen doch nicht recht, daß der vornehme Herr auf seine Kleider habe warten müssen; deßhalb bat er vielmals um Entschuldigung: er habe nicht geglaubt, daß der Herr heute vor der gewöhnlichen Zeit aufstehen werde, auch sei ihm eine Abhaltung oder Versäumniß dazwischen gekommen u. s. w. Der Officier war aber gar

freundlich und sagte: „Nur getrost, Alter; das hat nichts zu sagen. Ich habe mit Vergnügen Euerer Unterhaltung zugehört und wenn Ihr meint, daß Ihr bei so einem Geschäftchen Euer Auskommen finden könnt, so werden wir, denk' ich schon Rath schaffen, wie es anzufangen sei. Wendet Euch deßhalb nur getrost an mich. Es hat mir immer leid gethan, wenn ich so sah, daß ein gedienter, tapferer Soldat, wie ihr, es nicht besser haben sollte." Erstaunt und freudig überrascht stotterte Joseph dem gütigen Herrn seinen Dank. Wenige Zeit nachher schritt er schon zur Ausführung seines Planes. Er miethete sich auf einem nahen Dorfe eine wohlfeile Wohnung und schaffte sich die nöthigen Handelsvorräthe an. Das Geld dazu kam nun freilich nicht von ihm, denn seine armseligen Trinkgelder hätten dazu bei Weitem nicht ausgereicht; sondern der menschenfreundliche Officier und dessen Verwandte waren es, die den wackern Joseph in Allem unterstützten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß diese von der Redlichkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit ihres Schützlings vollkommen überzeugt waren. Wie mancher arme Mann aus dem Volke könnte sein Glück machen oder sich zu einem Zustande der Zufriedenheit verhelfen, wenn er diese drei goldenen Eigenschaften besäße! Aber da fehlt es bei gar Vielen und obendrein mangelt ihnen auch oft noch die liebenswürdige Bescheidenheit, die allen Menschen so wohl steht, namentlich aber den Armen schmückt und überall auf's Beste empfiehlt.

Wie machte es denn nun der neue Zunderhändler bei seinem Geschäfte? Das werdet ihr, lieben Kinder, gewiß gern hören wollen. Joseph ließ sich nach der Weise der Schwarzwälder ein wohlfeiles Wamms von schwarzem Sammet machen, für dessen Reinlichkeit er stets die größte Sorge trug; um den Leib befestigte er an Schnüren und Tragbändern einen ganzen Vorrath von Bürsten, Zunder und Schwefelhölzern, setzte einen schwarzen Filshut auf und zog so von Ortschaft zu Ortschaft. Wenn er in ein Dorf kam und im Wirthshaus viele Bauern beisammen traf, ging er hinein, setzte sich zu ihnen, ließ sich auch ein Schöpplein geben und erzählte ihnen vom Krieg und dem großen Napoleon,

den er selbst gesehen; oder er gab ihnen scherzhafte Anekdoten zum Besten, daß die Bauern sich wälzen wollten vor Lachen. Dadurch und durch sein leutseliges Benehmen überhaupt, machte er sich aller Orten beliebt, so daß man ihm gerne von seinen Sachen abkaufte. War er einmal irgendwo bekannt, so hielt es ihm nicht schwer, seine Kundschaft zu vergrößern und, von Haus zu Haus wandernd, steckte er den Tag über manchen Gulden ein. Meint jetzt Jemand vielleicht, er habe gleich auch besser gegessen und sich schöner gekleidet, so irrt er gewaltig. Er blieb sich immer gleich in seiner Einfachheit und Sparsamkeit und legte es geflissentlich darauf an, eher arm, als wohlhabend zu erscheinen.

Da ward ihm eine neue Freude zu Theil. Er erhielt nämlich von seinem Landesherrn das silberne Ehrenzeichen der Tapferkeit. Wie sehr ihn diese Auszeichnung oder Anerkennung freute, läßt sich nicht beschreiben. Von nun an trug er das Ehrenzeichen beständig an einem bunten Bändchen auf seinem schwarzen Wamms, wo es sich sehr schön ausnahm. Das that er aber nicht aus Prahlerei, denn diese war seine Sache nie gewesen; sondern weil es ihm für sein Geschäft nützlich schien. Er irrte sich auch nicht. Ueberall auf dem Lande und in den Städten waren die Leute gern bei der Hand, dem tapfern Krieger Etwas zu verdienen zu geben. Wie bei den Bauern, so machte er sich auch bei den Städtern immer mehr beliebt und dehnte seine Kundschaft bald so bedeutend aus, daß er allezeit vollauf zu thun hatte, um seine Waaren abzusetzen. Dabei verdiente er sich wirklich schöne Summen Geldes; aber wohl gemerkt: damals kannte man den Gebrauch der berühmten Streichzündhölzchen noch nicht.

Siebentes Kapitel.

Eines Tags, da Joseph in einer Dorfschenke saß und den Leuten allerlei Unterhaltendes erzählte, tritt ein zweiter Zunderhändler herein. „Grüß Gott, Kamerad!“ sagt Joseph zu dem Eintretenden; der aber weiß nicht,

daß man darauf „Großen Dank" antwortet; thut wenigstens so, als wüßte er's nicht. Wer war der fremde Händler? Das ist leicht zu errathen. Jener Schwarzwälder war es, der einst mit Joseph sich unterhalten und in ihm die Lust erweckt hatte, ein gleiches Geschäft anzufangen. Damals hatte er sich gegen den armen Bedienten gar freundlich benommen, weil er sich nicht träumen ließ, daß dieser einmal sein mächtiger Nebenbuhler werden könnte; jetzt verstopfte ihm der Neid den Mund und vor Zorn hätte er ihn prügeln können. Wirklich suchte er auch alsbald Veranlassung zu Streit mit Joseph, der indessen diesem Ansinnen auswich. Als aber der Schwarzwälder immer hitziger wurde und mit geballter Faust herankam, um seinem Nebenbuhler Eins zu versetzen, legten sich die Bauern ins Mittel und warfen den Zanksüchtigen zur Schenke hinaus. In solcher feindseliger Weise begegnen die Menschen einander oft, wenn der Eine oder Andere glaubt, es werde ihm Etwas von seinem Gelderwerb entzogen. Das ist es, was man Brodneid nennt. Daß damit nichts gut gemacht wird, versteht sich von selbst; nur üble Folgen können daraus entspringen. Der beste Weg ist immer: sich zu vergleichen oder zu verständigen. Die Welt ist ja groß genug, und kann man in diesem Zweige nicht die Oberhand behalten, nimmt man etwas Neues dazu. Wer Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, weiß sich stets zu helfen. — Als der Schwarzwälder wegen Joseph so übel angekommen war, suchte er ihm durch Verleumdung zu schaden, wo er nur konnte. Damit richtete er aber nichts aus; denn Joseph war überall zu sehr als braver Mann bekannt, als daß böswillige Reden ihm das Wohlwollen der Leute hätten entziehen können. Dagegen wußte man sehr wohl, daß der Schwarzwälder Alles, was er verdiente, auch alsbald durchbrachte; ja man hatte ihn früher sogar wegen eines Diebstahls in Verdacht gehabt, und von diesem Argwohn konnte man ihn noch nicht freisprechen.

Joseph aber machte bei seiner großen Thätigkeit und Sparsamkeit immer mehr Glück in seinem Geschäfte und brachte es endlich so weit, daß er sich

ein eigenes Häuschen in einem Marktflecken kaufen konnte. Da kamen mit einem Male die Streichzündhölzchen in Aufnahme, so daß mit Zunder und gewöhnlichen Schwefelhölzern nicht viel mehr zu verdienen war. Nun war es gut, daß er sich soviel erworben hatte, um wenigstens in seinem Eigenthum sorgenfrei leben zu können. Der neue Industriezweig machte ihm daher auch wenig Sorgen. Er legte sich jetzt ein förmliches Kramlädchen an, verkaufte außer den frühern Gegenständen auch die neuen Zündhölzchen und nahm noch Tabak, Kaffee, Zucker und Gewürze hinzu. Hatte sich sein Geschäft schon vorher eines guten Gedeihens zu erfreuen gehabt, so nahm es jetzt einen wahrhaft überraschend glücklichen Aufschwung. Heute erkennt man in Joseph den armen Tagelöhnerssohn nicht mehr; ein reicher Krämer ist er geworden, der unter den Leuten im Flecken großes Ansehen genießt. Auch steht er nicht mehr allein in der Welt da; eine brave Frau und wohlgezogene Kinder bewohnen mit ihm sein freundliches Haus. Das Glück hat ihn aber weder stolz, noch leichtsinnig gemacht. Er ist noch immer die bescheidene, brave, fromme Seele wie ehemals; denn der Segen einer guten religiösen Erziehung ist ihm durch's Leben gefolgt. Viele Arme und Nothleidende könnten euch von seiner Güte und Wohlthätigkeit erzählen. Er, der einst selber arm war, wußte wie bitter die Armuth drückt; er, dem einst selber Schulden erlassen wurden, wußte milde Gesinnung zu schätzen und zu üben. Von Zeit zu Zeit hat sich Joseph auch nach seinem Pathen Helminger erkundigt, ihm sogar einigemal geschrieben; aber nie Antwort oder Auskunft erhalten. Vielleicht hatte der Bauer Helminger jene Gegend verlassen.

Erst viele Jahre nachher bekam er von einem Fuhrmanne bestimmte, aber leider traurige Nachrichten. Der Fuhrmann — wer hätte es vermuthen sollen? — war Niemand anders, als Josephs ehemaliger Mitknecht Peter. Auch er hatte das Seinige treulich zu Rathe gehalten und verdiente jetzt als Fuhrmann ziemlich viel Geld. Peter erzählte ihm dann, daß Helminger's Frau bald nach seinem Abgang zur deutschen Armee am Nervenfieber gestorben und

Helminger selbst gänzlich verarmt sei. Er habe sich nämlich immer mehr dem Trunke ergeben, sei einst in der Trunkenheit mit unverwahrter, brennender Pfeife in den Stall gegangen und habe durch solche Unvorsichtigkeit seine sämmtlichen Gebäulichkeiten den Flammen überliefert. Hernach habe er müssen ein Stück Land nach dem andern verkaufen bis er völlig arm geworden sei. „Vor zwei Jahren" fuhr Peter fort, „sah ich ihn noch als Taglöhner arbeiten, und seither habe ich von ihm nichts mehr gesehen und nichts mehr gehört. Wer weiß, ob er nicht in einem Armenhaus traurige Tage verlebt oder gar schon gestorben ist."

Diese Nachricht betrübte unsern Joseph innig und er hätte seinem armen Pathen, wenn er noch leben sollte, sehr gerne geholfen. Da aber alles weitere Nachforschen vergeblich war, konnte er weiter nichts thun, als seiner in seinem Gebete zu gedenken. —

Unlängst kam ein Bettler vor Josephs Thür. Nun, das ist gerade nichts Seltenes, sondern begegnet sehr oft. Aber der Bettler war trauriger, gebeugter, elender, als es die Hülfsbedürftigen gewöhnlich sind. Um seinen Kopf wehten dünne, weiße Haare, welche die unnatürliche Röthe seines Gesichts nur noch stärker hervortreten ließen. Hustend klopfte er an die Hausthür und wischte sich dabei Thränen aus den Augen. Als Joseph „Herein!" rief und den alten, gebrechlichen Mann eintreten sah, schlug er die Hände über'm Kopfe zusammen mit dem Ausrufe: „Mein Gott! Ist es möglich?" Der Unglückliche, der also bewillkommt wurde war — Helminger. Er wollte etwas stammeln von Entschuldigung, Verzeihung u. s. w.; aber Joseph antwortete ihm gerührt: „Davon ein andermal, lieber Pathe!" Dann führte er ihn am Arme in ein Stübchen, das er eigens für ihn einrichten ließ und that an ihm Alles, was ein Kind nur immer an seinem alten, schwachen Vater thun kann. —

Wohl dem, der wie Joseph, sein Leben lang Gott und die Gebote Sei-

ner heiligen Kirche vor Augen und im Herzen hat; wohl dem, der mit den ihm vom Schöpfer anvertrauten Kräften redlich waltet!

„Ihm blühet Segen schon hienieden
Und jenseits reiner Seelenfrieden.“ —

44.

Echo.

Des Alphorns anmuthvolle Weise
Ist droben auf dem Berg erklungen
Und ist, hinschwebend zart und leise,
Bis an des Felsen Brust gedrungen.

Der ward ergriffen von den Liedern
Und brach sein ewig düstres Schweigen,
Und sang, das Grüßen zu erwiedern,
Leis nach . . . des Alphorns süßen Reigen.

O daß das Wort von frommen Zungen
Doch auch ein solches Echo fände! —
Doch Viele bleiben unbezwungen
Und härter als die Felsenwände.

45.

Rathschläge und Regeln für das Schulleben.

Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.
Baron de la Motte Fouqué.

1.

Ehe du in die Schule gehst, schau' erst sorgfältig nach, ob du auch Alles hast, was du brauchst. Das ist ein schlechter Handwerksmann, welcher auf die Arbeit ausgeht, ohne sein Werkzeug mitzunehmen; und ein schlechter Schüler ist derjenige, welcher sich in die Schule begibt, ohne das Nöthige bei sich zu haben.

2.

Während des Unterrichts sei aufmerksam; denke nicht, du wollest die Sache nachher schon noch nach deinem Dictirhefte oder Lehrbuche einüben! Der lebendige Vortrag ist das Wichtigste; er hellet dir die Dunkelheiten der Unterrichtsgegenstände auf und ist für dich — wenn du demselben aufmerksam folgst, — ein halbes Auswendiglernen.

3.

Sei jederzeit bereit zu antworten, auch wenn die Frage nicht an dich gestellt wird. Was ein Schüler gefragt wird, geht alle an. Ein wackerer Schüler freut sich, recht oft zum Aufsagen und Antworten aufgefordert zu werden; — der Faulpelz und Faulgeist dagegen ist freilich froh, wenn er so lange als möglich ungeschoren bleibt.

4.

Wenn der Lehrer eine Frage an die ganze Classe stellt, so thue deine Bereitwilligkeit zu antworten niemals mit der Stimme kund, sondern hebe blos ganz einfach die Hand in die Höh'; denn das Durcheinanderschreien, welches entstehen würde, wenn alle sogleich dem Lehrer zurufen wollten,

stört den ordnungsmäßigen Gang des Unterrichts und ermüdet den Lehrer ganz unnöthiger Weise.

5.

Sei in allen Stücken gegen deine Lehrer gehorsam, freundlich, gefällig, dienstfertig und vermeide sorgsam Alles, was sie kränken könnte! Was würdest du von einem Menschen halten, der seine Wohlthäter beleidigte und ihnen das Leben verbitterte? Wahrlich ein Solcher müßte entweder allen Verstand oder alles Gefühl verloren haben. — Bedenke, daß deine Lehrer deine Wohlthäter sind!

6.

Störe in keiner Weise den Unterricht oder die Arbeitszeit. Ein solcher Ruhestörer raubt nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Mitschülern die Gelegenheit: etwas zu lernen.

7.

Wenn der Lehrer dir deine Sudelschrift zerrissen vor die Füße wirft und dich die Arbeit noch einmal machen läßt, so hänge dein Maul nicht und mache ihm auch deßhalb nicht heimlich in der Tasche ein Fäustchen! Du selbst hast ihn ja in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, dein Geschreibsel zu vernichten. Bedenke nur, daß der Lehree seine Pflicht thun muß und nicht deinem verächtlichen Leichtsinne nachgeben darf! Ist der Schüler gewissenlos, so ist das schlimm; aber noch schlimmer wäre es, wenn auch der Lehrer gewissenlos sein wollte.

8.

Laß dich nie mehrmals zu Etwas ermahnen, sondern lerne bei Zeiten pünktlichen und freudigen Gehorsam; denn das spätere Leben wird dich in dieser Hinsicht mehr als tausend Mal auf die Probe stellen.

9.

Hast du Etwas für die Schule auswendig zu lernen, so suche dir es am Abend schon so gut als möglich einzuprägen und gehe es dann den andern

Morgen noch ein paar Mal durch. Dieses ist erfahrungsmäßig der beste Weg, sich eine Schulaufgabe sicher anzueignen. Was nur am Morgen gelernt wird, verfliegt gar bald wieder und zwar fast eben so schnell, als es Eingang fand.

10.

Alles, was du zu thun hast, mache gleich recht, d. h. wie sich's gehört; denn was du thust, das thust du nicht für den Augenblick, sondern für das ganze Leben.

11.

Willst du wunderlich sein, so sei es darin, daß du dich nie dazu verstehst, mit stumpfen Bleistiften und stumpfen Federn zu schreiben. Sei auch allezeit recht eigensinnig darin, daß du keine Eselsohren und keine Flecken in deine Hefte und Lesebücher kommen lässest.

12.

Halte die Ferien nie für Lümmeltage, sondern sei in denselben anständig und zu nützlicher Thätigkeit geneigt! Die Schulzeit ist eine Zeit, wo man dich gleichsam am Gängelband hält und in den Ferien will es scheinen, als wolle man probiren, ob du eine kleine Zeit hindurch auch einmal von selber auf deinen Füßen stehen könnest. Schon mancher Schüler ist in den Ferien gewaltig rückwärts gegangen.

13.

„Halt' Ordnung! Halt' Ordnung! Halt' Ordnung!" Diesen Zuruf möcht' ich gern Millionen Mal auf kleine Zettelchen drucken lassen, wenn ich wüßte, daß es Etwas nützte. Und was dann damit anfangen? Ich würde solche Zettelchen jedem unordentlichen Schüler auf seine Hefte, auf seine Federbüchse, auf seine Bettstelle, auf seinen Arbeitstisch, auf seine Kaffeetasse, auf seine Kappe, auf seine Schiefertafel und was dergleichen mehr ist, kurzum: überallhin aufkleben lassen, damit er auf Ordnung achten möchte. Ordnung muß wohl ein wichtig Ding sein, sonst würde das Sprichwort nicht sagen:

„Ordnung ist das halbe Leben!“ Und in der That: Ordnung bringt Klarheit, Klarheit fördert den Fleiß, Fleiß schützt vor Müßiggang und somit auch vor der Laster Anfang. Ja, die Ordnung ist eine so vornehme Tugend, daß ihre Vorzüge allein schon ein dickes Buch füllen würden. Ihr Wesen aber ist gar einfach: „Beobachte bei all' deinem Thun die rechte Zeit, den rechten Ort und das rechte Maaß!“

14.

Sei niemals ein Todtschläger der Zeit, d. h. bringe sie nie mit unnützen und läppischen oder gar unrechten Dingen zu! Präge dir tief ein und glaube fest, daß die Zeit das kostbarste der Güter ist, ehe du einmal, — wovor dich Gott behüte! — zu spät die Wahrheit dieses Wortes an dir selbst erfährst. Auch wenn du nicht arbeitest, sondern dich erholst — deine Erholung sei nicht minder eine edle, eine zweckmäßige.

15.

Meide allezeit schlechte Genossenschaft! Wer schmutzige Reden, gemeine Klatschereien, Spöttereien über die Religion und ihre Diener liebt, wer an Handlungen Freude hat, über welche man schon vor einem Menschen und noch vielmehr vor Gott erröthen müßte, der darf nun und nimmermehr dein Freund sein. Vergiß zwar nicht, ihn durch Ermahnung auf den rechten Weg wo möglich zu leiten; — aber hüte dich, an seinem Treiben dich zu betheiligen! Ein Schmutzfleck ist leicht angenommen, aber meist nur allzuschwer wieder hinwegzuwaschen.

16.

Wenn du deinen Katechismus auswendig lernest, so arbeite nicht blos mit dem Gedächtnisse, sondern laß auch das Herz mit daran Theil nehmen; denn es ist doch wohl nicht einerlei, ob du z. B. das Einmaleins einübest oder den Weg zu Gott kennen lernest.

17.

Sei niemals so schimpflich faul, daß du deine Schulaufgaben, anstatt

sie selber zu machen, von andern Mitschülern abschreibest; sei aber auch nicht so gewissenlos, deine gefertigten Aufgaben faulen Schülern zum Abschreiben zu geben. Warum? Denk' einmal darüber nach! —

18.

Gegen deine Schulkameraden und Spielgenossen sei stets freundlich, liebevoll, gefällig und nachsichtig! Werden dir wohl besagte schöne Eigenschaften dereinst in späteren Jahren eigen sein, wenn du sie jetzt zu üben unterlässest?

19.

Die schwereren Aufgaben mache immer zuerst, hernach die leichteren. Denn im Anfange ist die Kraft immer am frischesten, und hat man mit frischer Kraft das Schwierige überwunden, so bleibt Einem leicht noch so viel Eifer übrig, auch das minder Schwere zu vollbringen. Gar manche nützliche Aufgabe ist schon unerfüllt geblieben, weil der Schüler sich gleich an das angenehmere Leichte begab und für das Mühevolle hernach keine Arbeitslust mehr hatte.

20.

Willst du dich recht genau kennen lernen, so habe nur sorgsam Acht auf dich, wann du spielst. Bei'm Spiele regt sich's in allen Falten deines Herzens, und du magst dich wohl hüten, daß nicht Ungerechtigkeit, Rohheit, Uebermuth, Schadenfreude, Zorn und andere Unlöblichkeiten dir Gesellschaft leisten!

21.

„Repetitio est mater studiorum," sagt ein lateinisches Sprichwort; d. i. verdeutschet: Wiederholung ist die Mutter der Studien. Vergiß also nicht, das Gelernte öfters zu wiederholen, sonst schwindet es allgemach aus deinem Gedächtnisse!

22.

Gegen schwächere Mitschüler zeige dich nicht dadurch groß, daß du sie

bei jedem Anlasse deine geistige oder körperliche Ueberlegenheit fühlen lässest; sondern suche deinen Ruhm darin, dich ihrer allezeit liebend anzunehmen.

23.

Daß dir die Schule nicht etwa blos Kenntnisse beibringen, sondern dich auch zu einem frommen und gesitteten Menschen bilden will, das weißt du. Nun so denke daran, daß du auch außer der Schule, namentlich auf dem Hin- und Rückwege, dich ordentlich beträgst. Es wird in dieser Hinsicht gar viel über die Jugend geklagt und — nicht mit Unrecht.

24.

Und nun möchte ich dir noch Eins recht ernstlich anbefehlen: Lerne und übe Bescheidenheit! — Bescheidenheit ist ein ganz vortrefflicher, angenehmer Empfehlungsbrief, der von Jedermann und überall gerne angenommen und welcher dir sehr viel Gutes verschaffen wird. Die Bescheidenheit zieret zwar einen Jeden gar schön, kleidet aber die Jugend am allerbesten.

46.

Schlauköpfchen.

Ein Mährchen.

Ein armer Holzhacker wohnte mit seiner Frau in einem kleinen Hüttchen draußen vor der Stadt. Sie hatten aber ein allerliebstes Söhnlein von sechs Jahren, welches ihnen durch seine drolligen Einfälle tausend Spaß machte und eben wegen seiner Schlauheit, die es schon von zartester Kindheit auf gezeigt hatte, von ihnen nie anders genannt wurde, als Schlauköpfchen. Hatte der Holzhacker vom frühesten Morgen bis an den heißen Mittag im Walde gearbeitet, so setzte er sich gar behaglich und wohlgemuth im Schatten eines hohen Baumes nieder; denn er wußte, daß sein liebes Söhnlein, durch welches seine

Frau ihm das Mittagsessen zu überschicken pflegte, nicht mehr fern wäre. Kam nun der Kleine daher gesprungen und rief: „Vater, wo bist du?" so spielte der Holzhacker vor väterlicher Freude manchmal ein wenig Versteckelchens mit ihm, indem er den Ruf des Guckuks nachahmte und sich nicht gleich finden ließ. Hernach aber fing er das schlaue Bübchen, drückte es an sein Herz, setzte es auf seinen Schooß und es mußte nun mit ihm Mittag halten.

Das ging eine geraume Zeit so fort, ohne besonderes Ereigniß. Eines Tages aber, da Schlauköpfchen wieder das Essen in den Wald trug, dachte es: „Was sollst du immer den nämlichen Weg gehen, der dich langweilt? Du willst, der Abwechslung wegen, einmal einen andern Waldpfad einschlagen!" Also that es, und kam immer tiefer und tiefer in den Wald hinein, fand aber seinen Vater nicht. Es rief zwar öfters: „Vater, wo bist du?" erhielt jedoch keine Antwort, als etwa die, welche das Echo der Felsen spottend ihm zuwarf. Schlauköpfchen verzagte aber nicht, sondern ging immer gerad aus durch den Wald fort, bis es heller vor ihm wurde und, zu seinem größten Erstaunen, das weite Weltmeer vor ihm lag. An dem Gestade gab es viele bunte Muschelchen, scharfe und runde, große und kleine; davon sammelte sich das Büblein, so viel es deren in seine Taschen stecken konnte und setzte sich auf einen Stein, um auszuruhen, denn es war recht müde geworden. Auch verspürte es nach der langen Wanderung einen tüchtigen Hunger; daher nahm es sein Schüsselchen mit Sauerkraut und Schweinefleisch hervor, theilte es gerecht in zwei Hälften und aß seinen Theil mit großem Appetite. Mit einem Male kam eine große Schildkröte aus dem Meere an's Ufer heraufgekrochen und sprach: „Potz Tausend! Da riecht's so kräftig nach Sauerkraut und Schweinefleisch, daß mir ordentlich das Wasser im Munde zusammenläuft. Sag' Büblein, willst du mir nicht die andere Hälfte deines Essens geben? Ich habe schon lange nichts Gutes mehr gegessen und das Gewürm des Meeres will mir nicht mehr recht schmecken!" Da sprach Schlauköpfchen: „Das darf ich nicht; die

andere Hälfte des Essens ist für meinen Vater bestimmt, der hinten im Walde Holz hackt.“ Sprach die Schildkröte weiter: „Wenn du mir das Essen geben willst, trag' ich dich auch in ein herrliches Land hinüber, wo viel goldener Sand und Edelgestein liegt. Davon nimmst du dir alle Taschen voll mit nach Haus und machst deine Eltern reich und glücklich für ihr Lebtag.“ Das leuchtete dem Schlauköpfchen ein und es sagte: „Wenn das ist, darf ich's wohl thun; mein Vater mag sich diesen Mittag einmal mit Erdbeeren begnügen.“ Also gab es der Schildkröte das Sauerkraut und Schweinefleisch hin und diese sättigte sich daran nach Herzenslust. Als sie es aufgeschmaußt hatte, wischte sie sich mit dem einen Vorderfuße das Maul ab, schmatzte darnach gar behaglich mit den Lippen und sprach: So gut hat mir lange nichts geschmeckt; hab' Dank für dein herrliches Essen! Und wenn dir's nun gefällig ist, so setz' dich auf meinen Rücken, damit wir nach dem herrlichen Lande hinüber fahren, von welchem ich dir vorhin gesagt habe.“

Schlauköpfchen dachte: „Es wird auf eine oder anderthalb Stunden nicht ankommen,“ setzte sich frisch auf den Rücken der Schildkröte und fuhr mit ihr über's Meer. Als sie drüben waren, befanden sie sich in Afrika. „Drüben wär' ich,“ meinte Schlauköpfchen; „wie komm' ich hernach aber wieder hinüber, wenn du weg bist?“ Die Schildkröte gab zur Antwort: „Deßhalb laß' dir keine graue Häärchen wachsen; sobald du mich rufst, werde ich da sein und dich wieder über's Meer tragen. Du brauchst blos eins deiner Muschelchen in's Wasser zu werfen und dabei zu sprechen:

Treue Schildkröt' laß dich blicken,
Nimm mich wieder auf den Rücken;
Und trag mich die Kreuz und Quer'
Ueber's weite, graue Meer!

Dieses Sprüchlein merkte sich Schlauköpfchen und fragte nun noch, wo dann der Goldsand und das Edelgestein zu finden wäre, und es erhielt zur Auskunft: es möchte nur immer gerad aus gehen, bis es zu einem weißen Elephanten

käme; der bewache jene kostbaren Schätze und werde ihm so viel zu nehmen erlauben, als es sich nur wünsche. Dieser weiße Elephant verstehe alle Sprachen der Welt und unterhalte sich mit Jedem, der da käme, in aller Freundlichkeit; was aber das Begehren nach Reichthümern anbelange, da wolle er mit einem Sprüchlein angeredet sein. Nachdem Schlauköpfchen sich auch dieses Sprüchlein hatte sagen lassen, ging es getrost seines Weges. Es kam zuerst durch mehrere Hottentottendörfer, dann durch einen Palmenwald und dann in eine große Sandwüste. Als es mitten in der Wüste stand, sah es von ferne einen großen, weißen Gegenstand von rundlicher Gestalt. Es dachte: das wird ein Straußen-Ei sein, und ging tapfer darauf zu, um es zu schmausen; denn es hatte von dem beschwerlichen Wandern wieder tüchtigen Hunger bekommen. Wie es aber näher dazu kam, erblickte es einen gewaltigen Kreidefelsen, hinter welchem ein mächtiger schwarzer Elephant sein Mittagsschläfchen hielt. Leise ging der Kleine auf ihn zu und betrachtete sich ihn ganz genau von allen Seiten: ob er wohl auch wirklich so aussähe wie der, welcher in seinem Bilderbuche daheim abgebildet wäre. Als er so um das große Thier herumging, trat er ihm unversehens ein wenig auf den lang ausgestreckten Rüssel, wovon der Elephant erwachte. Schlauköpfchen benutzte diese Gelegenheit, um sich nach dem Wege zu dem weißen Elephanten zu erkundigen. Der schwarze Elephant aber, der in seinem Leben noch nicht Deutsch hatte sprechen hören, dachte: „Holla! dieser kleine Kerl macht sich wahrscheinlich in seiner Heimathsprache über deine Schläfrigkeit lustig;" damit wickelte er voller Zorn seinen Rüssel um das arme Büblein und schleuderte es mit aller Macht durch die Lüfte dahin. Diese Schleuderung muß entsetzlich gewesen sein; denn Schlauköpfchen bekam in der Luft eine solche Langeweile, daß es seine bunten Muschelchen aus der Tasche nahm und zum Zeitvertreib damit spielte, bis es wieder auf den Erdboden käme. Eben sollte es auch aus seiner luftigen Höhe auf den tiefen Sand der Wüste herabfallen, als ihm neue Gefahr drohte. Ein fürchterlicher Löwe stand unter ihm und sperrte unter grimmigem Gebrüll seinen weiten Rachen auf, damit er das Büblein

auffinge und verschlänge. Schlauköpfchen erkannte die Gefahr noch bei Zeiten, griff hurtig mit seinen Aermchen nach den Strumpfbändern und hielt auf diese Weise seinen Herabfall so kräftig auf, daß es schwebend in der Luft hängen blieb. Der Löwe, welcher schon ganz sicher auf diese Beute gerechnet hatte, erstaunte nicht wenig über die Geistesgegenwart des kleinen Bübchens, wollte darum aber doch nicht weggehen, sondern meinte: einmal müßten die Strumpfbänder doch wohl zerreißen und das Büblein käme ihm alsdann gewiß in den Rachen gepurzelt. Schlauköpfchen hatte aber kaum gesehen, daß der Löwe dieses dachte, als es auch schon ein neues Mittel erfunden hatte, sein bedrohtes Leben zu retten. Es machte nämlich ein Gesicht wie sieben Meilen schlechter Weg. Als der Löwe das sah, dachte er: „Nein, du willst lieber in dem tiefen Wüstensande bequemlich fortwaten, als dir auf einem schlechten Wege deine Fußzehen blutig laufen,“ und damit nahm er aus allen Kräften Reißaus. Darauf fiel das Kind ganz sanft in den weichen Sand herab und hat ihm auch nicht das Mindeste weh gethan.

Schlauköpfchen setzte nunmehr seinen Weg wieder rüstig fort, war aber noch nicht gar weit gekommen, als der Boden unter ihm zusammenbrach und es wohl dreißig Fuß tief in eine Grube stürzte. Das war eine jener Gruben, welche die wilden Hottentotten anlegen, um Elephanten darin zu fangen. Diese Thiere plumpen nämlich bei'm Spazierengehen da hinein, können nimmer heraus und werden von den herbeigeeilten Hottentotten jämmerlich zu todt geschlagen. Jetzt war guter Rath theuer; denn wie sollte dieses sechsjährige Büblein aus der ungeheuer tiefen Grube sich herausarbeiten? Es führte aber, wie aus dem Bisherigen schon zu merken ist, nicht vergebens den Namen „Schlauköpfchen,“ sondern wußte sich auf die allerfeinste Art von der Welt aus diesem traurigen Gefängnisse zu erlösen. Es lief nämlich geschwind in das nächste Hottentottendorf, borgte sich dort eine Leiter und stieg so ganz bequem aus der Elephantengrube. Als es dem Hottentotten die Leiter wieder brachte, fragte dieser es aus, in welche Grube es gefallen wäre; und als er daraus abnahm, daß

ihm die Grube gehörte, wurde er so bös wegen der dabei stattgefundenen Zerstörung, daß er dem armen Büblein bei'm Weggehen einen Besenstiel nachwarf. Er traf es jedoch nicht, und Schlauköpfchen nahm den Besenstiel mit sich und dachte: „Wer weiß wozu er gut ist!" Jedenfalls war er vorläufig dazu gut, daß es damit untersuchen konnte, ob der Boden vor ihm her sicher wäre oder unterhöhlt. Also trappelte es auf drei Beinchen fort, wenn man den Besenstiel dazu rechnen will, und erreichte — o welch' ein Vergnügen! — endlich den weißen Elephanten. Der ruhte ganz behaglich unter einem großen himmelblauen Zelte, auf dessen Spitze ein goldenes Fähnlein steckte. Nicht weit von seinem Gezelt nahm ein Bächlein seinen Ursprung und bewässerte weit umher die Gegend, die denn auch trotz der bekannten Heftigkeit der afrikanischen Hitze recht blühend aussah. Nachdem Schlauköpfchen den herrlichen Elephantenschimmel freundlich begrüßt, dachte es an das Sprüchlein, welches wegen Erlangung von Reichthümern diesem Thiere vorgesagt werden mußte, und begann:

Lieber Elephant!
Du weißt hier zu Land
Sicher die Gelegenheiten.
Sag' mir doch geschwind,
Wo ich Goldsand find'
Und dergleichen Kostbarkeiten!

Da nickte der Elephant sehr wohlgefällig mit dem dicken Kopfe und stand mit freundlicher Miene von seinem Lager auf, indem er sagte: „Die Reichthümer des Landes sollen dir offen stehen; geh' und hole dir davon so viel du willst!" Bei diesen Worten zog er einen prächtigen Teppich hinweg, auf welchem er zuvor gelegen hatte und es ward eine hölzerne Thüre, ähnlich einer Kellerthüre, sichtbar. Diese hob nun das Thier mit seinem Rüssel in die Höhe und ließ Schlauköpfchen auf einer langen Treppe tief hinunter in die Eingeweide des Landes Afrika steigen. Jetzt denkt gewiß Jeder, es

wäre da drunten so finster gewesen, wie in einer Kuh; aber oha!.. im Gegentheil, sehr hell war's. An den gewölbten Wänden hing eine solche Unzahl krystallener Leuchter mit unverbrennlichen Lichterchen, daß dies Gefunkel sich einzig und allein mit dem gestirnten Himmel vergleichen läßt; nur daß es noch viel heller war. Schlauköpfchen kam alsbald in einen großen, schönen Saal, dessen Fußboden ganz mit Goldsand bedeckt war, so daß das Büblein vor lauter Schonung kaum einzutreten wagte. Es ging aber doch hinein. An den Wänden entlang standen viele Körbe mit Diamanten und den kostbarsten Edelsteinen, welches Alles einen gar nicht zu beschreibenden Glanz von sich strahlte. Besonders war es ein Diamant, welcher sich an Leuchtung sehr auszeichnete, und dieser Diamant war so groß als ein Kalbskopf. Schlauköpfchen blieb lange wie versteinert vor diesen unermeßlichen Schätzen stehen und konnte sich fast nicht satt dran schauen. Um aber doch seine Eltern daheim nicht allzulange auf sich warten zu lassen, nahm es seinen Besenstiel, scharrte damit eine Masse Goldsand zusammen, und that ihn in das Schüsselchen, worin es zuvor das Sauerkraut urd Schweinefleisch gehabt hatte. Das Schüsselchen ward ganz damit angefüllt. Darnach nahm es sein Sacktuch heraus und bepackte es ganz mit Edelsteinen, so viel ihrer nur hineingehen wollten, worauf es vergnügt sprach: „So; jetzt hab' ich genug und will mich auf den Heimweg machen. Was werden sich meine Eltern wundern, wenn ich so reich zurückkomme!" In die Taschen stopfte es nichts, weil da schon so viele Muschelchen waren, die es auch nicht gern im Stich lassen wollte. Als es nun wieder herauf an das Tageslicht kam, wunderte sich der weiße Elephant ungeheuer über die Genügsamkeit dieses Kindes und sprach: „Eine so erstaunliche Begnügung mit Wenigem habe ich noch bei keinem Menschen wahrgenommen; Alle, die bis jetzt bei mir waren, nahmen ganze Lasten Goldes und edlen Gesteines mit sich, und waren doch nicht zufrieden, sondern murrten über das Bischen, das sie heimbrächten. Deßhalb durften sie auch nicht wiederkommen, und so oft sie sich dennoch

wieder blicken ließen, jagte ich sie fort; da du aber so wohl zufrieden mit dem Wenigen da bist, darfst du wiederkehren und dir Reichthümer nehmen, so oft du nur willst." Schlauköpfchen bedankte sich recht schön bei dem guten Elephanten und trat, nachdem es ihm noch Mancherlei von seinen Eltern zu Hause hatte erzählen müssen, den Heimweg an.

Es hatte jetzt zwar viele Kostbarkeiten bei sich, aber doch nichts um den Hunger zu stillen, der, wie schon längst gemeldet, angefangen hatte, es zu plagen. Jedoch die Schlauheit that ihm auch hierin die besten Dienste. Als es nämlich von dem Elephanten wegging, sah es unter einem Palmbaume ein fettes Schwein in tiefem Schlafe liegen, welches schnarchte wie eine Waldsäge. Schlauköpfchen schlich sich hinzu und dachte bei sich selbsten: „Jetzt, o Besenstiel, sollst du mir den dritten Dienst leisten und so wird sich denn nun zeigen müssen, daß ich recht hatte, als ich damals, wo dich der grobe Hottentotte mir nachwarf, sagte: wer weiß wozu es gut ist! — Ganz sachte schnitt also das Büblein mit einer scharfen Muschel dem fetten Schweine den einen Hinterschenkel ab, ohne daß es dadurch in seinem Schlafe gestör wurde, nahm sich noch eine Hand voll Schmalz mit und band an die Stelle des abgeschnittenen Schenkels den Besenstiel hin. Das Schwein merkte, wie gesagt, von Allem auch nicht das Mindeste, sondern schnarchte in der alten Leyer fort. Erst als Schlauköpfchen schon weit weg war, erwachte das Thier und rief: „Potz Blitz! Wie komm' ich denn zu dem hölzernen Fuß? Ich glaube gar, es ist ein Besenstiel; . . . richtig!" Anfangs wollte das Schwein darüber mißmuthig oder traurig werden; als es aber merkte, daß es auf diesem neuen Fuße ganz prächtig umherlaufen konnte, sagte es: „Auch gut, so gibt's doch keine Schmerzen dran."

Schlauköpfchen hatte eben seine Reichthümer an den Boden gesetzt, um den Schweineschenkel von den Borsten zu reinigen und ihn dann an der heißen Sonnengluth zu braten, als in vollstem Rennen ein Vogel Strauß dahergesaus't kam. „Heda, guter Freund!" rief das Kind; „Willst du mit

mir zu Mittag essen, so bist du höflich eingeladen!“ Der Vogel Strauß hatte das kaum gehört und den Geruch des Schweinefleischs in der Nase gespürt, als er gleich Rechtsumkehrt machte und fröhlich herbei kam. Unser Büblein hatte aber mit diesem großen Vogel eine neue Schlauheit im Sinne, wie man bald inne werden wird. Während die Beiden nachher den Braten verzehrten, fragte Schlauköpfchen den Strauß, wo die Reise hingehen solle, und es erfuhr, daß er schnurstracks nach der Meeresküste eile, um daselbst Kameraden abzuholen. Dem Strauß war deutlich anzumerken, daß ihm diese Frage nicht sehr angenehm gewesen sei, denn es mochte ihm dabei eingefallen sein, daß das Kind ihm vielleicht Gesellschaft zu leisten gedächte und die Reise auf diese Art sehr lange dauern würde. Darum sagte er: „Ich habe leider sehr große Eile, sonst wollt' ich dich, deiner Freundschaft wegen, einladen, mit mir den Weg zurückzulegen.“ — „O ich komme allenfalls auch alleine fort,“ sprach Schlauköpfchen; „übrigens liebe ich die Gemächlichkeit; deßhalb will ich dich alleine laufen lassen.“ Da ward dem Strauß wieder wohl zu Muth, er putzte seinen Schnabel im Sande ab, sprach „Schönen Dank für die Mahlzeit!“ schüttelte die kurzen Flügel und wollte eben im stärksten Schusse davon rennen. Aber „Hopp!“ saß ihm das Kind auf dem Rücken und hielt sich mit den Händchen an seinem Halse fest, so daß er gezwungen war, es mit sich zu nehmen. Zwar seufzte er unter dieser Last ganz erbärmlich und sprach: „Du wolltest mich ja alleine laufen lassen und gabst vor, du liebtest die Gemächlichkeit!“ Schlauköpfchen jedoch antwortete: „Das ist die Wahrheit. Du siehst ja, daß ich wirklich die Gemächlichkeit liebe und dich alleine laufen lasse; denn ich reite.“ Was half da weiteres Stöhnen und Klagen? Der Strauß mußte das Knäblein tragen bis an das Gestade des Meeres, wo es abstieg und ihm beim Abschiede lächelnd zurief: „Schönen Dank für dein gütiges Mitnehmen!“ Darauf ging der Strauß müde und verdrießlich seiner Wege und Schlauköpfchen trat dicht an die Meeresfluth heran.

Es war schon später Abend und des Mondes Strahlen erglänzten lieblich auf der dunkeln Wasserfläche. „Wer weiß, ob jetzt die Schildkröte noch wach ist!“ sprach das Kind; „vielleicht liegt sie schon im tiefsten, besten Schlafe.“ Versuchsweise warf es aber doch eins seiner Muschelchen in's Meer und sprach dazu:

Treue Schildkröt' laß dich blicken,
Nimm mich wieder auf den Rücken;
Und trag' mich die Kreuz und Quer'
Ueber's weite, graue Meer!

Gar nicht lange dauerte es, so tauchte die Schildkröte aus der Meerestiefe auf und kam an's Ufer gekrabbelt. Schlauköpfchen begrüßte das Thier recht frohmüthig, setzte sich auf seinen Rücken und ruderte mit ihm frisch in's weite Meer hinaus. „Es ist zwar schon spät,“ sagte die Schildkröte; „aber ich habe gute Augen und bin noch gar nicht müde; ja wenn auch der Mond nicht schiene, so wollte ich doch meinen Weg recht gut finden.“ Diese Rede gefiel dem Kinde und es legte sein Bündel Edelsteine und sein Schüsselchen Goldsand dicht vor sich hin, damit es dieselben stets vor Augen hätte, wenn sie etwa während dem Rudern rutschen sollten. Nun begab sich's aber unterwegs, daß die Schildkröte durch die Schärfe ihres Gesichts ein für sie sehr wohlschmeckendes Würmlein unter sich im Wasser entdeckte, welchem sie gerne nachgeeilt wäre, um es zu verzehren. Sie dachte auch an weiter nichts und sagte getrost zu dem Büblein: „Schlauköpfchen, bleib' einmal ein wenig auf diesem Flecke sitzen, ich komme gleich wieder und will nur das fette Würmchen da drunten im Wasser fangen!“ Und wie sie das gesagt hatte, tauchte sie unter und — Plumps! — das Bündel Edelsteine und Schüsselchen mit Goldsand versank auf den Grund des Meeres. Fast wäre auch Schlauköpfchen hineingefallen; aber es verlor glücklicherweise seine Besonnenheit nicht, sondern packte mit Entschlossenheit die ersten, besten Mondscheinstrahlen und hielt sich daran fest, so daß es gar nicht in's Wasser fiel. Gerne würde es auch seine Reichthümer gerettet haben; aber Beides

retten, ging nicht an, und das Leben ist doch köstlicher, als Gold und Edelstein.

Da dachte der Mond: „Ei Potz Tausend! Wer zupft mich denn da drunten an meinem silbernen Lichthaar? Muß doch sehen, wer's ist!" Damit zog er die Lichtstrahlen, an welche sich Schlauköpfchen angeklammert hatte, zu sich herauf und das Büblein machte also eine Reise in den Himmel. Als das Kind beinahe droben war, so daß der Mond wenigstens schon einen schwarzen Punkt davon erkennen konnte, dachte er: „Es wird ein Floh sein, ich will ihn knacken!" und zog die Strahlen schneller in die Höhe. Dem Schlauköpfchen verging aber keineswegs Hören und Sehen, sondern hielt sich recht wacker und wußte sich der neuen Lebensgefahr trefflich zu entreißen. Weil nämlich der Mond dieses Letztere ziemlich laut gedacht hatte, und das Kind wegen der mindern Entfernung es deutlich verstehen konnte, so blieb ihm noch Zeit übrig, Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen und sang nun ein Lied, welches die Mutter es einst gelehrt, nämlich:

Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin ꝛc.

Als der Mond sein Lieblingsliedchen hörte, wurde er davon ganz entzückt und vergoß helle Freudenthränen. Er zog seine Lichtstrahlen jetzt ganz behutsam an sich, und als er das kleine Büblein bemerkte, welches mit seinen Aermchen daran hing, ward seine Freude desto größer. Er drückte es zärtlich an sein Herz, und bot ihm gleich zu essen an. „Ich bedaure nur," sagte der gute Mond, „daß ich dir nichts Warmes anbieten kann; ich habe leider nur Gefrornes. Wenn dir das aber gut schmeckt, so sollst du davon haben." Schlauköpfchen bejahte dies und bekam allerlei gefrorne Leckerbissen vorgesetzt. Während dem Essen mußte es erzählen, wer und woher es wäre und wie es dazu komme, sich an den Mondstrahlen festzuhalten, was noch nie zuvor einem Menschen eingefallen sei; und es erzählte also seine Geschichte von A bis Z. Der Mond hatte herzliches Mitleiden mit dem armen Kinde, und da er bemerkte, daß es weinte, weil es

nun seinen Eltern nichts von jenen Kostbarkeiten Afrika's mitbringen könnte, indem sie durch die Unbedachtsamkeit der Schildkröte auf den Grund des Meeres versunken wären, da ward des Mondes Gemüth noch weicher und er sprach: „Sei ruhig, liebes Schlauköpfchen, du sollst Gold und Silber und Edelsteine die Menge haben, damit du deine Eltern doch noch glücklich machen kannst. Schau, ich habe ja eine Unzahl goldener und silberner Sternlein um mich her; da machst du nun zu dem einen oder andern eine Rutschfahrt und schabst dir mit einem deiner scharfen Muschelchen, die du mir vorhin gezeigt hast, so viel Gold und Silber ab, als du nur willst. Diamanten wirst du ebenfalls daselbst finden, du brauchst dich nur recht umzusehen; und wenn du dann fertig bist, so komme wieder zu mir und ich lasse dich wieder auf die Erde hinab." Schlauköpfchen ward jetzt wieder recht froh und dankte dem lieben Monde gar schön für seine große Gütigkeit; doch ehe es die Rutschfahrt nach den Sternlein anträte, wünschte es noch seinen Durst mit einem Trunk Wasser zu stillen. „Wasser kann ich dir jetzt nicht geben," sagte der Mond, „weil in dieser Nacht gerade keine Wolken um mich herum sind; aber du weißt ja, daß wir die Milchstraße am Himmel haben. Zu dieser kannst du hinkrabbeln und trinken nach Herzenslust."

Schlauköpfchen zögerte auch keinen Augenblick länger mit seinem Vorhaben, bat den Mond, daß er einen dicken Lichtstrahl unter die Sternlein und an die Milchstraße hin fahren ließe, und so geschah es. Es fuhr alsbald ein Lichtstrahl, so dick wie ein Mastbaum, unter die Gestirne hinein; die Sternlein hielten ihn hüben und drüben fest, daß er nicht wackeln konnte, und so rutschte denn Schlauköpfchen rittlings ganz getrost in den unendlichen Himmel hinaus. Als es auf der Milchstraße angelangt war, sperrte es sein Mäulchen auf und ließ von der himmlischen Milch so viel hineinlaufen, als es zur Stillung seines Durstes bedurfte; nachher wusch es sich noch die Händchen und das Angesicht damit und rutschte weiter zu den Sternen, um sich bei ihnen für die verlorenen Reichthümer zu entschädigen. Potz Tausend, was flimmerten und blitzten diese

so prächtig im reinsten Golde und Silber! Ein jegliches von ihnen hatte ein Antlitz wie ein Engelchen so freundlich, und trug in seinen schönen Löckchen und Kleidern eine ganz unvergleichliche Menge von Diamanten. „Aha," sagte Schlauköpfchen, „jetzt komme ich einmal dahinter, warum ihr so allerliebst schimmert und blinkt, wenn man euch von der Erde aus betrachtet. Hoffentlich gebt ihr mir aber auch ein Bischen von eurer Herrlichkeit!" — „Recht gern!" sagten die Sternchen und lächelten dazu mit ihren klaren Aeuglein. Da langte das Kind ein scharfes Muschelchen hervor und schabte sich eine ganze Menge Gold und Silber ab, und sahen hernach die Sternlein darum doch nicht schäbig aus, sondern herrlich und glänzend wie zuvor. Das Gold und Silber wickelte Schlauköpfchen recht sorgsam in sein Jäckchen, welches es deßhalb ausgezogen hatte und legte auch eine schöne Anzahl Diamanten dazu. Darauf sprach es: „So, jetzt hab' ich genug und will wieder auf die Erde hinab; denn was werden Vater und Mutter denken, wenn ich so lange ausbleibe!" Also sagte es den lieben Sternlein Adje, wofür ihm diese eine glückliche Reise wünschten, und rutschte auf dem dicken Lichtstrahle wieder hinüber nach dem Monde.

„Ei, wie genügsam bist du gewesen, mein Kind!" sprach der gute Mond, indem er auf das kleine Bündelchen blickte; „Du darfst darum auch wieder zu mir kommen, so oft du willst. Genügsame Kinder hab' ich lieb. Du weißt ja jetzt, wie man es anfangen muß, um zu mir zu gelangen!" Darüber freute sich Schlauköpfchen über die Maaßen, dankte dem Monde recht herzlich und begehrte wieder auf die Erde hinabgelassen zu werden. Augenblicklich erfüllte der Mond sein Verlangen, wickelte das Knäblein sorgfältig in ein paar Strahlen ein und ließ es wieder auf die Welt hinab. Bei der Abfahrt küßte er es noch und sagte freundlich zu ihm: „Nun leb' wohl, mein Kind; grüß' mir deine lieben Eltern bestens daheim und komm' bald wieder! Du kehrst viel reicher zu ihnen zurück, als du glaubst." Ueber diese letzten Worte dachte Schlauköpfchen wenig nach, weil es seine Heimath

so fest im Sinne hatte, nahm herzlichen Abschied von Freund Mond und war in wenigen Minuten wieder drunten am Ufer des Meeres.

Als es so am Gestade hinging, bemerkte es, daß die Fluth wenigstens um zehn Fuß gestiegen war. Kein Wunder! Vor seinen Füßen am Ufer lag die Schildkröte und schluchzte und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Die Thränen flossen ihr ordentlich bachweise aus den Augen und davon war eben die Meeresfluth so hoch angewachsen. Obwohl Schlauköpfchen kurz zuvor durch die Schildkröte so viel Ungemach hatte erleiden müssen, hegte es doch nicht den mindesten Groll gegen dieselbe, sondern fragte sie theilnehmend, was ihr denn fehle, daß sie so bedenklich weine. „Ach, Gott sei Dank, daß du wieder da bist!“ sprach das Thier, sich umkehrend; ich glaubte schon, du wärest im Meere umgekommen und ich wäre nun durch meinen Eigennutz und meine Unbedachtsamkeit Schuld an deinem Tode.“ „Sei nur ruhig und hör' gleich auf zu weinen,“ antwortete das Kind treuherzig, „sonst kriegen wir deinetwegen noch eine arge Ueberschwemmung und gerathen dadurch eine Menge Leute in die größte Noth.“ Die Schildkröte begriff das, stellte augenblicklich ihr Flennen ein und begann zu lächeln, vor Freuden, daß ihr junger Freund nicht ertrunken war. Schlauköpfchen mußte dann genau erzählen, wie es ihm ergangen, und als es seine Reise nach dem Himmel auserzählt hatte, sprach das Thier: „Weißt du was? Ich schaffe dir deinen Goldsand und dein Bündelchen Edelsteine gleich wieder zur Stelle; so gehst du doppelt reich nach Haus.“ Das war dem Kinde ganz recht und es dachte bei sich: „Das hat der liebe Mond wahrscheinlich gemeint, als er sagte, ich würde reicher nach Hause zurückkehren, als ich glaubte.“ Hierauf tauchte die Schildkröte unter und kam nach einem Weilchen mit dem Schüsselchen voll Goldsand zurück, und sie tauchte noch einmal unter und brachte auch das Bündel Edelsteine mit herauf, so daß sich Alles wieder beisammen fand. Besagte Kostbarkeiten waren gar nicht einmal auf den Meeresgrund hinabgesunken, sondern hatten auf einem Korallenbüschel Boden

gefunden. Nachdem Beide sich noch eine Zeit lang recht angenehm miteinander unterhalten hatten, trennten sie sich mit dem Versprechen: auf Lebenszeit gute Freunde zu bleiben, und Schlauköpfchen kehrte nach dem großen Walde zurück, wo sein Vater Holz hackte, indeß die Schildkröte in's weite Meer hinaus schwamm.

In dem Walde hatte das Kind noch eine sehr große Gefahr zu bestehen, die es aber durch seine angeborne Schlauheit gänzlich zu nichte machte. Es kam nämlich ein fürchterlicher Wolf daher und wollte das Büblein mir nichts, dir nichts verschlingen; aber Schlauköpfchen blieb ruhig stehen und sagte: „Komm du nur her und verschling mich, du Unhold; es soll dich ganz und gar nichts nützen; denn ich bin ein starkes Gift, und wenn du mich verschluckst, mußt du elendiglich sterben!" Sprach der Wolf: „Wenn das ist, so will ich deinetwegen mein Leben nicht verlieren; ich kann dafür was Besseres thun!" Damit machte er rechtsum und lief, was er laufen konnte, auf und davon.

Nun kommt Etwas, das sich unmöglich beschreiben läßt, nämlich: die Freude des Wiedersehens im elterlichen Hause. Schlauköpfchen war von seinen Eltern schon als todt beweint worden und nun, da es frisch und wohlbehalten daher kam, wußten sie sich vor Entzücken gar nicht zu fassen. Sie herzten und küßten ihr Söhnlein und führten es mit lautem Jubel in die ärmliche Stube. Hier ging der Sturm der Freude und des Staunens von Neuem los, als sie die großen Reichthümer und Kostbarkeiten betrachteten, welche das Kind mitgebracht hatte. „Ei, wo bist du denn gewesen? Ei, wo warst du denn?" riefen Vater und Mutter voller Wonne aus. „Ein Bischen in Afrika und ein Bischen im Himmel!" versetzte das Kind und kramte mit aller Ausführlichkeit die Geschichte seiner seltsamen Abenteuer vor ihnen aus. Die Eltern schlugen die Hände über'm Kopfe zusammen und sprachen: „Nein solche Schlauheit ist noch nicht auf der Welt erlebt worden; unser Söhnlein ist das gescheidteste unter der Sonne. Das Alles hätten wir unser Lebtag nicht fertig gebracht." Hernach

rief der Vater Holzhacker noch mit ganz besonderm Eifer aus: „Ja und das mach' einmal Einer unserm Söhnlein nach; es ist mit Sauerkraut und Schweinefleisch fortgegangen und kommt mit Goldsand und Edelsteinen wieder!“ Dieser frohmüthige Auftritt begab sich am Abende, da es schon zu dunkeln begonnen hatte.

Den andern Morgen gab's wieder ein neues Erstaunen für die hochbeglückten Eltern Schlauköpfchens. Sie riefen nämlich mit großen Freuden aus: „Ei, wie bist du so hübsch und fein geworden! Kind, wo hast du das her? Als du fortgingst, warst du ganz rauh und von der Sonne braun gebrannt, und jetzt kommst du wieder mit einer Haut, welche schöner ist als Milch und Kirschenblut!“ Da besann sich das Kind, woher das kommen möchte und fiel ihm ein, daß es die Wirkung der himmlischen Milch wäre, womit es sich droben auf der Milchstraße Gesicht und Händchen gewaschen hatte. Dies kam ihm zuerst unbegreiflich vor und wollte sich in einem Spiegel begucken; da aber in der ärmlichen Holzhackerwohnung keiner zu haben war, spazierte es an das Bächlein hinaus und erkannte wirklich an seiner Abspiegelung, daß es sich also verhielte. Nun begriff es, was der Mond damals gemeint hatte; es war aber noch nicht Alles. Weil es von der himmlischen Milch viel getrunken hatte, so bekam es auch ein unerhört langes Leben, so zwischen sechshundert bis achthundert Jahren, und wenn ich nicht sehr irre, so lebt es heute noch. Als die Nachbarn und Leute der Umgegend von allen diesen Begebnissen hörten, schickten auch sie ihre Kinder mit solchen Sauerkrautschüsselchen aus, damit auch sie zu so unermeßlichen Reichthümern gelangten. Aber nur wenige von diesen Kindern kehrten zurück, und diejenigen, welche zurückkamen, brachten nur leere Schüsseln mit. Sie waren halt eben nicht schlau genug.

Schlauköpfchen aber und seine Eltern führten von nun an ein völlig sorgenfreies, fröhliches Leben, richteten sich sehr verständig und genügsam ein, und thaten an armen wie an kranken Leuten unsäglich viel Liebes und Gutes. Kurz: sie halfen überall, wo's nur zu helfen gab, und wenn einmal die

Reichthümer erschöpft waren, ließen sie von ihrem Söhnlein in den Eingeweiden Afrika's und am Himmel neuen Vorrath holen. Da kann man sehen, wie weit es die Schlauheit zu bringen vermag! —

47.

Schulanekdote.

Es wurde ein siebenjähriges Kind einmal in die Schule geschickt, ging aber nicht hinein, sondern blos drum herum, d. h. durch Wiese und Feld, wo's eben am schönsten war. Da ihm das Umherspazieren besser gefiel, als das Lernen in der Schule, so machte es sich noch öfter dieses Vergnügen; es hing also, wenn die Zeit kam, seine Tasche um, als wolle es in den Unterricht gehen, und machte dann Besuche bei Wiese, Busch und Wasserfall. Ein paar Tage drauf — es war an einem Sonntage — sagte der Vater dieses Kindes: „Komm, wir wollen einen Spaziergang vor die Stadt hinaus machen!" dem Kinde war das recht, und sie gingen fort. Als sie eben über den Marktplatz schritten, kam unverhofft der Lehrer daher und der Kleine spürte in seinem Gewissen eine gewaltige Unruhe; man weiß schon warum. Obschon nun der Lehrer nicht ganz dicht an diesem Vater mit seinem Söhnchen vorüber kam, so war er ihnen doch so nahe, daß man sich gegenseitig begrüßen konnte. Dieses geschah, und was that der Kleine? Er schnitt gegen den Lehrer eine ganz erbärmliche Fratze. „Ei, ei!" dachte der Lehrer, „Dieses Kind scheint gute Anlagen zu einem Flegel zu haben." Er sagte aber weiter nichts, sondern ging seines Wegs. Als in den nächsten Tagen das Kind wieder nicht in die Schule kam, begab sich der Lehrer zu dem Vater desselben, um nunmehr doch einmal zu erfahren, woher diese Versäumnisse kämen; bei dieser Gelegenheit theilte er ihm auch mit, daß sein Kind auch eine ganz erbärmliche Fratze auf ihn geschnitten habe. Der Vater,

der von allem Dem nichts wußte, war ganz erstaunt, dies zu vernehmen und versprach, den Kleinen, sobald er nach Hause käme, darüber zur Rede zu stellen. Als es Essenszeit war, kam der Kleine auch richtig nach Haus und erhielt, wie man sich denken kann, zunächst wegen der Schulversäumnisse einen derben Verweis mit der Androhung: daß es künftig, im Falle das noch einmal geschähe, auch Patschen dazu geben solle. Nun erkundigte er sich noch wegen der Fratze und erhielt von dem Kleinen zur Antwort: „Als ich den Lehrer auf dem Markte kommen sah, hatte ich Angst, er möge mich bei dir verklagen, und damit er mich nun nicht erkennen sollte, verzerrte ich mein Gesicht.“ Ueber diesen sonderbaren Einfall mußte der Vater freilich im ersten Augenblicke lachen, wurde jedoch bald wieder ernst und sprach: „Mein Kind, hab' du nur immer ein gutes Gewissen, so brauchst du gegen Niemand ein böses Gesicht zu schneiden, und bekommst auch hinwiederum von Niemand ein böses Gesicht!“ —

48.

Das Herz.

Aus dem Erbauungsbuche des Hochsel. Erzbischofs Clemens August von Köln.

Stell himmelwärts, stell himmelwärts,
Wie eine Sonnenuhr dein Herz!
Denn wo das Herz nach Gott gestellt,
Da geht es mit dem Schlag, da hält
Es jede Prob' in dieser Zeit
Und hält sie bis in Ewigkeit.

Es geht nicht vor, es geht nicht nach,
Es schlägt nicht stark, es schlägt nicht schwach,

Es bleibt sich gleich, geht wohlgemuth
Bis an das letzte Stündlein gut;
Und steht's dann still in seinem Lauf,
Zieht's unser lieber Herrgott auf.

49.

Anton Thomas.

Ein Bild aus dem Leben.

Ein gutes Kind fühlt sich getrieben,
Stets seine Eltern treu zu lieben;
Es sucht durch Artigkeit und Fleiß
Zu lohnen ihren sauern Schweiß,
Und hält sie, nach des Schöpfers Lehren,
Auch noch im Alter hoch in Ehren.

Es saß einmal ein ehrsamer Schuhmachermeister, Namens Thomas, noch zu später Nachtstunde an seiner Arbeit und hämmerte mit tapferen Schlägen auf das Sohlenleder los, welches er über den harten Klopfstein gelegt hatte, Seine Augen wollten ihm schier trübe werden unter der scharfen Brille, welche er auf der Nase trug; aber nicht von wegen der feinen Nähte, die er machen mußte, sondern weil er einen ungerathenen Sohn in der Fremde hatte, von dem er schon seit manchem Jahr und Tag kein Sterbenswörtchen mehr gehört. Du mußt es dir nämlich recht gründlich zu Herzen fassen, mein lieber junger Leser, welch' einen niederbeugenden und verzehrenden Kummer ein rechtschaffener Vater auszustehen hat, wenn sein lieber Sohn, den er unter tausend Aengsten, Sorgen und Mühen herangezogen, zu einem nichtsnutzigen Menschen ausgeartet ist. Das ist ein Umstand, der schon gar manches dunkele Haupthaar zu Schnee gebleicht, der schon gar manche rüstige

Körperkraft gelähmt und schon gar manchen handfesten Mann einem frühen Grabe zugeführt hat.

Meister Thomas mußte einen Augenblick mit dem Hämmern innehalten; denn seine Augen wurden wirklich trübe. Schwere Thränen, und, Gott weiß es, heiße Thränen tropften langsam auf das harte Leder nieder. Er legte wehmüthig den Hammer bei Seite, nahm die Brille ab und fuhr sich mit dem Hemdsärmel über die feuchten Augen. Ja, unser Meister Thomas war ein doppelt armer Mann, nicht nur in Hinsicht auf seinen Sohn, sondern auch noch darum, weil er ohne Vermögen war und den Lebensunterhalt für sich, seine Frau und seine beiden noch unerwachsenen Kinder mit dem sauersten Schweiße verdienen mußte. So saß er denn einsam in der Werkstätte da, das kummervolle Haupt auf den rechten Arm gestützt und dachte doch an nichts anderes, denn an seinen Sohn, welcher voll Uebermuthes ihn verlassen hatte und nun in der weiten Fremde umherzog. „Ob ich ihn wohl wiedersehen werde? Ob er wohl noch lebt? Ob er wohl was Rechtes gelernt hat?“ Solcher Fragen durchkreuzten unzählige seinen müden Kopf, so daß er sie gar nicht alle ausdenken konnte. Wer hätte ihm auch auf alle diese Fragen Bescheid geben sollen? Waren doch schon volle neun Jahre seit der Abreise seines Sohnes verflossen und, wie gesagt, er hatte in dieser langen Zeit auch nicht eine Sylbe von sich hören lassen. Der Meister sann nach, was er wohl thun würde, wenn sein Sohn jetzt wiederkäme. Da bewegte sich mächtig sein Vaterherz, helle Freude sprudelte, einem plötzlich geöffneten Springquelle gleich, in demselben auf und über sein faltiges Angesicht ergoß sich eine Heiterkeit, für welche es kaum einen Vergleich gibt; man müßte denn das Bild der aufgehenden Sonne, welche mit einem Male ihre lieblichen Strahlen auf eine finstere Landschaft hinbreitet, dafür gelten lassen. Und wenn er als ein zerlumpter Bettler heimkehrte? — „Auch dann wollte ich ihn,“ so lautete des Meisters Selbstgespräch, „mit offenen Armen empfangen.“ . . „Und wenn er noch verdorbener zurückkäme, als er bei der

Abreise war? .... „In Gottes Namen ... mein Herz und mein Haus sollen ihm offen stehen; ich will an ihm thun, was in meinen Kräften steht und solch Kreuz geduldig auf mich nehmen.“

So sprach Meister Thomas bei sich selber, faltete dann die rauhen Hände und betete sein Nachtgebet. Es dauerte etwas lange, und man kann sich leicht vorstellen, was er unserm lieben Herrgott so recht angelegentlich empfohlen haben mag. Bei Allem aber, was er betete, herrschte ächt christliche Ergebenheit und er machte den Schluß: „doch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe! Amen!“ Darauf ging er zur Ruhe.

Ein paar Tage darnach, so um die Mittagsstunde herum, da der Meister noch emsig an einem Stiefel arbeitete, kommt ein Handwerksbursche die Gasse herauf. Ein mächtiger Schnurrbart und Backenbart, dazu ein ziemlich langes Haupthaar gaben ihm ein wildes Ansehen. Auf dem Kopfe trug er einen in Wachstuch eingenäheten Hut; in der Hand einen derben Knotenstock. Schuhwerk und Beinkleider waren im besten Zustande; dagegen stach aber ganz gewaltig sein Rock ab, welcher schmutzig und ziemlich zerfetzt war. So schauten, um nur Eins zu erwähnen, beide Ellenbogen aus sehr weiten Guckfenstern heraus. Dieser Wandergeselle nun fragt auf der Straße einen eben vorübergehenden Mann nach Etwas, und nach erhaltenem Bescheide geht er — gerade auf Meister Thomas' Wohnung zu. Dieser wird stutzig, läßt Pechdraht und Ahle einen Augenblick auf seinem Schooße ruhen und schaut und schaut mit großen Augen den Fremdling an. Der Reisende schaut ihn auch an und die tiefe Röthe, welche bei diesem Anblicke in sein Gesicht steigt, scheint anzudeuten, daß es bei ihm drunten in der Herzkammer sehr lebhaft zugehen müsse; ich meine damit ein Drängen von Gefühlen, wie wenn die Sehnsucht von der Freude, die Freude von der Hoffnung, die Hoffnung von der Besorgniß und die Besorgniß wiederum von der Freude verdrängt wird. Gar oft ist ja das menschliche Angesicht ein ganz richtiger Barometer von dem Wetter, das im Innern ist. Jetzt klopft der Wander-

geselle an und tritt auf den vernommenen Ruf „herein!" in die Stube. Der Meister aber springt hastig auf den Eingetretenen zu, und mit den Worten: „Allmächtiger! Das ist ja mein Anton!" schließt er den Gesellen in seine Arme. Dieser vermochte blos die Worte auszurufen: „Mein Vater!"

Da sind der Frau Meisterin, welche darneben stand, die hellen Thränen in die Augen geschossen und hat sich müssen die Schürze vor das Gesicht halten vor heftigem Weinen. Aber es waren lauter Freudenthränen, Thränen der Freude über das Wiedersehen; denn sie hatte nun ihren vielgeliebten Sohn wieder. Was eine grundtreue, herzensgute Mutter in sich empfindet, wenn sie ihren bereits verloren geglaubten Sohn in's elterliche Haus zurückkehren sieht; wie sie Alles, was sie ihr Leben lang schon um seinetwillen ausgestanden, gänzlich vergißt; wie sie selbst seiner schlimmen Eigenschaften gar nicht gedenkt, sondern einzig und allein der Wonne des Wiedersehens sich hingibt; — das Alles ist viel zu groß, als daß es geschildert werden könnte. Aus der Umarmung des Vaters flog dann Anton an das Herz seiner Mutter, und man merkte es ihm deutlich an, daß er wahrlich nicht mit kaltem Gemüthe zu seinen Eltern zurückkehrte, sondern sie recht lieb hatte. Das ist schon ein gutes Zeichen. So eben kamen nun auch die beiden jüngern Geschwister Antons, ein Knabe von eilf und ein Mädchen von dreizehn Jahren, aus dem Schulunterrichte nach Hause und erstaunten nicht wenig, als ihnen dieser bärtiger Geselle als ihr Bruder vorgestellt wurde; denn ganz natürlicherweise erinnerten sie sich seiner gar nicht, da sie bei Antons Reise in die Fremde noch viel zu klein gewesen waren. Sie reichten ihm aber recht freundlich die Hand und begrüßten ihn auf das Herzlichste.

„Na, Mutter; jetzt mach', daß wir essen können!" sprach Meister Thomas fröhlich zu seiner Frau, „und laß gleich eine Maaß guten alten Wein im Bayerischen Hof holen!"

Da rannte die Frau Meisterin der Küche zu, als wenn sie Kohlen unter den Füßen spürte, der Bub mußte den Wein holen, das Mädchen deckte sogleich

den braunen Tisch, und in Zeit einer Viertelstunde saß die erfreute Familie bei'm Essen. Anton ließ es sich nicht nehmen, das Tischgebet zu sprechen, denn er habe es in frühern Zeiten auch immer gethan, meinte er, und habe es in der Fremde keineswegs vergessen. Vater und Mutter warfen sich leuchtende Blicke zu, zum Zeichen, daß sie sich darüber freuten; dann bezeichneten sich alle mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und Anton sprach:

Herr, blicke du mit Wohlgefallen,
Mit Vaterhuld auf uns herab;
Und segne reichlich an uns Allen,
Was deine treue Hand uns gab.
Laß Keinen unter uns vergessen,
Daß du die Liebe selber bist,
Die, ob auch täglich unermessen,
Doch ewig unerschöpflich ist! Amen.

Während dem Essen erzählte Anton viel von den Städten und Ländern, die er gesehen, von den Abenteuern, die er erlebt und von noch vielen andern Merkwürdigkeiten; er erzählte so viel und so eifrig, daß ihn die Mutter mehrmals ermahnen mußte, doch das Essen nicht kalt werden zu lassen; es sei ja hernach, wann er sich gesättiget habe, noch immer Zeit zum Berichten. Ihre Ermahnungen konnten jedoch nicht verhindern, daß Anton gar manches Ernsthafte und Komische aus seinen Wanderjahren mittheilte. Als das Mittagsmahl beendigt und die Maaß Wein nach fleißigem Zuspruche geleert war, sagte die Meisterin in ihrer mütterlich besorgten Weise: „Jetzt, Anton, ziehe mir deinen Rock aus, daß ich ihn flicken kann, denn es thut ihm gewaltig Noth; ich kann dich nicht so herumlaufen sehen. Zieh' unterdessen deinem Vater seinen Sonntagsrock an!" Der Geselle aber antwortete ihr mit fröhlichem Lächeln: „Mutter, wenn es auch aussieht, als käme ich wie der verlorene Sohn heim und müßte in allen Stücken kräftig unterstützt werden, so ist dies doch nicht der Fall. Der zerrissene Rock mag einem Armen gegeben werden, der ihn besser

brauchen kann, als ich. Was mich betrifft, so ist es hoffentlich gut bestellt mit mir und ich denke, ihr werdet nicht Ursache haben, euch heimlich wegen meiner Rückkehr zu grämen. Wenn es daher dir und den Andern recht ist, so erzähle ich euch jetzt meine Wandergeschichte von A bis Z."

Versteht sich, daß dieser Vorschlag Allen recht war. Meister Thomas und seine Frau rückten also mit ihren Stühlen näher zu Anton heran, die beiden jüngern Geschwister hatten schon auf der Fensterbank sich gute Plätzchen gewählt und nun durfte das Erzählen losgehen. Doch damit ich's nicht vergesse: die Frau Meisterin machte dem Anton erst noch in ihrem und auch in ihres Mannes Namen — denn sie sprach in der Mehrzahl — eine Gegenbemerkung wegen des heimlichen Grämens, wovon jener zuvor gesprochen, und sagte: „Wir haben noch gar nicht Zeit gehabt, lieber Anton, uns wegen deines ferneren Fortkommens ernste Gedanken zu machen; die Freude, dich wieder bei uns zu haben, läßt uns jetzt gar nicht an was Anderes sinnen. Darum kann bei uns auch keine Rede sein von heimlichem Kummer." Zu diesen Worten nickte Meister Thomas, der sich eben sein irdenes Pfeifchen angezunden hatte, bedeutsam mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ihm dieses wie aus dem Herzen gesprochen sei; darauf nahm Anton aus seinem Felleisen einen sehr anständigen Rock heraus, welchen er sogleich anzog, und die Meisterin holte sich, da sie an dem zerrissenen Reiserocke nichts bessern sollte, ihr Strickzeug herbei. Anton begann:

„Wie ich euch voll Uebermuthes und hartköpfigen Eigensinnes verließ, nachdem ich meine Lehrzeit bei dem Wagnermeister Peters beendigt hatte und Geselle geworden war, das habt ihr wahrscheinlich nur noch zu gut im Gedächtnisse; denn ich habe selbiges Mal als ein bitterböser Bub an euch gehandelt und euch leider Gottes einen schweren Verdruß aufgeladen. Wir wollen aber jene garstige Geschichte jetzt ruhen lassen und nicht mehr davon sprechen. — Zuerst wanderte ich durch ein Stückchen Pfalz nach Mannheim und von da über Heidelberg und Heilbronn nach Stuttgart. Mein Plan war: mich in der Welt recht tüchtig umzusehen, und gewiß wäre ich in Stuttgart nicht schon sitzen geblieben,

wenn ich noch Geld gehabt hätte. Aber ohne Geld ist bekanntlich in der Welt nichts zu machen; darum that ich mich nach Arbeit um, welche ich denn auch erhielt. Wir waren bei dem Meister, zu dem ich kam, unser neun Gesellen und hatten einen schönen Verdienst; aber das Geld rutschte uns aus den Fingern, wir wußten nicht wie? In den Wochentagen ging's nach eingetretenem Feierabend in das oder jenes Bierhaus, wo man bei Tabaksqualm und lustigen Gesprächen halbe Nächte und manchmal auch ganze Nächte zubrachte; an Sonntagen wurden dann die Kegelbahnen und das Theater besucht oder Ausflüge nach Ludwigsburg oder Kannstadt gemacht. Ja wir lebten so lustig und in Freuden, daß in selbiger Zeit der Kalendermacher, wie er die Festtage mit rothen Buchstaben auszuzeichnen pflegt, jeden Montag hätte blau drucken dürfen. Am Ende dachte ich aber doch daran, mir Etwas zu sparen, damit ich meine Reise fortsetzen könnte. Nach viermonatlichem Aufenthalte verließ ich denn auch Stuttgart und wanderte über Göppingen, Ulm und Augsburg nach München. Hier begann das alte Leben wieder, d. h. alleweil lustig und hellauf; ich blieb den Winter über in dieser Stadt. Bemerkenswerthes weiß ich von da nichts zu berichten, ausgenommen daß ich gleich anfangs recht krank wurde; es ward aber bald wieder besser mit mir und ich arbeitete dann desto fleißiger, damit ich im Frühjahr wieder weiter reisen konnte. Mitte Mai ging's fort von München und zwar über Salzburg und Linz nach Wien. Es hatte mich schon längst sehr verlangt, diese ehrwürdige und lebhafte Stadt kennen zu lernen; also nahm ich hier für eine Zeit lang meinen Aufenthalt. Als ich in Wien in Arbeit stand, machte ich die Bekanntschaft eines Landsmannes, der nahe bei Kreuznach zu Hause ist, und da er mir sagte, er habe Lust heimzukehren und sich zu etabliren, trug ich ihm Grüße an euch auf; denn das Briefschreiben ist niemals meine Leidenschaft gewesen. Hat euch dieser Bursch die Grüße ausgerichtet? Er heißt Fellner und ist ein langer, hagerer Mensch mit schwarzem Haar.

„Es war Niemand bei uns, der uns von dir Grüße überbracht hätte," sagte Meister Thomas.

„No, dann hat er's entweder vergessen oder er zieht halt jetzt noch in der Fremde herum," fuhr Anton fort. „Also in Wien war ich; . . gut! Da beredete mich eines Tages einer meiner Nebengesellen, der Fröhlich hieß, wir sollten miteinander nach Ungarn machen, weil es dort gar wohlfeil leben wär' und viel zu verdienen gäb. Mir war das gleich recht. Also packten wir auf und fuhren die Donau hinunter bis nach Pesth. Hier sind zwei Städte an der Donau, die einander so zu sagen in's Gesicht gucken: Pesth und Ofen; sie liegen einander gerade gegenüber. In Pesth stiegen wir aus und nahmen bei einem und demselben Meister Arbeit. Da wir aber wenige Wochen nach unserm Eintritt allda scharfe Händel miteinander kriegten, weil der Fröhlich einen groben und noch dazu falschen Character zeigte, wandte ich dieser Stadt wieder den Rücken und fuhr auf der Donau weiter hinunter nach Baczkevi.

In diesem Städtchen wird mein Leben merkwürdig; denn da war's bei mir gerade als wie wenn Einer einen Brief aufmacht. Anfänglich ist davon nichts zu lesen, als auswendig der Name, Stand und Wohnort und höchstens noch „Wohlgeboren" und „franko;" öffnet man ihn aber, so stehen hernach inwendig eine Menge Nachrichten und Einfälle verzeichnet. Wie gesagt: in Baczkevi fing ich an, interessant zu werden. Jetzt paßt einmal auf! An einem schönen Sonntag Nachmittag, da es sehr heiß war, — denn in Ungarn ist euch eine Hitze im Sommer, daß man meint, man müßte verbraten, — ging ich hinaus an die Donau, um daselbst im Schatten der Lindenbäume und an der angenehmen Zugluft mir einige Kühlung zu verschaffen. Es gingen viele Leute an den Ufern auf und ab, wahrscheinlich in der nämlichen Absicht wie ich; die Einen sahen reich und vornehm aus, die Andern arm und gering; das ist nun einmal nicht anders in der Welt. Wie ich so hin- und hergehe und ganz gemüthlich mein Pfeifchen rauche, hör' ich mit einem Male ein höchst erbärmliches Geschrei, als wenn es Jemand an's Leben ginge. „Hülfe! Rettung!" schrieen,

nein brüllten mehrere Männer durcheinander; darauf gab es an einem Punkte des Ufers einen starken Zusammenlauf. Wie der Blitz war ich auch dort, und was sah ich? Nicht weit von einem Kahne, der vom andern Ufer der Donau herübergerudert wurde und schon nicht mehr weit von dem diesseitigen war, plätscherte ein etwa zehnjähriges Mädchen. Ein, wie es schien, sehr vornehmes Ehepaar saß in dem Kahne und rang verzweiflungsvoll die Hände. Der Zusammenhang der Begebenheit war leicht zu errathen: der vornehme Herr und die vornehme Dame im Kahne waren die Eltern und das in Lebensgefahr schwebende Kind ihre Tochter. Hier war keine Zeit zu verlieren; das unglückliche Mädchen wurde vom Strome ziemlich schnell fortgetrieben und streckte gar kläglich seine Aermchen um Rettung aus. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen!" dacht' ich, übergab dem Ersten, Besten meinen Sonntagsrock, meine Uhr und meine Pfeife und stürzte mich vom Damme herab in's Wasser.

„O du himmlische Güte!" schrie die Frau Meisterin laut auf, ließ ihr Strickzeug fallen und hielt sich vor Schrecken die Hand vor die Augen. „Nein, Anton, was du für ein Mensch bist!"

„Nu, Mutter; beruhige dich nur! Ich bin ja nicht umgekommen im Wasser; sonst säß ich jetzt nicht wohlgemuth neben dir und erzählte dir meine Geschichte!" versetzte Anton, dem die schreckenvolle Angst seiner Mutter sichtlich Freude machte.

„Ach ja doch!" seufzte sie, sich erholend; „aber wie leicht konntest du dein Leben einbüßen! Du konntest im Schlamme des Grundes stecken bleiben oder mit dem Kopfe auf eine verborgene Felsklippe stoßen oder dich auf einem versteckten Pfahle spießen oder durch das Schwimmen kraftlos werden und untersinken.

„Du lieber Gott!" versetzte Anton lachend; „wer sich erst lange bedenken will in so einem Falle, wird nicht zum Ziele kommen. Ich schwamm also rüstig auf das Kind zu, packte es unter den einen Arm und arbeitete mich nun aus Leibeskräften nach dem Ufer hin. Da hatte das Kind den grundgescheuten Ein-

fall, auf meinen Rücken zu krabbeln und sich mit beiden Aermchen an meinem Halse festzuklammern. Ich dachte freilich manchmal, es wolle mir die Gurgel zudrücken und ich schnarchte dabei wie ein Siebenschläfer; aber die Fahrt ging, Gott sei Dank, doch recht glücklich von Statten, so daß ich unerwartet bald das Ufer erreichte, freilich ein gutes Stück unterhalb der Stelle, wo ich in's Wasser gesprungen war. Als ich den Fuß an's Land setzte, war die gaffende Volksmenge auch schon daselbst und brach in wilden Jubel aus. Ich aber weilte nicht lange unter ihnen; das Mädchen war ja, obwohl bis zum Tode erschrocken, noch frisch am Leben und da die Rettung nunmehr vollbracht war, drängte ich mich durch die Leute fort nach Haus. Zuvor schaute ich mich noch einmal nach dem Manne um, dem ich meinen Rock, meine Uhr und meine Pfeife zum Halten gegeben hatte; aber der hatte sich damit bestens empfohlen. Er mochte gedacht haben, daß er schwerlich jemals in einem Laden so wohlfeil zu kaufen bekäme."

„Schändlich!" rief Meister Thomas entrüstet aus. „Also einem rechtschaffenen Manne, der ein Menschenleben rettet, raubt man auch noch seine besten Sachen. Aber sag' einmal, Anton; gab dir denn der vornehme Herr, dessen Töchterlein du gerettet hattest, gar keine Belohnung, Entschädigung, Trinkgeld oder dergleichen?"

„Du wirst es gleich vernehmen, Vater, wie er gehandelt hat. In dem Augenblicke, wo das arme durchnäßte Kind an's Ufer kam, hatte weder jener Herr noch seine Gemahlin Zeit, sich um etwas Anderes zu bekümmern; es fragte dazumal kein Mensch nach mir und so kam ich denn bald darauf nach Hause. Mein Meister, welcher Soroskar hieß, machte große Augen, als er mich so pudelnaß in die Stube treten sah. „Was hat's gegeben?" war gleich seine Frage, und ich erzählte ihm dann sofort den ganzen Hergang. Er hörte mir mehr neugierig als theilnehmend zu und machte sich nicht viel aus der Sache. Das Alles aber verdroß mich wenig; ich kleidete mich in mein Werktagsgewand,

zündete mir eine andere Pfeife an und ruhete wohlgemuth von der gehabten Anstrengung aus.

„Zehn Tage darnach, es war gerade an einem Vormittage, wo ich sehr viel Arbeit hatte, kommt ein Polizeidiener zu mir in die Werkstätte und fragt mich, ob ich der Wagnergeselle Anton Thomas sei. „Ja, sag' ich; wie komm' ich denn aber zu der Ehre, mit der hochlöblichen Polizei Bekanntschaft zu machen?" — Spricht der Polizeidiener: „Seid Ihr der, wo letzthin das Töchterlein des Grafen Cz...... von Wien aus der Donau errettet hat?" — „Ja, sag' ich, ein Töchterlein hab' ich aus der Donau gerettet; ob es nun aber dem Grafen Cz...... angehört oder einem Andern, das ist mir unbekannt. Nun? das wird doch kein Vergehen sein sollen?" — „Keineswegs!" spricht der Polizeidiener lächelnd; „im Gegentheil: das ist eine sehr löbliche That und die hiesige Behörde hat von dem Grafen den Auftrag erhalten, dem edelmüthigen Retter seiner Tochter einstweilen hundert Gulden Conventionsmünze als Belohnung auszubezahlen, bis er selber kommen und sich noch weiter dankbar bezeigen werde." Da stand ich denn da mit weit aufgerissenen Augen und wollte schier meinen Ohren nicht trauen. Der Polizeidiener aber machte keinen Spaß, sondern langte hundert Gulden in blanker Münze aus seiner Tasche, zählte sie vor mir hin und bat sich eine Bescheinigung dafür aus, welche ich ihm auch sogleich gab. Es versteht sich, daß ich ihm, als dem Ueberbringer dieser Summe ein hübsches Geschenkchen in die Hand drückte, worauf er sich höchst zufrieden und überaus höflich wieder entfernte. Im Fortgehen sagte er zu mir noch mit wichtiger Miene: „Ich glaube, Euer Glück ist gemacht!"

Als abermals drei Wochen verflossen waren, bekam ich wieder Besuch in meiner Werkstätte; diesmal aber zahlreichern, als zuvor. Ein Herr, eine Dame und ein etwa zehnjähriges Mädchen, sämmtlich sehr fein und schön gekleidet, traten zu mir. Der Herr mochte ein Vierziger sein, hatte edle, wohlwollende Züge, glänzend schwarzes Haupt- und Barthaar und trug auf der Brust mehrere Orden; die Dame sah nicht minder freundlich aus, als ihr Ge-

mahl, und in dem Kinde, welches ein wahres Engelsköpfchen hatte und die lautere Unschuld und Herzensgüte selbst war, erkannte ich alsbald die Kleine, welche ich dem Wassertode entrissen hatte. „Ist das wohl der Mann, der dir so muthig das Leben gerettet hat?“ fragte der Graf Cz...... sein Töchterlein. „Ja, das ist er;“ sagte die Kleine mit freundlichem Lächeln und nun begrüßten mich diese Drei auf das Herzlichste. Besonders rührend war es, als das kleine Mädchen mir die Hand gab und mir ihren besten Dank für die geleistete Rettung aussprach. Dann nahm der Graf das Wort und sagte: „Es macht mir die größte Freude, wackerer Mann, Ihnen einigermaßen meine Erkenntlichkeit für den erwiesenen Liebesdienst bezeugen zu können. Ich habe, — freilich ist das nur ein sehr geringer Beweis meiner Dankbarkeit — die Verfügung getroffen, daß Ihnen alle Jahr die Summe von hundert Gulden Conventionsmünze von Wien aus zugestellt werde. Möge Ihnen dies einige Erleichterung in Ihren schweren Berufsmühen gewähren! Eine solche treue Hingabe des eigenen Lebens für Andere, wie Sie sie gezeigt haben, kann von Menschen nie würdig genug belohnt werden, das fühlen wir, die Eltern des von Ihnen geretteten Kindes gar wohl; darum hoffen und wünschen wir denn sehnlich, der Allgütige wolle Sie reichlich dafür segnen.“ So sprach der edle Graf und drückte mir mit herzlicher Biederkeit die Hand.

Nach ihm stattete mir auch seine Gemahlin ihren Dank ab. Sie konnte aber nur Weniges sprechen; denn das Herz war ihr zu sehr bewegt, das merkte ich ihr an. Alles, was sie hervorzubringen vermochte, waren die Worte: „Es ist mein einziges Kind und Sie sind sein Retter!... Gott segne Sie!“ Während die Gräfin dies sagte, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Ich mußte mich stark auf die Lippen beißen, um bei dieser Scene standhaft zu bleiben, und ich meine, es müßte Einer wahrhaftig innewendig von Eisen sein, wenn er bei dem Anblicke einer so dankbaren und zärtlichen Mutter kalt und gefühllos sein könnte. Was mir aber an diesen vornehmen und reichen Leuten noch recht sehr gefiel, das war der Umstand, daß sie sich mit Unsereinem so

gemein machten; es sind doch nicht alle Vornehme so. Beim Abschiede übergab mir der Graf Cz...... noch seine Adreß-Karte und bat mich, daß ich mich doch ja an ihn wenden möchte, wenn ich seines Rathes oder seiner Hülfe einmal bedürftig wäre. Darauf stiegen sie in ihren Wagen, der vor unserm Hause hielt und fuhren grüßend davon.

Hatte sich Meister Soroskar bisher im Ganzen nur wenig um mich bekümmert, so bezeigte er sich von dem Tage an, wo die gräfliche Familie sein Haus betreten hatte, wahrhaft ehrerbietig und schmeichlerisch gegen mich. Er verhehlte auch keineswegs, was die Beweggründe hierzu wären, indem er äußerte, daß durch mich das Geschäft bedeutend gehoben und verbessert werden könne. Es koste mich blos ein Wort bei dem Grafen Cz...... und auf dessen Empfehlung hin bekämen wir alle Magnaten und großen Gutsbesitzer der Umgegend zu Kunden. Das leuchtete auch mir ein, und es ist ja klar: hat der Meister gute Einnahme, so geht auch der Gesell nicht leer dabei aus. Aber noch ehe ich daran ging, dem Herrn Grafen deßhalb zu schreiben, stieg schon unsere Kundschaft; denn der Graf Cz...... war, wie aus Allem hervorging, nicht gleich nach Wien zurückgekehrt, sondern hatte erst noch zahlreiche Besuche bei seinen Verwandten, Freunden und Bekannten in der Umgegend von Baczkevi gemacht und — wie es schien — unser Geschäft überall bestens empfohlen. So kamen denn nun für mich Tage der Freude und reichlichen Verdienstes.

Indessen ging es mir heiß im Kopfe herum, wie die gräfliche Familie, besonders die Gräfin, mir so innig für die Rettung ihres Kindes gedankt hatte. Jene Stunde werde ich überhaupt meiner Lebtag nicht vergessen. Wo ich ging und stand, glaubte ich die Worte zu hören: „Es ist mein einziges Kind und Sie sind sein Retter.“ Da dachte ich so bei mir selber: „Guck, es ist doch merkwürdig, welch' eine große Liebe eine Mutter zu ihrem Kinde hat. Wenn's die Kinder genau bedenken, so können sie das Alles gar nicht wieder vergelten. Die Eltern verlangen aber auch gar keine Wiedervergeltung in der Weise, wie sie den Kindern Gutes erwiesen haben, sondern sagen blos: „Sei brav und

lerne fleißig, daß wir Freude an dir erleben!" Also das Erleben der Freude: rechtschaffene und geschickte Kinder zu haben, soll ihnen Ersatz leisten für die unzähligen Sorgen, Bemühungen und Entbehrungen, welche sie ihren Lieben gewidmet haben! Lieber Gott! Wie viele Kinder erfüllen denn wohl solche Elternwünsche! Und wie ich das so dachte, da fiel mir's wie ein Mühlstein schwer auf's Herz; denn ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ich euch, liebe Eltern, statt lieblicher Freude, nur bittern Verdruß und Kummer bereitet hatte. „Du bist als ein grober und undankbarer Flegel von ihnen gegangen," so sagte ich zu mir selbst, „und kannst es vor Gott und der Welt nicht verantworten! Ein Hund ist ja sogar seinem Herrn dankbar und treu, und du, ein Mensch, der Sohn braver Eltern, du stehst in Hinsicht auf Dankbarkeit tief unter dem Thiere."

Solche Betrachtungen erweckten in mir die aufrichtigste Reue über mein früheres Thun, und der Schmerz derselben ward noch gesteigert durch den Gedanken, daß ihr nun wahrscheinlich in tiefster Betrübniß daheim säßet und mich für immer verloren glaubtet. Da hielt ich denn eines Abends, als die Arbeit ruhte, einmal eine ernstliche Einkehr bei mir selbsten. Ich that einen Rückblick auf mein seitheriges leichtsinniges Leben, und gedemüthigt durch das viele Unheilvolle, das ich da entdeckte, faßte ich die besten, ernstlichsten Vorsätze. Besonders ward ich mich bewußt, daß die Vernachlässigung des Gebetes, sowohl des häuslichen, als des kirchlichen, eine Hauptschuld sei, warum ich so wenig meinen Pflichten als Sohn und überhaupt als Christ entsprochen habe. Das Gebet ist wie ein frisches Bächlein welches eine Bergwiese bewässert. Munter kommt es aus dem Schooße des Berges daher gerauscht, gießt durch die kleinen Laufgräben seine Wasser über die ganze Wiese aus und bewirket auf diese Art, daß alle Gräschen und Blumen in vollster Kraft und Jugendfrische dastehen; dämmt man es aber ab, so tritt alsobald Dürre und Trockenheit ein. Gar gerne hätte ich euch nun geschrieben, wie ich so schöne Vorsätze gefaßt und beschlossen hätte, ein besserer Mensch zu werden; aber ich gedachte es lieber durch

die That zu beweisen. Denn ein Mensch, der seinen Eltern alles Liebe und Gute verspricht, ohne jedoch auch nur einen Anfang damit gemacht zu haben, gleichet einem Jäger, der seinem Freunde einen Fuchsbalg verkauft, aber den Fuchs noch gar nicht geschossen hat. Darum unterließ ich das Schreiben und arbeitete desto mehr in meiner Werkstätte, so wie in meinem Innern. Und zu meinem Bemühen gab der Herr seinen besten Segen.

Meister Soroskar konnte sich nicht genug freuen über meinen wachsenden Fleiß und meine zunehmende Geschicklichkeit; er erhöhte daher nicht nur meinen Lohn, sondern machte mich auch zum Meistergesellen. Es trat aber ganz unerwartet in meinen Verhältnissen eine Aenderung ein, die übrigens nicht zu meinem Nachtheile war. Der Meister starb, und da seine Wittwe das Wagnergeschäft fortzusetzen gedachte, so wurde ich der Geschäftsführer und war nun so viel, als wenn ich selber Meister wäre. Nachdem ich unter sehr vortheilhaften Bedingungen das Geschäft übernommen hatte, fuhr ich fort, fleißig zu arbeiten und die Kundschaft zu vermehren, — Alles mit dem besten Erfolge. Bei den starken Preisen, die man in Ungarn für seine Arbeit ansetzen darf, indem die Wagen- oder Chaisenfabriken dort noch nicht so gar zahlreich sind, verdiente ich so viel, daß ich mir, nach Abzug dessen, was ich für Kleider und sonstige Unentbehrlichkeiten verwenden mußte, jährlich zweihundert Gulden zurücklegen konnte. Um meine Ersparnisse gehörig zu sichern, schrieb ich an den Grafen Cz...... in Wien und bat ihn, mir hierin behülflich zu sein; auch fügte ich die Bitte bei, er möge die hundert Gulden, welche mir seine Güte jährlich ausgesetzt habe, ebenfalls zu jenen Ersparnissen legen. Mit Vergnügen entsprach meinen Wünschen der edle Graf und wünschte mir von Herzen Glück zu dem erfreulichen Gedeihen meiner Geschäftsthätigkeit. Meine Gelder wurden bei dem Wiener Banquierhause J. B... et Comp. recht vortheilhaft angelegt. Rechne ich nun die mancherlei Nebenverdienste noch hinzu, welche es fortwährend für mich gab, so habe ich mir in den acht Jahren, — denn so lange habe ich mich in

Baczkevi aufgehalten — Summa Summarum dreitausend Gulden verdient, welche mir nachfolgen werden, sowie ich ein Wort darum schreibe.

Als Anton so weit erzählt hatte, spendeten Meister Thomas und seine Frau ihm das freudigste Lob und konnten überhaupt ihre Freude darüber nicht kräftig genug ausdrücken. Unser Erzähler aber fuhr fort:

„Ja und was werde ich nun weiter thun, wenn mir der liebe Gott Gesundheit und Leben läßt? — Ich werde hier ein tüchtiges Wagnergeschäft anlegen und euch, liebe Eltern, wenn ihr alt und schwach geworden seid, zu mir nehmen. Unser Heinrich da erlernt nun die Wagnerprofession, wenn er Lust dazu hat und unser Gretchen hilft mir in der Haushaltung; so seid ihr schon vorläufig der Sorgen für die jüngeren Geschwister enthoben, dürft getrost in die Zukunft blicken und habt alle eure Kinder bei euch. Was sagst du zu diesem Vorschlage Heinrich, und du, Gretchen?"

Die beiden Geschwister erklärten sich mit Freuden einverstanden damit und blickten zu den Eltern hinüber, um zu sehen, was die etwa dazu sagen würden. Die Frau Meisterin nahm dann auch alsbald das Wort und sagte: „Ja, Anton, der Gedanke, den du da so eben geäußert hast, macht mir großes Vergnügen, besonders weil sich darin so recht dein guter Character zeigt. Richte du dich nur recht gut ein mit deinem Geschäfte und wenn es guten Fortgang hat, was Gott gebe, dann wird es uns sicherlich ein wahrer Trost sein, deine beiden jüngern Geschwister zu Dir zu thun. Und es schwebt mir als wie eine Ahnung vor der Seele, daß der Allmächtige ein so redliches Streben, wie das deinige ist, auch nicht verlassen, sondern mit seinem Beistande kräftig fördern werde."

So sprach die gute Mutter; Meister Thomas aber saß abgewendeten Hauptes da und schaute sinnend vor sich hin. „Nun, Vater!" rief Anton, „bist du denn nicht mit meinem Vorschlage zufrieden, oder hast du noch einen trüben Gedanken, der dich drückt? Sprich doch!"

„Ich habe keinen trüben Gedanken, mein lieber Sohn!“ sprach Meister Thomas, sich mit freundlichen Blicken zu ihm wendend. „Ich dachte so eben mit bewegtem Herzen daran, wie schnell der Herr oft Etwas zum Besten lenkt. Vor ein paar Tagen saß ich noch zu später, nächtlicher Stunde bekümmert in meiner Werkstatt und sann darüber nach, wie es dir wohl gehen möge, ob ich dich jemals wiedersehen sollte, ob du Etwas in der Fremde gelernt hättest und ob du dich unser noch mit Liebe erinnertest. Selbiges Mal habe ich doch auch gar keine Aussicht in die Zukunft gehabt, die mir hätte Freude machen können, und es ist mir recht sauer ankommen, so ganz und gar Verzicht zu leisten auf meine Hoffnungen. Aber doch habe ich gedacht, ich dürfe mich der Schwermuth nicht in die Hände liefern, sondern hab' mich auf Alles gefaßt gemacht und gebetet. Zum Beschluß meines Gebets hab' ich mir die Worte unseres lieben Herrn und Heilands gewählt, die Er in seiner bittern Leidensstunde gesprochen: „„Vater, nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe!““ Und nun, wo ich eben anfange, mich in dieser Ergebung recht zu üben, bescheert mir der Herr solches Heil und solche Freude!“

Während der Meister dieses sprach, herrschte ein feierliches Schweigen in diesem wackern Familienkreise und auf einem jeglichen Angesichte lag der Gedanke freudiger und inniger Dankbarkeit gegen den Allgütigen deutlich ausgeprägt. Selbst nachdem der Hausvater seine Worte schon vollendet hatte, dauerte jene fromme Stille noch ein Weilchen fort, bis sich denn allmählig diese Stimmung in die reinste Heiterkeit auflösete. Da zerrte Heinrich den zerrissenen Rock seines Bruders herbei und sagte mit kindischem Lachen: „Aber Anton, wenn du als so ein reicher Mann aus der Fremde wiederkommst, warum bringst du denn da so einen zerlumpten Rock mit? Ich, an deiner Stelle, hätte mir für die Reise doch einen bessern angezogen. Guck einmal an: die Ellenbogen müssen dir ja beinahe einen halben Fuß weit zu den Aermellöchern herausgeschaut haben. Und was er für Flecken hat! Man meint, du wärst in einer Färberei gewesen und hättest dir von jeder nur möglichen Farbe eine Probe daran mitgenommen!“

Ueber diese scherzhafte Uebertreibung fingen die Andern an herzlich zu lachen und waren begierig zu hören, wie sich Anton vertheidigen oder, wie man im gewöhnlichen Leben sagt, herausbeißen würde; er aber sagte: „Lieber Heinrich, wenn ich diesen Rock wirklich aus Ungarn mit hierher gebracht hätte, könnte ich dir nicht unrecht geben; jedoch die Sache verhält sich anders. Ich nahm aus Baczkevi einen ganz guten Reiserock mit und glaubte auch, daß er mich bis in's elterliche Haus begleiten würde. Eine halbe Stunde vor der Stadt begegnete mir aber ein sehr armer Handwerksbursche, ein Drechsler von Profession, der mich, vermuthlich weil ich so gut gekleidet war, um einen Zehrpfennig ansprach. Recht gerne gab ich ihm diese Unterstützung und fügte noch hinzu: „„Guter Freund, mit deinem Rocke da wirst du aber nicht mehr weit kommen; du siehst ja darin aus, als wolltest du aus der Haut fahren. Halt still, ich kann dir auch hierin helfen!““ Damit hob ich mein Felleisen von den Schultern, zog meinen guten Reiserock aus und vertauschte ihn gegen den ärmlichen Rock des Drechslergesellen. Da hättet ihr einmal sehen sollen, was der für Augen machte! „No, so was ist mir doch in meinem ganzen Leben noch nicht passirt!“ hat er gesagt und hat den Rock nicht nehmen wollen; er hat aber wohl müssen, als ich ihm mit freundlichen Reden zusetzte. Und mit einem „Vergelt's Gott tausend Mal!“ das er aus tiefster Seele hervorholte, reichte er mir dann die Hand und ging seiner Wege. Ich hätte nun zwar meinen andern guten Rock, den ich im Felleisen hatte, anziehen können; jedoch ich wollte mich so nahe am Ziele meiner Reise nicht noch lange mit Aus- und Einpacken auf der Straße abgeben, darum zog ich ohne Umstände den eingetauschten schlechten Rock an. Auch dachte ich: so vornehm bist du immer noch nicht geworden, daß du es unter deiner Würde halten solltest, zur Abwechslung auch einmal das Kleid der Armuth zu tragen. Also vorwärts! — und so bin ich denn in diesem Aufzuge bei euch angekommen.“

Ueber diesen edlen und in seiner Weise beinahe drolligen Zug von Wohlthätigkeit gab sich jetzt allgemeine Freude kund und Heinrich, der sich vorher so

triumphirend über seines Bruders Rock lustig gemacht hatte, wurde hierauf scherzhafter Weise von Allen ausgezischt und mußte es leiden, daß man ihm von den verschiedenen Seiten her Rübchen schabte. Hernach ging es wieder an ein munteres Plaudern und Erzählen, welches bis in den späten Abend hinein dauerte.

Was ich nun zu dieser Erzählung noch hinzuzufügen habe, ist, daß Anton sich wirklich als Wagnermeister in seiner Vaterstadt niederließ und durch Redlichkeit, Fleiß und Sparsamkeit sein Geschäft binnen wenigen Jahren zu recht erfreulichem Gedeihen brachte. Er nahm, wie er versprochen hatte, alsbald seine beiden jüngern Geschwister zu sich und als seine Eltern wegen hohen Alters nicht mehr wohl für ihren Unterhalt sorgen konnten, fanden sie bei ihrem Sohne die liebevollste Aufnahme und die treulichste Verpflegung bis an ihr seliges End'. ——

Weißt du, mein lieber Leser, warum ich hier einen so herzhaften Gedankenstrich gemacht habe? Du sollst ein Bischen viel darüber nachdenken, wie selten es der Fall ist, daß Söhne ihr väterliches Haus als Schlingel verlassen und als brave Leute dahin zurückkehren; wie es aber weit häufiger geschieht, daß sie brav und wohlgezogen von dannen gehen und mit verdorbenem Herzen wiederkommen.

50.

Denkzettel.

1.

Wann der Winter mit seinem kalten Athem dahergeschnauft kommt, daß den lieben Feldblumen das Lebenslichtlein ausgeht und die schattenreiche Bäume vor herbem Weh kahlhäuptig werden; wann es schon mehrmals ordentlichen

Reif gegeben hat und gewisse Wolken am Himmel hängen, an deren Schwerfälligkeit und eigenthümlich grauer Farbe man sogleich ersehen kann, daß eine anständige Ladung Schnee's unterweges ist, dann betrachte dir einmal die Menschen und gib genau Acht, was sie thun. Holla, was beeilen sie sich: vor der Witterung, die nun eintreten soll, sich zu schützen! Hurtig werden Unter- und Oberkleider angeschafft, Mäntel und Handschuhe hervorgeholt, Pelzmützen aufgesetzt, wollene Strümpfe und gefütterte Winterschuhe angezogen, und es will wirklich viel heißen, daß man nicht auch für die Nase schon ein Kleidungsstück erfunden hat. In dem Wohnzimmer wird nun dem lange vergessenen Ofen große Aufmerksamkeit geschenkt und darin ein Feuer unterhalten, das man fast gar nicht erlöschen läßt; sollte in der Fensterscheibe etwa ein Löchlein sein, so muß der Glaser sogleich eine neue Scheibe einsetzen und was arme Leut' sind, die verpappen solche Oeffnungen mit Holz oder Papier; die Reicheren schaffen sich sogar Doppelfenster oder Vorfenster an und legen noch dazu warme Teppiche oder Rehfelle auf den Fußboden; — Alles das nur einzig und allein darum, daß die bitterböse Kälte ihnen nichts anhaben könne. O Mensch, der du vor winterlichem Froste dich so trefflich zu schützen und zu verwahren weißt! Sage mir: bist du denn auch ebenso eifrig besorgt, den Frost sündhafter Neigungen und Begierden von dir abzuhalten? Verschließest du deine Augen allezeit vor unwürdigen Bildern, Büchern und Scenen? Verrammelst du dein Ohr immer geflissentlich vor unlautern und schändlichen Reden? Verschanzest du dein Herz immer gegen die schmeichlerischen Zumuthungen eigener und fremder Sinnlichkeit? Siehe, deine Augen hab^n so schön gefrans'te, dichte Vorhänge; erinnere dich, daß du sie herabläßest, wenn ein unheiliger Anblick ihnen droht! Siehe, dein Ohr hat einen gekrümmten, engen Eingang; erinnere dich, daß nicht Alles und Jegliches hier hineinziehen darf, sondern daß es ein Sinnbild jener engen Pforte (Matth. 7. 13, 14) ist, wo nur Gutes hindurchkommen soll. Siehe, dein Herz ruhet hinter einem starken Gitter von Rippen, über welchen noch eine schützende Mauer von Fleisch sich hinzieht; erinnere dich, daß dein

Herz ein unantastbares Heiligthum sein soll! Mach's mit deiner Seele wie die Leute im Winter mit ihrem Leibe: schütz' dich, bedeck' dich, wehr' dich, was du kannst, daß die Versuchungen zur Sünde dich nicht überwältigen. Der Frost des Winters kann blos den Körper tödten; der Frost der Sünde aber vermag die Seele ins Verderben zu stürzen. Mach's mit deiner Seele wie die Leute im Winter, die zur Erlangung einer behaglichen Leibeswärme in ihren Zimmern das Feuer des Ofens fast nie erlöschen lassen. Deine Seele hat auch so ein Wohnstübchen — die Herzkammer; entzünde also darin das Feuer der göttlichen Liebe und nähre es unausgesetzt, so wird deine Seele sich wohlbefinden.

2.

Betrachte einmal zur Frühlingszeit einen Kirschbaum oder Apfelbaum, der in voller Blüthe steht! Ist es nicht ein herrlicher Anblick? Man möchte wohl recht lange vor so einem Baume verweilen, um sich seiner lieblichen Erscheinung sattsam erfreuen zu können. Und nun denke dir einmal: alle diese unzähligen Blüthen trügen Früchte! Welch ein unermeßlich reicher Segen müßte das sein! Aber ach! .. es kommt ein starker Luftzug aus Westen und streuet gar viele dieser hoffnungsvollen Blüthchen auf den Boden; andere fallen hernieder, weil sie von verderblichen Würmchen zerfressen sind; wieder andere haben nicht Kraft genug gehabt und welken vom heißen Sonnenstrahl dahin und was der schädlichen Ursachen mehr sind; — genug: zu deinem Bedauern siehst du alsbald eine große Anzahl solcher Blüthen am Boden liegen, welche nimmermehr Frucht tragen werden. Schau, junger Freund, so kommt mir dein Leben vor, das zu guter Zeit auch einmal recht reich ist an heiligen und edlen Vorsätzen. O wenn alle deine guten Vorsätze zu Thaten würden, welch ein reicher Himmelssegen müßte das sein! Aber da kommen verschiedene Störungen von Außen und deine frommen Entschließungen schwinden dahin, wie die Blüthen des Kirschbaums oder Apfelbaums am Erdboden verwelken. Und wie viele blei-

ben dir dann noch? Wie wird wohl deine Ernte an guten Werken ausfallen?... Gut, mittelmäßig oder schlecht? Bedenk's! —

3.

Das Licht der Lampe wird mit Oel genähret und unterhalten. So viel Oel die Lampe bedarf, um einen hellen Schein zu verbreiten, so viel muß man ihr geben; schüttet man aber mehr daran, so fließt es über und verunreiniget dir deinen Tisch, deinen Fußboden und wohl gar auch deine Kleider; ja und das Flämmchen erlischt obendrein sehr leicht wegen des Uebermaßes von Oel. Was nun das Oel für die Lampe ist, das ist die Nahrung für den Körper, welcher gewissermaßen der Behälter der Seele ist. Ueberladest du deinen Körper mit Speisen und Getränken, so leidet darunter die Reinlichkeit wie die Reinigkeit. — Noch schlimmere Folgen entstehen, wenn eine solche Ueberladung des Körpers zur Gewohnheit wird. Verdunkelung des Seelenlichtes ist die schreckliche Folge davon und es gibt leider nur zu viele Beispiele, wo Menschen durch das Laster der Unmäßigkeit jenes Seelenlicht gänzlich ausgelöscht nnd auf diese Weise ein höchst beklagenswerthes Ende genommen haben. Denke ja nicht, daß dies zu strenge gesprochen sei; der Grund zur Unmäßigkeit wird meistens schon in der Jugend gelegt. Was ist denn die so weithin herrschende Genußsucht Anderes, als Hang zur Unmäßigkeit? Bedenk's! —

4.

„Die Wände haben Ohren;" hört man im gewöhnlichen Leben öfters sagen, und damit will man andeuten, daß ein geheimes Gespräch sehr leicht könne vernommen werden, wenn sich Jemand hinter einer Wand, also etwa im Nebenzimmer, oder überhaupt unbemerkt in der Nähe befinde. In dem Falle nun, daß man den Wänden in gedachter Weise Ohren beilegen zu müssen glaubt, ist man äußerst vorsichtig in seinen Reden; außerdem aber wird es von den Meisten nicht sehr genau damit genommen. — So sehr nimmt sich

der Mensch gegen seines Gleichen in Acht und bedenkt selten, daß sein ganzes Denken, Reden und Thun, wenn auch vor Menschen verborgen, doch vor dem allwissenden und heiligen Gotte niemals ein Geheimniß sein kann.

5.

Das ist das Schöne in dem Haushalte Gottes, daß nach Seiner Vorsehung auch selbst das Unheil noch zum Heile, und das Verderbliche noch zum Segen gereicht. So mußte der schwarze Verrath eines Judas das Werk der Erlösung fördern und die über die Christen hereingebrochene schwere Verfolgung wesentlich dazu beitragen, die Lehre des Heils über alle Länder hin auszubreiten. Beispiele und Erscheinungen dieser Art hat es zu allen Zeiten in Menge gegeben und ihr Reichthum ist wahrlich nicht verkürzt. — Laß uns einmal hingehen und thun wie die Bienchen, welche nicht nur aus giftlosen, sondern auch aus giftigen Blumen edlen Honig zu sammeln wissen! Was kann es z. B. Schändlicheres geben, als den Geiz? Der heil. Paulus nennt den Geiz die Wurzel aller Uebel und fügt hinzu: „die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Fallstricke des Teufels und in viele unnütze und schädliche Begierden, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen (1 Timoth. VI, 9.).“ Und Jesus Sirach sagt Kap. X, 9—10: „Nichts ist lasterhafter als ein Geiziger .... Nichts ist größeres Unrecht, als das Geld lieben; denn wer Solches thut, hat selbst seine Seele feil.“ Und dennoch kann ein Geizhals unser Lehrmeister im Guten sein! Betrachte ihn einmal, wie er Tag und Nacht nur auf Erhaltung und Vermehrung seiner irdischen Güter sinnet; wie er sich Alles versagt, was seinen Mammon ein wenig beeinträchtigen könnte; wie ihm nichts gräßlicher ist, als der Umgang mit Verschwendern: wie er jede Zeit und Mühe als verloren beweint, wenn er durch sie nicht einen bedeutenden Gewinn erlangen konnte; wie er nur darum mit Bedauern von der Erde scheidet, weil es jetzt ein Ende hat mit dem Wuchern und Geldzusammenscharren ....! Wahrlich, wenn wir uns um die Sammlung eines Schatzes von Kenntnissen

oder Tugenden dieselbe Mühe geben wollten, die sich der Geizhals gibt, um eitles Metall anzuhäufen, so müßte es mit unserm geistigen Leben bald herrlich bestellt sein! —

6.

Mit den Schmarozerpflanzen, die man hier und da auf Obstbäumen und selbst auch auf Waldbäumen in üppigen Büscheln grünen sieht, hat es eine eigene Bewandtniß. Wie die Saamenkörnlein dieser Pflanzen da hinaufkommen, hat man noch nicht genau beobachtet; die Einen sagen, die Vögel wären die Verbreiter derselben, indem sie die beim Schmausen der Beeren an ihren Schnäbeln kleben gebliebenen Körnlein an einem Baumaste abstrichen; Andere sagen wieder, starker Wind führe die getrockneten Beeren dieser Pflanze durch die Lüfte und da blieben sie öfters an den Aesten hängen und schlügen Wurzeln. Wie dem auch sein mag, — droben sind sie, fressen sich in die Rinde der Bäume ein und machen sich mit dem geraubten Safte sehr breit und üppig, ja so üppig, daß mancher schöne Baum darob kränkelt und abdorrt. — Fällt dir dabei nichts Menschliches ein? Ich denke: Ja. Mit den sündlichen Neigungen und Leidenschaften verhält sich's grade so. Woher sie kommen, weiß man auch nicht immer; aber sie sind da, fressen sich fest, wenn ihnen nicht gewehrt wird, und machen die Seele kränkeln, so daß auch sie abdorrt, nämlich für das Gute.

7.

Warum begrüßen wir denn wohl den Frühling, so oft er kommt, immer mit so herzlicher Freude? Bringt er denn etwas Neues? Blühen denn die Bäume etwa anders, als vergangenes Jahr und früher? Oder haben die Blüthen einen neuen Duft? Oder die Vögelein neue Lieder? Oder kommt sonst Etwas von ganz neuer Art zum Vorscheine? — Nein, der Frühling kommt immer mit denselben lieblichen Erscheinungen und demungeachtet werden wir ihrer nie satt und finden deren stete Wiederkehr niemals langweilig. Wie kommt das? Die Natur ist eine Offenbarung Gottes und als solche in ihrer

Weise vollkommen. Es ist in ihr ein solcher Reichthum von Schönheit, Güte, Weisheit und Größe niedergelegt, daß die Menschen, sie mögen auch noch so alt werden, sich ihrer stets herzlich freuen. Der scharfsinnigste Forscher, weit entfernt, an ihr Etwas zu tadeln, entdeckt vielmehr immer neue Merkwürdigkeiten und Schönheiten. Ist die Huldigung, die der Mensch der Offenbarung Gottes in der Natur darbringt, schon eine so freudige und herzliche, wie viel mehr sollte er nicht der allerhöchsten und vollkommensten Offenbarung des Herrn, die Er durch Seinen eingebornen Sohn Jesus Christus uns verliehen hat, mit allen Kräften seines Geistes und Gemüthes zugethan sein! Aber so ist es heutzutage bei vielen Menschen leider nicht der Fall. Sie halten das Christenthum für eitel Menschenwerk, das einer ewigen Veränderlichkeit unterworfen wäre, und meistern und düfteln daher an demselben herum, statt sich kindlich dankend und lobpreisend seiner Segnungen zu erfreuen.

51.

Eine merkwürdige Bekehrung.

Was du von mir verlangst, o Herr!
Will ich dir gerne geben;
Kein Opfer sei mir je zu schwer,
Und gält' es selbst mein Leben.
Was ich besitze, ist ja dein
Und soll auch stets dein eigen sein.

Welche hohe Stufe der Vollkommenheit selbst der auf dem Pfade der Untugenden einherwandelnde Mensch noch erreichen kann, wenn er mit Ernst sich abwendet von der Sünde, und die ihm zur Rettung dargebotene, gnadenreiche Hand Gottes mit Liebe erfasset, das lehrt uns, mehrerer anderer, hierher gehöriger Beispiele aus dem Leben der Heiligen jetzt nicht zu gedenken, — recht deutlich die Lebensgeschichte des heil. Ignatius.

Derselbe stammte von hochadeligen Eltern und ward im Jahre 1491 auf dem Schlosse Loyola, in der spanischen Provinz Guipuscoa, geboren. Von der Natur herrlich begabt, erfreute er sich einer in den Augen der Welt beneidenswerthen Jugend. Er war Edelknabe am Hofe des Königs Ferdinand V. und trat dann, um seiner feurigen, ehrgeizigen Gemüthsart zu genügen, in das Heer der Spanier, wo er sich durch ritterliche Tapferkeit und Edelmuth sehr auszeichnete und bald zu hohen Würden stieg. So groß aber auch der Ruhm war, den der junge Krieger sich erfocht, so konnte man ihm doch Gottesfurcht und Sittenreinheit nicht nachrühmen. Da begab es sich, daß er bei der Vertheidigung der Stadt Pampeluna gegen die Franzosen im Jahre 1521 an dem Schenkel lebensgefährlich verwundet ward. Die Feinde, welche seine Tapferkeit ehrten und bewunderten, behandelten ihn mit Großmuth und brachten ihn auf das nahe Schloß Loyola. Hier ward er mit möglichster Sorgfalt verpflegt; aber demungeachtet verschlimmerte sich sein Zustand durch die Entkräftung, welche auf einen starken Blutverlust folgt, und durch hinzugetretenes Fieber so sehr, daß die Aerzte ihn für verloren hielten. Ignatius empfing die heil. Sterbesacramente und schon sah er seinem nahen Ende entgegen, als mit einem Male seine Krankheit sich brach und er allmählig genas. Freilich mußte er noch lange das Bett hüten, und da seinem feurigen Geiste dieses gezwungene Stillehalten langweilig wurde, bat er sich zu seiner Unterhaltung einen Roman aus. Es war aber in der Umgebung kein solches Buch zu haben, und so mußte er sich denn mit dem Lesen der Lebensgeschichte Jesu und der Heiligen begnügen.

Anfangs las er diese Schriften mit Widerwillen und nur zum Zeitvertreib; je länger er sich aber damit beschäftigte, desto lieber gewann er diese Bücher und zuletzt gab es nichts, was ihn mit solchem Troste und solcher Begeisterung erfüllt hätte, als eben jenes Lesen. Die unendliche Liebe des Gottmenschen erfüllte ihn mit Liebe zur Tugend und die heldenmüthige Ausdauer der Heiligen Gottes auf dem dornenvollen Wege zum Himmel flößte ihm Staunen und Be-

wunderung ein. Nun entspann sich bei fortschreitender Genesung und der damit verbundenen Aussicht, sich abermals den Freuden der Welt hingeben zu können, ein heftiger Kampf in seinem Innern, welcher jedoch damit endigte, daß Ignatius fest entschlossen war, der Welt und ihren Freuden völlig zu entsagen, und sich einem geistlichen Leben zu widmen. Nach seiner Genesung verließ er also seine Familie, legte seinen Ritterschmuck bei dem berühmten Bildniß der heil. Jungfrau im Kloster Montserrat, in einer kaum zugänglichen Wildniß, welche sich über alle Berge Cataloniens erhebt, nieder, verrichtete unter vielen Thränen ein allgemeines Bekenntniß seiner Sünden und weihte sich durch ein Gelübde ganz dem Herrn. Hierauf empfing er die heilige Communion und hängte, zum Zeichen: daß er von jetzt an nur für die Ehre Gottes streiten wolle, seinen Degen neben dem Altare auf.

Als er das Kloster verlassen hatte, pilgerte er im härenen Bußkleide, seinen dürftigen Unterhalt sich bettelnd, nach dem Städtchen Manriza, wo sich ein Dominicanerkloster und ein Hospital für Pilgrime und Kranke befand. Er begab sich in das Letztere, begann in der größten Demuth das Werk der Buße, indem er fastete, betete und sein Brod erbettelte, und zog durch seine großen Entbehrungen sowie durch seinen strengen Tugendwandel bald die Bewunderung der ganzen Stadt auf sich. Als er bemerkte, daß er die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehe, entfloh er in eine düstere Höhle, um im Verborgenen seinen Bußübungen obzuliegen, ward aber durch seine Abtödtungen so sehr geschwächt, daß man ihn zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit in das Hospital von Manriza zurückbringen mußte.

Nachdem er seine Gesundheit wieder völlig erlangt hatte, fühlte er sich getrieben, seine Kräfte, welche er seither nur seiner eigenen Vervollkommnung gewidmet hatte, nun auch dem Heile seiner Mitmenschen zu weihen. Er kannte kein größeres Uebel mehr, als die Sünde; und ihrer Gewalt sollten durch rastlosen Eifer so viele Seelen als nur möglich entrissen werden. Bevor er dieses Vorhaben in Ausführung brachte, besuchte er noch die heiligen Oerter

des gelobten Landes und kehrte von dort mit desto größerer Begeisterung für die Sache Gottes zurück. Es wurde ihm bald klar, daß zur wirksamen Verfolgung seines erhabenen Zieles die Erlangung der Priesterwürde und der damit verbundenen höheren Kenntnisse nothwendig sei. Daher besuchte er, obschon bereits 33 Jahre alt, die Schule zu Barcelona und verlegte sich mit bewunderungswürdiger Ausdauer auf die Erlernung der lateinischen Sprache, in welcher er es binnen zwei Jahren so weit brachte, daß er auf der damals berühmten Universität zu Alcala die philosophischen Wissenschaften studiren konnte. Seine Wohnung schlug er in einem Hospitale auf, lebte von Almosen und zeigte auch in seiner Kleidung die größte Armuth. Neben seinen Studien unterrichtete er die Kinder fleißig in der Religion, that viele Werke der Barmherzigkeit und führte manchen verstockten Sünder auf den Pfad der Wahrheit und der Tugend zurück.

Wie nun die Welt es niemals ohne Neid oder Spott mit ansehen kann, daß ein kühner starker Geist, mit Verachtung alles Irdischen, allein für die Ehre Gottes wirkt, so ward auch der heil. Ignatins als falscher Eiferer, Neuerer und unbefugter Prediger verschrieen. Zweimal wurde er auf solche Beschuldigungen hin verhaftet, aber beidemal mit aller Ehre wieder entlassen. Im Jahre 1528 begab er sich nach Paris, der berühmtesten Schule der Theologie, um̃ sich die übrigen zum Priesteramte erforderlichen Wissenschaften anzueignen, und widmete sich denselben mit großer Auszeichnung. In den freien Stunden wandte er seinen frommen Eifer besonders seinen Mitschülern zu, erwarb sich dadurch aber, wie auch schon früher, mehr Feinde als Freunde. Er ward von Ersteren bei den Obern der Universität angeklagt, daß er die Jugend von dem fleißigen Betriebe der Studien abwende; allein statt Strafe, welche ihm anfangs zuerkannt war, wurde ihm die glänzendste Genugthuung vor den versammelten Lehrern und Schülern zu Theil, und der Name Ignatius ward bald mit ausgezeichnetem Ruhme bedeckt. Nach und nach gewann er neun Schüler, lauter Jünglinge, die mit vorzüglichen Anlagen und herrlicher Geistesbildung aus-

gestattet waren; unter ihnen befand sich der heil. Franciscus Xaverius, Peter Lefevre und Jakob Laynez, diese verbanden sich mit ihrem heiligen Lehrer nachmals zu einer Gesellschaft, welche sich zu folgenden vier Gelübden verpflichtete: evangelische Armuth, vollkommene Keuschheit, freiwilliger Gehorsam und: sich in jedes Land unweigerlich zu begeben, wohin sie der Pabst unter Irrgläubige oder Ungläubige oder sonst zum Dienste der Kirche schicken würde — die Stiftung der Gesellschaft Jesu. Der neue Orden wurde durch eine päbstliche Bulle genehmigt und die Glieder desselben begannen, zur Bekehrung der heidnischen Völker und der Irrgläubigen, sowie zum Unterrichte der Jugend, sich in allen Ländern zu zerstreuen, selbst bis in das ferne Indien hin, wo namentlich der heil. Franciscus Xaverius so erstaunlich segensreich wirkte. Ignaz leitete als Ordensgeneral die ganze Gesellschaft und alle von ihr getroffenen heiligen Einrichtungen, wie Collegien, Schulen und andere Bildungs- und Besserungsanstalten, und wirkte dabei selbst sehr segensreich durch den Unterricht, welchen er zu Rom den Kindern ertheilte. Bald war sein Orden über die Erde in vielen Zweigen ausgebreitet und wurde in den der katholischen Kirche so feindseligen Zeiten eine feste Stütze der wahren Religion, so daß er für die Feststellung des alten Glaubens mehr wirkte, als alle Waffen der weltlichen Macht.

Ignaz, der seinen Schülern keine weltliche Auszeichnung bringen wollte, erwirkte von dem Pabste die Erlaubniß, daß dieselben das Gelübde ablegten, niemals kirchlichen Würden nachzustreben und sogar sie auszuschlagen, es sei denn, der Pabst lege es ihnen unter der Pflicht des Gehorsams auf, dieselben anzunehmen. Alles zur größeren Ehre Gottes zu thun, war des heil. Ordensstifters Wahlspruch und die Grundlage aller seiner Handlungen. Aecht christliche Liebe war seine Zierde und feste Beharrlichkeit im vorgesteckten Ziele sein Ruhm. In tiefer Demuth lebte er nur dem Wohle der Menschheit und leitete in demselben Sinne auch seine Untergebenen, welche ihm, selbst wann er strafte, noch Liebe und Verehrung bezeugten. Er war nachsichtig gegen die Schwächen Anderer, und wenn er Stellen besetzte, berücksichtigte er stets mit

liebevoller Klugheit die Neigung eines Jeden, ohne jedoch den Ordensgliedern zu erlauben, den angelobten Gehorsam im Mindesten zu brechen.

So wirkte der Heilige segensvoll bis an sein Ende (31. Juli 1556), welches durch das schöne Bewußtsein versüßt wurde, daß er seinen Wahlspruch: „Alles zur größeren Ehre Gottes!" auch durch die That redlich bewiesen habe.

52.

Denkspruch.

Habe allezeit Erbarmen
Mit Gebrechlichen und Armen,
Nimm dich ihrer herzlich an;
Denn was ihnen wir erweisen,
Ist, wie Jesus uns verheißen,
Gleich, als wär' es Ihm gethan.

53.

William Gerway.

Eine Erzählung.

Noth bricht Eisen;
Noth lehrt beten.

William Gerway, der Sohn eines sehr reichen Kaufmanns in London, hatte das Unglück, seine gute Mutter schon sehr frühzeitig zu verlieren. Ist der Verlust einer guten Mutter auch jederzeit ein hartes Unglück zu nennen, so kann derselbe doch unter besondern Verhältnissen doppelt beklagenswerth und folgenschwer werden. Dies war hier der Fall; denn ein mißlicherer Umstand läßt

sich kaum denken, als wenn ein Kind, welches seine Mutter verloren hat und von seinem mit Berufsgeschäften überladenen Vater nicht beaufsichtiget werden kann, den Händen einer characterschwachen, wenn auch gutmüthigen Person übergeben wird. Herr Gerway nahm nämlich für die Erziehung seines William eine französische Gouvernante an, die ihm von mehreren Seiten her auf das Beste empfohlen war. Diese Dame besaß auch wirklich viele gute Eigenschaften, aber es fehlte ihr durchaus an der Stärke des Willens, daher sie denn auch auf ihren kleinen Zögling keinen ernsten Einfluß auszuüben vermochte. Dieser hatte sich die schwache Seite seiner Erzieherin schnell genug abgemerkt und verstand es in der That bald meisterlich, seine Launen und kindischen Gelüste durchzusetzen. Zuerst versuchte er es durch herzerweichende Bitten und Schmeicheleien, und wenn diese nicht zum Ziele führten, spielte er den hartgeprüften Dulder oder den schwer Beleidigten, warf sich auf den Boden, strampelte mit Händen und Füßen, preßte sich mit aller Gewalt Thränen aus den Augen und schrie dazu so entsetzlich, daß man meinen konnte, es wäre ihm ein harter Unfall zugestoßen. Manchmal kam Herr Gerway, wenn er gerade in der Nähe war, auf solches Geschrei herbei, um sich zu erkundigen, was es gegeben habe; und wenn er dann bemerkte, daß sein kleiner William nur eben aus Trotz so ungeberdig thue, ermahnte er die Erzieherin, ihn nur ordentlich zu bestrafen. Sie that es aber nicht, sondern vergaß sich, wenn Herr Gerway hinaus war, vielmehr so weit, daß sie sich zu dem kleinen Ungezogenen hinkniete und ihn um Alles in der Welt bat, doch aufzuhören mit Weinen; sie wolle ihm ja auch gerne jeden Gefallen thun, ihm dies und jenes Vergnügen machen u. s. w.; nur solle er hübsch brav sein und folgen. Alsdann ließ sich William allmählig versöhnen, trocknete seine Gewaltsthränen und — hatte seinen Eigenwillen durchgesetzt. So ging es einige Jahre hindurch und das war schlimm. Williams Character bekam dadurch eine Zügellosigkeit und Begierlichkeit, die für ein so kindliches Alter außerordentlich genannt werden muß.

Ehe ich in meiner Erzählung weiter fahre, mein lieber junger Leser, möchte ich dir etwas Ernstes zu Gemüthe führen, das ich vielleicht wieder vergäße, wenn ich's nicht jetzt gleich dir sagte. Wenn du nämlich von deinen Eltern und Lehrern ein wenig scharf gehalten wirst, so verhärte ja nicht deßhalb deinen Sinn, sondern bedenke, daß ihnen ihre heiligste Pflicht diese Strenge befiehlt. So jung du auch bist, so hast du doch jedenfalls genug Verstand, um einzusehen, daß kein Mensch mit schon gereiftem Verstande und lehrreicher Erfahrung auf die Welt kommt, sondern sich dieses und mehreres Andere erst noch erwerben muß. Da ist es denn ganz natürlich, daß dein Wille und deine Einsicht oft nicht mit dem Willen und der Einsicht deiner Erzieher übereinstimmt; thut auch nichts. Leiste du ihnen nur willigen Gehorsam und vertraue dabei fest, daß sie keine Anforderung an dich stellen werden, die nicht zu deinem Wohle ist. Thust du das, so erleichterst du nicht nur dir selbst deinen Fortschritt in der Gesittung und Bildung, sondern machst auch deinen Erziehern ihr Geschäft angenehm; und was man leicht und gerne thut, fällt doppelt gut aus.

Jetzt weiter in der Geschichte. Nachdem die Französin fünf Jahre lang in dem Hause des Herrn Gerway als Erzieherin — wenn man so sagen darf — gewirkt hatte, kehrte sie in ihr Vaterland zurück und William kam in ein Erziehungsinstitut in der Nähe von London, damit er dort sich die nöthigen Schulkenntnisse erwerbe. Man hatte ihn absichtlich dorthin gethan, um ihn außer der Schulzeit auch unter guter Aufsicht zu wissen. Die Schüchternheit, welche Kinder zeigen, wenn sie zum ersten Male in ganz andere Umgebungen und Lebensverhältnisse kommen, hielt bei diesem Knaben nicht gar lange an, sondern er zeigte alsbald seinen eigensinnigen, begehrlichen und gebieterischen Character, so daß seine Lehrer viel Mühe und Verdruß mit ihm hatten. Man nahm ihn zwar, als Güte nicht ausreichen wollte, scharf in die Zucht und vertrieb ihm seinen Ungestüm, so oft er hervortrat, auf die nachdrücklichste Weise; allein in Williams Herzen wurde es nicht besser. Er sah die Schule stets nur

als eine Zwangsanstalt an, wo Einem die kindliche Freiheit und Gemüthlichkeit verkümmert werde, und zeigte daher nur sehr wenig Lust zum Lernen. Auch hätte man glauben sollen, daß der Religionsunterricht und der Besuch der Kirche einen heilsamen Einfluß auf seinen Character auszuüben im Stande gewesen wäre; jedoch auch von dieser Seite war der Erfolg nur gering.

Was sollen wir denn dazu sagen? Am Ende war jene französische Erzieherin Schuld an Williams Ungerathsamkeit? Nein, dieses Urtheil wäre ungerecht. War sie auch für diesen heftigen Knaben zu nachsichtig, so unterließ sie doch wenigstens nicht, ihn zu belehren über das, was recht und unrecht ist. An dem Knaben war es alsdann, ihre sanften und gütigen Ermahnungen zu befolgen. Denn der Mensch ist nicht zu vergleichen mit einem rohen Arbeitsstoffe, aus welchem man bilden kann, was man Lust hat; sondern er ist begabt mit der so ehrenvollen Gabe des freien Willens, wornach er das Gute wie das Böse annehmen oder verwerfen kann; er wirkt also an seiner eigenen Erziehung und Bildung wesentlich mit. Es wäre zwar für manchen ungerathenen Sohn eine bequeme und daher willkommene Ausrede, wenn er in Augenblicken besserer Einsicht sein trauriges Treiben damit beschönigen dürfte, daß er spräche: „Ich kann jetzt nicht mehr anders, meine früheste Jugendleitung ist eine zu schwache, zu nachsichtsvolle gewesen." Allein so ist es nicht; sondern er soll kräftig und muthvoll ringen gegen die ihn mit Knechtschaft bedrohenden Begierden und Leidenschaften. Je heißer der Kampf, desto glänzender der Sieg. Wir haben zwar alle zu kämpfen bis an unser Lebensende; aber es sind uns auch tüchtige Waffen verliehen für diesen Streit, und dem, der den redlichen festen Willen mitbringt, fehlt es auch nie an gutem Erfolge.

Nach einem achtjährigen Aufenthalte in dem Erziehungsinstitute kehrte William Gerway in das väterliche Haus zurück. Seine seitherigen Schulzeugnisse waren nicht die besten gewesen, und das Betragen des jungen Menschen bestätigte, daß die Lehrer recht geurtheilt hatten. In Allem was er that, zeigte sich, daß er nur seiner Neigung, nicht seiner Pflicht genügen wollte. Er aß

und trank, wann es ihm einfiel, ging spazieren, wann er Lust hatte, schlief so lange es ihm behagte und nahm wenig Rücksicht darauf, daß sein Vater ihn zu den Handelsgeschäften anleiten wollte. Nur bisweilen, wann er eben gerade Neigung dazu hatte, unterzog er sich den Comptoirarbeiten. Daß sein willkührlicher Character oft sehr unangenehme Auftritte zwischen ihm und seinem Vater veranlaßte, kann man sich denken. Herr Gerway beschloß denn auch, seinen Sohn nicht im eigenen Hause in die Lehre zu nehmen, sondern ihn in das Handelshaus eines seiner besten Freunde zu bringen; dies geschah denn auch alsbald. William kam nach Glasgow.

Der Abschied vom elterlichen Hause that ihm gar nicht weh, denn er hoffte nun in Verhältnisse zu kommen, wo er noch mehr als bisher sein eigener Herr wäre. Der Vater begleitete ihn an seinen neuen Bestimmungsort, empfahl ihn dem dortigen Geschäftsfreunde auf das Dringendste und erbat sich von Zeit zu Zeit Nachrichten über das Verhalten seines Sohnes. Herr Brown, Williams Principal, war ein ernster, aber wohlwollender Mann, der dem Sohne seines Freundes viele Sorgfalt widmete. Er leitete ihn nicht nur auf das Beste zu den Geschäften an, sondern suchte auch auf seinen Character einzuwirken, indem er ihm an das Herz legte, welche Unehre es für einen heranwachsenden jungen Menschen sei, sich ganz und gar nicht zu beherrschen, sondern immer nur seinem Gutdünken und seinen Launen zu folgen. Solche Zusprüche hörte aber William ganz gleichgültig an und dachte dabei: „Die Zeit wird endlich wohl noch kommen, wo ich aller Hofmeisterei gänzlich überhoben sein werde. Mein Vater ist sehr reich — was braucht mir da vor der Zukunft bange zu sein?" Indem er so an das fette Auskommen dachte, das ihm dereinst bei seinem Vater zu Theil werden müsse, malte er sich auch zugleich schon die Lebensweise aus, die er zu führen gedachte. Wäre er erst einmal sein eigener Herr geworden, so solle es ihm an den verschiedenen Genüssen des Lebens nicht fehlen. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Wie wir aus dem Bisherigen gesehen haben, kannte William kein größeres Glück, als Unbeschränktheit in seinen Neigungen und Launen. An dieses sogenannte Glück hatte er sich mit Herz und Geist so fest angekettet, daß es außerdem für ihn gar nichts Schätzbares gab. Er kannte gegen seinen irdischen Vater weder Liebe, noch Dankbarkeit, noch Ehrfurcht, geschweige denn gegen den unsichtbaren himmlischen Vater; die Hauptzierde in dem Kranze der Tugenden, die Frömmigkeit, war ihm fremd.

William war 18 Jahre alt, als er seine Lehrjahre beendigt hatte und in das Haus seines Vaters zurückkehrte. Sein Principal hatte sich in der letzten Zeit über seinen Fleiß weniger zu beklagen gehabt, als dies anfangs der Fall war. Ein gewisser Ehrgeiz, hinter seinen Mitlehrlingen nicht zurückzustehen, hatte den jungen Menschen angespornt, thätiger zu sein und sich wenigstens die nothwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten des Handelsfaches anzueignen. Aber hinsichtlich seines Hanges zum Genusse war es mit ihm nicht besser geworden; dieser lebte noch in aller Frische in seiner Seele und ward gerade durch die Aussicht auf ein reiches Vermögen recht lebendig erhalten. Mit den angenehmsten Hoffnungen für die Zukunft begab er sich also auf die Rückreise nach London. Angelangt in der väterlichen Wohnung, erstaunte er nicht wenig, dieselbe ziemlich verödet zu finden. Läden und Magazine waren leer, die untern Stockwerke, wo früher das Handelspersonal wohnte, vermiethet und als er hinauf in die Wohnung seines Vaters kam, fand er auch hier den ehemaligen Glanz nicht wieder. Der Hausrath war geschmackvoll, aber einfach; nur einige Bilder in herrlichen goldenen Rahmen waren von der ehemaligen Pracht übrig geblieben. William traf seinen Vater in dem Wohnzimmer in sehr ernster Stimmung an; er ging ihm zwar mit freundlichem Lächeln zum Willkomm entgegen und begrüßte ihn auch herzlich, aber man konnte ihm anmerken, daß ein schwerer Kummer auf ihm laste.

„Um Gottes Willen, was hat es gegeben, Vater! rief der junge Mensch außer sich vor Bestürzung. „Hast du Unglück gehabt in deinem Geschäfte, daß

ich Alles so verändert finde? Ach, das ist gewiß der Grund, warum du mir so lange nicht geschrieben hast!" Herr Gerway winkte seinem Sohne schweigend, neben ihm Platz zu nehmen und eröffnete ihm, daß ihm sein bedeutendstes, wichtigstes Geschäft gänzlich mißlungen sei, weßhalb er sich denn genöthigt gesehen habe, Alles zu verkaufen und nur diese einfache Wohnung beizubehalten. „Wir sind leider nun in dem Falle," fuhr er fort, „uns unsern Unterhalt ohne Mithülfe Anderer zu verdienen, wie und wo Jeder am Besten kann."

Bei dieser Nachricht brach William in lautes Weinen aus und überließ sich dem tiefsten, heftigsten Schmerze. Alle seine Hoffnungen: von nun an ein angenehmes Leben zu führen, waren wie mit einem Schlage vernichtet. Das Schicksal hatte ihn auf sich selbst angewiesen; was er zuvor verschmäht und vernachläßigt hatte — Arbeit und geregeltes, gesetztes Leben — mußte er jetzt gezwungen sich angelegen sein lassen. O bittere Aussicht für einen jungen Menschen, der seine ganze Seele nur an die Genüsse des Lebens gekettet hatte, der zu schwelgen gedachte und nun seine süßesten Hoffnungen treulos scheiden sieht! Die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge hat übrigens schon manchen in Eigensinn verhärteten und in Sinnlichkeit verweichlichten Menschen zur Besinnung gebracht und hat schon manchen Gottvergessenen beten gelehrt, wie die beiden Sprichwörter sagen: „Noth bricht Eisen" und „Noth lehrt beten." Bei Verwandten war keine Hülfe zu suchen, denn diese hatten mit sich selber genug zu thun, da Herr Gerway aus einer ganz armen Familie stammte und sich erst nach und nach durch rastlosen Fleiß und tadellose Rechtschaffenheit zu jenem Glückszustande emporgearbeitet hatte. Also blieb wirklich nichts Anderes für den jungen Menschen übrig, als zu arbeiten und ein eingezogenes, ordentliches Leben zu führen. Er ging mehrere Tage lang umher mit verweinten Augen, mit verstörten Zügen und glich eher einem Schatten, als einem lebendigen Menschen. Dies war zunächst der Schmerz über seine eigene Hülflosigkeit; nachher gesellte sich dazu noch der Schmerz über die traurige Lage

seines Vaters und er bedauerte ihn mit der ganzen Aufrichtigkeit seines Herzens.

„O bedaure nicht mich!“ sprach der Vater seufzend, „denn ich kann, obschon ich nunmehr in ein höheres Alter rücke, doch rüstig arbeiten und mich dabei durch meine Lebensart mit den Leuten gut vertragen; aber mit dir habe Mitleiden, denn du bist wahrhaft bemitleidenswerth, da du weder Liebe zur Arbeit, noch Neigung zu einem ordentlichen Leben hast! Wo ich dich hier in der Stadt unterbringen sollte, wüßte ich wirklich nicht, da meine ehemaligen Geschäftsfreunde deinen Character nur zu gut kennen, als daß sie sich bewogen finden möchten, dich in ihre Dienste zu nehmen. Der einzige Trost, der mir in Beziehung auf dich bleibt, ist jener Geschäftsfreund in Glasgow, bei dem du deine Lehrzeit durchgemacht hast. Meinst du nicht, daß dieser dich wieder annehmen und etwa als Commis beschäftigen würde?“ William schien wenig Zuversicht zu diesem Auswege zu haben; da ihm aber keine andere Aussicht übrig blieb, mußte er sich schon bequemen, nach Glasgow zu schreiben und um Ertheilung einer Beschäftigung zu bitten. Die Antwort blieb nicht lange aus. Herr Brown, so hieß ja jener Geschäftsmann, bezeugte seinem ehemaligen Lehrlinge zunächst sein aufrichtiges Beileid, daß die noch unlängst so günstigen Verhältnisse seines Vaters sich plötzlich so traurig gestaltet hätten; dann zeigte er ihm seine Bereitwilligkeit an, ihn in seine Dienste zu nehmen, wenn er das feste Versprechen leiste, nicht nur hinsichtlich der Arbeit, sondern auch des Betragens sich seine Zufriedenheit erwerben zu wollen.

William lebte bei dieser Nachricht wieder neu auf, versprach alles Gute und reiste alsbald nach Glasgow zurück. In seinem Character war eine merkwürdige Veränderung eingetreten; er war demüthig, bescheiden und willig zu der ihm übertragenen Arbeit. Auch bemühte er sich, seine Sachkenntnisse zu erweitern und in Stunden, wo man ihn sonst müßig in der Stadt umherschweifen sah, saß er jetzt ernst auf seinem Zimmer und las in nützlichen Büchern oder übte sich in fremden Sprachen. Zu allen diesen erfreulichen Zeichen einer gründ-

lichen Besserung kamen nun auch Uebungen der Frömmigkeit hinzu, und es war in dieser Hinsicht bei ihm, wie man es im Frühjahr an den Wiesen wahrnehmen kann: da schmilzt durch Thauwetter und Regen die harte Eisdecke, und alsbald sproßen viel duftige Blümchen und grünende Grashälmchen auf denselben empor. Er, der zuvor die Kirche versäumt und das häusliche Gebet vernachlässiget hatte, erfüllte nunmehr diese Pflichten der Religion mit inniger Freude und wahrer Andacht. Die Noth hatte ihn am schnellsten zu der Ueberzeugung geführt, wo allein wahrer Trost, wahres Heil und wahrer Frieden zu finden ist. Was er sich bei Herrn Brown verdiente, legte er sparsam zurück und ließ davon regelmäßig seinem alternden Vater Unterstützung zukommen. Von Zeit zu Zeit, wo die Geschäfte es gerade zuließen, besuchte er ihn auch und bezeigte ihm die kindlichste Liebe, so daß der alte Mann, obschon nicht mehr umgeben von der früheren Pracht, sich doch glücklicher fühlte, als ehemals. „Mein schönster Trost auf dieser Welt ist,“ sprach er, „daß ich, wann ich einst sterben muß, einen braven Sohn hinterlasse, der im Stande ist, sich sein gutes Auskommen zu verdienen. Nicht wahr, du fährst fort, mir diesen Trost zu gewähren?“ William versprach es und hielt auch Wort, und wenn Einer, wie er es gethan, sich zehn Jahre lang durch Geschäftsfleiß und gutes Betragen auszeichnet, so kann man wohl sagen, daß er sich gründlich gebessert hat.

Indessen nahm Herrn Brown's Geschäft einen immer erfreulicheren Aufschwung und ward bald eins der bedeutendsten weit und breit. Williams Lage ward in eben demselben Maaße günstiger, und schon hatte er sich, neun und zwanzig Jahre alt, einer Stellung zu erfreuen, die seine anfangs gesetzten Erwartungen übertraf, als er von seinem Vater einen kurzen Brief erhielt, in welchem er gebeten wurde, wegen Besprechung wichtiger Angelegenheiten nach London zu kommen. Von bangen Ahnungen gequält, reiste er sogleich nach Haus, beruhigte sich aber sogleich, als er seinen Vater gesund und heiter antraf.

„Du hattest dich wohl auf etwas Schlimmes gefaßt gemacht?“ fragte der alte Gerway freundlich seinen Sohn. William bejahte dies. „Ich aber sage dir,“ fuhr der Vater fort, „daß ich dir eine sehr tröstliche Nachricht mittheilen werde, wenn du mir versprichst, nach wie vor in Hrn. Brown's Geschäfte zu verbleiben und fleißig zu arbeiten.“

„Das versteht sich,“ sagte William, „daß ich dort bleibe. Wie sollte ich darauf kommen, etwas Anderes zu erwählen? Und daß mir rege Thätigkeit schon seit Langem ein wahres Bedürfniß ist, weißt du ja!“

„Nun gut, so wisse denn, daß ich der arme Mann nicht bin, für den du mich seither stets gehalten hast.“

„Wie so? Ich verstehe dich nicht!“

„Ich hatte mein Vermögen bei Hrn. Brown und andern soliden Häusern angelegt und habe damit bedeutend gewonnen.“

„Aber du hattest ja Alles verkauft, weil dir dein bedeutendstes und wichtigstes Geschäft gänzlich mißlungen war!“

„So verhielt sich's damals auch; nur meinte ich damit das Handelsgeschäft nicht, sondern das Geschäft deiner Erziehung. Dieses war vor zehn und etlichen Jahren allerdings mißlungen und ich sah nichts Anderes voraus, als daß du ein ausgearteter Schlemmer werden würdest, wenn dir die Aussicht auf ein großes Vermögen bliebe. Deßhalb hob ich mein Handelsgeschäft auf, legte meine Gelder sicher an und lebte in deinen Augen als ein armer Mann, der sich durch seine Arbeit ernähren muß und nebenbei der Unterstützung bedarf. Siehe, ich habe die Gelder, die du mir schicktest, alle angenommen; aber nicht, weil ich ihrer bedurft hätte, sondern weil mir dieselben als Beweis deiner kindlichen Gesinnung große Freude machten, und ich mir die noch größere Freude aufsparen wollte, sie dir einst, wenn ich es erleben würde, mit Gewinn zurück zu geben. Im Falle meines Ablebens hätte Dies und Anderes mein Freund Brown in Glasgow besorgt; mit ihm hatte ich den ganzen Plan heimlich entworfen. Das Geld, obschon ein vergängliches, irdisches Gut, ist doch noch

viel zu edel, als daß es von einem Prasser sollte durchgebracht werden. Bedenke nur, wie unsäglich viel Gutes man stiften kann, wenn man es weise anwendet! Wenn du einmal unter meinen Rechnungsbüchern dasjenige findest, in welches ich die Ausgaben für wohlthätige Zwecke eingetragen habe, so wirst du erstaunen, wie hoch sich diese Summen belaufen; und doch hat mich das Entbehren derselben nicht gedrückt. Hätte ich dir damals Theil an dem Vermögen gestattet, so wäre es weder zu deinem noch zu deiner Nebenmenschen Nutzen gewesen, während ich jetzt, wo du eine schöne Reihe von Jahren hindurch dich stets wacker gehalten hast, keineswegs daran zweifle, daß du einen guten Gebrauch davon machen werdest."

Statt aller weiteren Antwort fiel William seinem guten Vater um den Hals und drückte sprachlos einen Dank aus, den Worte doch nimmer zu fassen vermöchten. Dann sprach Herr Gerway lächelnd: „Nun, wie steht's? Hast du keine Lust, ein verschwenderisches, leichtsinniges Leben zu beginnen? An Gelegenheit fehlt dir's ja jetzt nicht!"

„O stille davon, lieber Vater!" entgegnete William. „Reden wir nicht mehr von jenen Zeiten, wo ich dein gutes Herz so oft betrübt habe! Sie sind vorbei und sollen auch ewig nicht mehr erneuert werden. Deine treue, väterliche Liebe hat mich vor dem Abgrunde des Verderbens bewahrt und hierfür sage ich dir meinen wärmsten Dank!"

Was ich zu dieser Erzählung noch hinzuzufügen habe, ist, daß Herr Gerway und sein Sohn nach Glasgow übersiedelten, wo sie sich mit ganzer Kraft des Geschäftes des Herrn Brown annahmen. Glück und Segen begünstigte das Unternehmen dieser wackern Menschen, so daß sie zu außerordentlichem Reichthume gelangten. Daß sie zu gemeinnützigen, wie zu wohlthätigen Zwecken stets reichlich beisteuerten, davon zeugen einerseits die stattlichen Armenhäuser und Fabrikschulen, welche sie gegründet, und die wahrhaft großartigen Geldunterstützungen, die sie in das bedrängte Irland schickten. William verheirathete sich bald mit der Tochter des Herrn Brown, trat als Theilhaber in das große

Geschäft ein und bewies fortwährend die edelste Gesinnung. Die beiden alten Herrn, Gerway und Brown, setzten sich einige Jahre nachher in Ruhestand und beobachteten mit größtem Vergnügen, in welch' trefflicher Weise ihre Kinder dem Hause vorstanden. Und wenn dann und wann Jemand dem Hrn. Gerway ein Compliment machte wegen des großen Vermögens, welches er sich als ehemals armer Mann nach und nach durch Fleiß und richtige Speculation erworben habe, antwortete er immer: „das ist Alles recht gut, aber mein größter Reichthum ist mein Sohn!“ Möchten alle Väter und Mütter so von ihren Kindern sprechen können! —

54.

Das Kreuz im Walde.

In eines Eichenwaldes Oede,
Da steht ein Kreuz von Stein;
Zwei Kindlein liegen im Gebete
Daran, so ganz allein.

Sie heben ihre kleinen Hände
Und senken das Gesicht;
Wenn Einer neben ihnen stände,
Fürwahr, sie merkten's nicht.

Der Waldgesang, des Baches Tosen
Hat für sie keinen Reiz;
Mit einem Kranz von frischen Rosen
Umflochten sie das Kreuz.

Vor sieben Tagen knieten Beide
An eben diesem Ort,
Und sprachen da in großem Leide
Manch' liebes, frommes Wort.

Die Mutter war da krank gewesen,
Sie war gar herzlich krank;
Weil nun das Mütterlein genesen,
Vollzieh'n sie ihren Dank.

Der Heiland hat auf ihre Bitte
Gar gnadenreich geschaut;
Drum knie'n sie in des Waldes Mitte
Am Kreuze so erbaut.

Ph. Laven. (Kleine Lieder ꝛc.)

55.

Wie du mir, so ich dir.

Als der Bärenwirth in B. (siehe Seite 115, Nro. 30.) auf so wohlfeile Art seine Gesundheit wieder erlangt hatte, wurde er vor Wohligkeit so lustig und heiteren Muthes, daß er, was er früher nur selten gethan, gerne ein Späßchen mit seinen Gästen machte. Da kam einstmals der Doctor, sein Freund, von einem weiten Gange ermüdet zurück und ließ sich im Bären ein gut Glas Wein zur Stärkung reichen.

„Grüß dich Gott, Doctorchen!" sagte der Bärenwirth schalkhaft lächelnd. „Wenn ich alleweil nicht frisch und gesund wäre, wie der Fisch im Wasser, so

hätt' ich Angst vor deinem Besuche. Aber so ist's besser: Du schluckst Etwas bei mir, als ich bei dir."

„Wie so?" fragte der Arzt.

„Ja nun, von deinen Tränklein werden die meisten Leute doch nur schnurstracks in den Himmel befördert." Der Doctor besann sich nicht lange und sprach: „Da bin ich doch ein ganz anderer Kerl; ich weiß, daß von deinen Tränklein die meisten Leute schnurstracks der Hölle überliefert werden, und doch komme ich zu dir." Der Bärenwirth rümpfte die Nase und es dünkte ihn, er habe seinen Meister gefunden; nur der Doctor war mit seiner Erwiederung nicht zufrieden und dachte: es kommt wohl noch die Zeit, wo ich's besser machen kann. So war's auch. Bald darauf saß er wieder in der nämlichen Gaststube und der Bärenwirth fragte ihn ganz arglos: „Mein, sag' mir einmal Doctor! Ich schwitz' dir manchmal so stark am Kopfe, auch wenn ich keine Anstrengung zuvor gehabt habe." Sprach der Doctor: „Das ist ganz einfach; Schweiß ohne vorhergegangene Anstrengung ist ein Zeichen von Schwäche. Da du nun dieses Schwitzen am Kopfe hast, so bist du offenbar ein Schwachkopf!" Darüber mußte der Bärenwirth herzlich lachen und sprach mit erhobenem Finger: „Doctor, Doctor! Mit dir ist nicht gut anbinden!" —

56.

Schulanekdote.

Ein Lehrer, der in dem Religionsunterricht eben das Glaubensbekenntniß behandelte und es sehr gerne hatte, wenn ihm die Kinder recht munter und geistesfrisch antworteten, stellte an einen Knaben schnell die Frage: „Da Jesus uns das Himmelreich aufgeschlossen hat, was für einen Schlüssel hatte er dazu?"

Der Knabe sprach: „Einen hölzernen.“

„Wie so denn? fragte der Lehrer.“

„Sein Kreuz war der Schlüssel,“ gab der Knabe zur Antwort, und das war gut geantwortet.

57.

Gutes Deutsch.

Ein Schiffmann, der aus seinem zehnjährigen Buben dereinst noch einen Gelehrten zu machen gedachte, sah mit ganz besonderer Sorgfalt darauf, daß derselbe sich jetzt schon an gutes Deutsch gewöhnte. Daher konnte es ihn immer ärgern, wenn der Knabe statt „Nein“ das ihm geläufigere „Nä“ sagte. Einmal, als der Kleine auch wieder das ärgerliche „Nä“ ausgesprochen hatte, sagte der erzürnte Vater: „Wenn'ste mer noch aamol Nä säch'st, krie'ste aans hinner de Ohre g'schmisse, daß de mänst, dei Geburtstag wär'. Bei einem solchen Sprachmeister läßt sich schon etwas Ordentliches lernen. —

58.

Gefahr des Schweißes.

Ganz ohne Schweiß erlangt man nichts,
Das darf dich nicht verdrießen;
Soll ja im Schweiß des Angesichts
Der Mensch sein Brod genießen.

Nur nimm dein Wissen wohl in Acht,
Das du bis jetzt besitzest,
Damit du es nicht unbedacht
In kurzer Zeit verschwitzest! —

59.

Man muß die Gelegenheit benützen.

Ein Bild aus dem Gewerbeleben.

Paul Hering war ein Bauernsohn aus einem Dorfe in Franken bei Nürnberg. Da er mehrere Geschwister hatte, so war für ihn weder die Hoffnung, das Gut zu erhalten, noch einen solchen Erbtheil zu erlangen, daß er davon leben könne. Er bestimmte sich also zu einem Gewerbe, und wurde Tuchmacher in einem Städtchen in der Nähe. Die damals beginnende Stockung in den Geschäften machte die kleine Fabrik, wo er arbeitete, bankerott, und da sich nirgends Aussichten zeigten, wieder unterzukommen, da überall die Tuchmachergesellen feierten, so ging er nach Bamberg, um vor der Hand in einem Kaufmannshause als Auslaufer, Packer rc. unterzukommen, was wirklich gelang. Er verlebte hier einige Jahre und erwarb sich nicht nur eine kleine Summe, sondern allerlei nützliche Kenntnisse und Begriffe.

Um jene Zeit gingen einige Bekannte von ihm nach Wien, um dort ihr Glück zu versuchen, und Hering folgte ihrer Aufforderung, auch mitzugehen. Fast in ganz Deutschland, namentlich in Oestreich, liebte man Leute aus dem Reich, d. h. aus Franken, Schwaben rc., weil man von ihrer Redlichkeit, Treue, Fleiß, Reinlichkeit, besonders gute Begriffe hatte. Hering war ein Mann von schöner Fignr und von einer einnehmenden Gesichtsbildung. Er fand also bald ein Unterkommen in einem Hause, das besonders Verkehr mit dem Hofe hatte und mit der Regierung große Geschäfte machte. Es wurden ihm kleine Aufträge, Einkäufe in den Provinzen zu machen, Waarenlieferungen zu überbringen, zu Theil, und er führte sie zur vollkommenen Zufriedenheit aus, erwarb sich bald gute Waarenkenntnisse und wurde so zu immer wichtigern Geschäften gebraucht. Bald wurde er

nach Ungarn, bald nach Italien, bald nach Holland geschickt, und immer übertraf er noch die Erwartung seines Hauses. Bei diesen Reisen hatte er zugleich Gelegenheit gesucht, den Betrieb seines Gewerbes zu beobachten, von dem er einst noch immer Gebrauch zu machen hoffte. Er fing an, kleinen erlaubten Nebenhandel auf eigene Rechnung zu machen und daran bedeutend zu gewinnen. Ein Zufall führte ihn einst mit Kaiser Joseph II. zusammen, ohne daß er es wußte, weil bekanntlich Joseph auf gar manchen Plätzen erschien, wo man den Kaiser nicht vermuthete. Er war so glücklich, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen, und der Kaiser, der damals mit den Klöstern in Ungarn Veränderungen vorhatte, gab Hering unmittelbare Aufträge zu Käufen und großen Geschäften. Zugleich ward der Türkenkrieg vorbereitet, zu dem große Einkäufe nothwendig waren; auch einen Theil dieser erhielt Hering als Commissär zu besorgen. Während dieses ganzen Kriegs machte Hering, der sich indeß von seinem Hause losmachen und selbstständig auftreten mußte, große Geschäfte. Nach Beendigung dieses Kriegs zog sich derselbe von seinen bisherigen unstäten Beschäftigungen zurück, und legte, bei den Unruhen in den Niederlanden, der Regierung den Plan vor, eine große Tuchfabrik im Innern der kaiserlichen Erblande anzulegen, wenn man ihm das Privilegium gäbe, einen großen Theil der Tücher für die Armee fertigen zu dürfen. Der Plan hatte bei Herings Connexion und Zutrauen keine Schwierigkeit. Hering heirathete eine wohlhabende Wittwe zu Brünn, in Mähren, und etablirte hier seine Fabrik. Im Jahre 1791 zeigte er hier dem Kaiser Leopold die ersten Proben des feinsten, in den östreichischen Erbstaaten verfertigten Tuches und die Arbeiten der großen Spinnmaschine vor. Der Kaiser ertheilte diesem verdienstvollen Bürger den Leopoldorden und erhob ihn in den Adelstand. Herr von Hering erhielt in gleichem Grad das Vertrauen des Kaisers Franz, und hatte jetzt sein Geschäft so ausgedehnt, daß die kleine Ausgabskasse jährlich circa 50,000 fl., die große Kasse hingegen mehrere Millionen umsetzte. Mehrere seiner Landsleute, die ihn aufsuchten,

und in seine Dienste zu kommen wünschten, hat er aufgenommen, und wenn er sie eben nicht anders placieren konnte, auf den Webstuhl gesetzt, sie von unten auf dienen lassen, nachher zu Fabrikaufsehern gemacht, ihnen endlich selbst Fabriken gekauft, oder die Geschäfte seines Comptoirs unter reichlicher Belohnung übertragen. Wahrscheinlich ist es, da er keine Kinder hat, daß irgend einer derselben, welcher ihm mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gedient hat, einst sein Erbe, und so aus dem Glücke eines einzigen thätigen und klugen Mannes das Glück mehrerer aufblühen wird. Er besuchte vor einigen Jahren die Bäder in Böhmen, wohin er alle seine Verwandten aus Franken kommen ließ. Nachdem er sie noch einmal gesehen und von ihnen in diesem irdischen Leben Abschied genommen hatte, entließ er sie mit reichlichen Geschenken wieder in ihre Heimath, wo ihm in den Herzen aller, die ihn kannten, ein schönes, festes Denkmal errichtet bleibt. — Klugheit und Fleiß bahnen dem Jüngling, wenn er sie redlich benützt, den Weg zu einer schönen, glücklichen Zukunft, geben dem Manne vollen Segen für seine Mühen, dem Greise die Mittel, seinen Freunden mit segnender Hand neuen Wohlstand zu schaffen, und in der Todesstunde noch das erhebende Bewußtseyn, nicht that-, nicht zwecklos, sondern für viele gelebt zu haben. — Möge jeder Jüngling dieß Beispiel tief in seine Seele pflanzen!

(Grdl. Darst. d. Kste. u. Gew.)

60.

Denkspruch.

Lerne deine Zeit gut eintheilen, und du erlangst die Kunst: in weniger Zeit viel zu vollbringen.

61.

Barbaren lehren Dankbarkeit.

Ein frommer Einsiedler ward in seiner Zelle von einer Horde Barbaren überfallen, die bei ihm verborgene Reichthümer vermutheten und mit Ungestüm in ihn drangen, dieselben herzugeben. Der Mann Gottes besaß aber blos ein paar Kürbisse und einiges Obst zu seinem Unterhalte, welches er ihnen sofort gab. Die Barbaren verschlangen das ihnen Dargebotene gierig und entfernten sich wieder. Nicht lange Zeit nachher brachten sie aus Erkenntlichkeit dem Einsiedler einen ganzen Vorrath von Lebensmitteln. „Ach!" rief er da aus; „diese Barbaren sind bei einer so geringen Gabe so dankbar; und wir Christen, die wir von dem Herrn mit unschätzbaren Gütern gesegnet sind, vergessen so oft den Dank, den wir ihm schuldig sind!"

62.

Auflösung der Räthsel.

Sarg — Engel, Bengel — Freudenthränen — Gnadenbild — Retter.

Druck von Florian Kupferberg.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Clemens, Chr. K.

Zum Namenstag ein Festgeschenk für die katholische Jugend

Mainz 1847

Paed.pr. 672
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759505-2